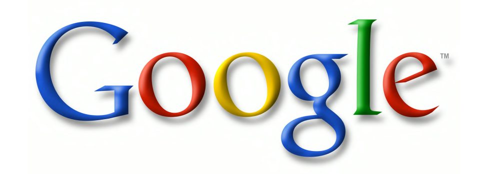


Geschichte

der

Nordamerikanischen

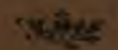


Literatur

Von

Karl Knortz.

Erster Band.



Berlin.

Verlag [illegible]



Geschichte der Nordamerikanischen



Von

Karl Knortz.

Erster Band.

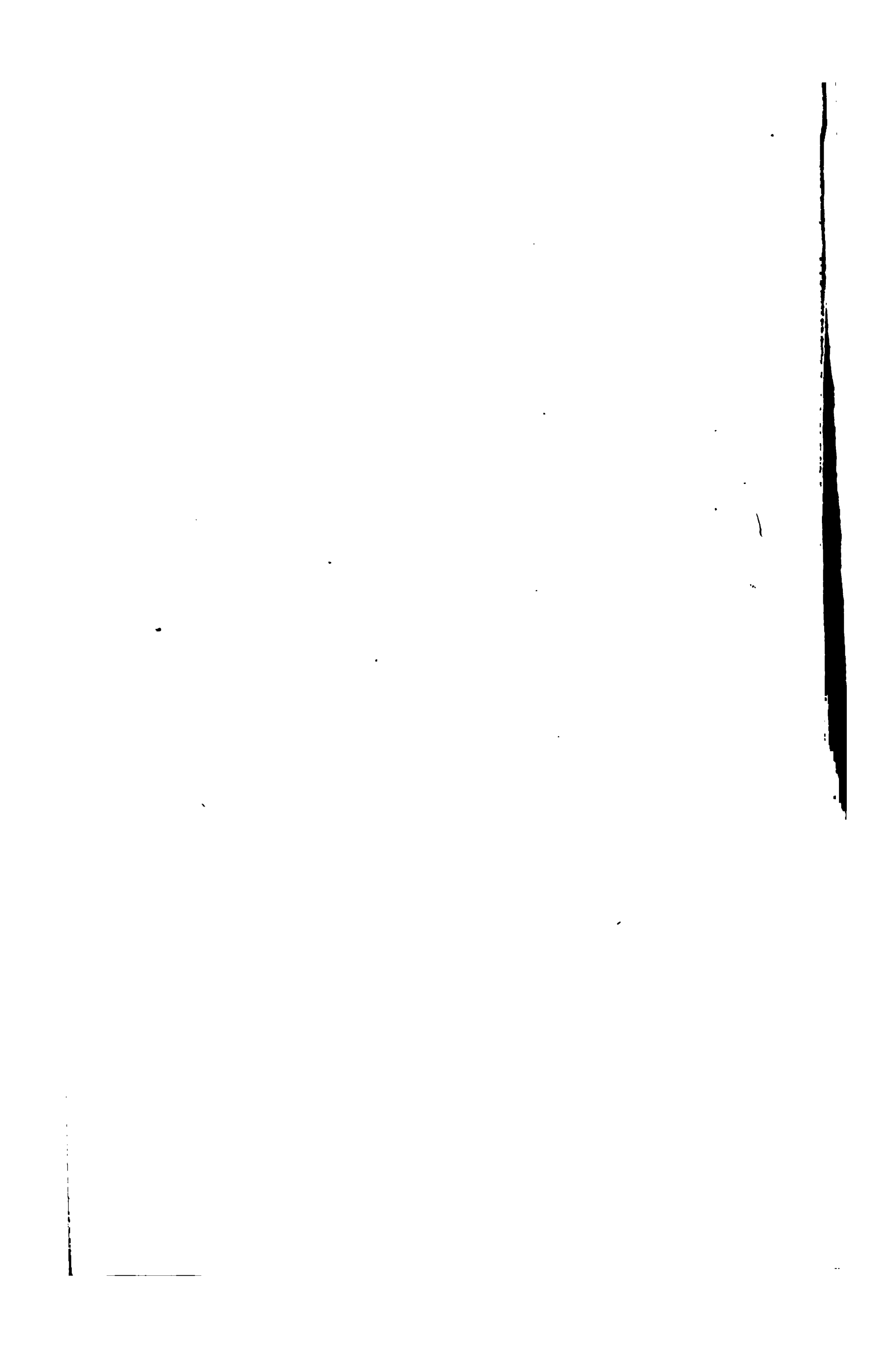


Berlin.
Verlag von Hans Lüstenöder.
1891.

Inhalt.

Seite





Die Literatur der Kolonialperiode.

Für den Virginier gibt es noch heute nichts Höheres, als wenn er den sicheren genealogischen Beweis führen kann, daß er von den ersten Ansiedlern seines Staates, die anfangs des 17. Jahrhunderts am Jamesflusse den Grund zur Kolonisation des neuen Kontinentes legten, abstammt; denn dieses gewährt ihm das unzweifelhafteste Recht zu der Behauptung, daß er an der Spitze der amerikanischen Zivilisation marschirt, wodurch ihm selbstverständlich gewisse gesellschaftliche und politische Privilegien erlaubt seien. Auf seine Vorfahren, die sich in Jamestown niedergelassen hatten und sich dort hinter schwachen Palisaden gegen die Angriffe der Rothhäute schützten, braucht er übrigens nicht sehr stolz zu sein, denn sie bestanden ja doch nur aus dem Auswurfe der englischen Gesellschaft; es waren meist dem Zuchthause oder dem Schuldgefängnis noch rechtzeitig entschlüpfte Individuen, die eher ein Gemeinwesen ruiniren als aufbauen konnten; es waren jene problematischen Existenzen, die nur gewohnt waren, ihren Rücken vor einflußreichen europäischen Würdeträgern, nicht aber in der schweren, entbehrungsreichen Arbeit des Pioniers zu

beugen. Da sich nun unter den ersten Ansiedlern sehr wenige Handwerker befanden, so machte die eigentliche Kolonisation gar langsame Fortschritte; die Feder, die sonst so häufig mächtiger als das Schwert genannt wird, war hier, wo es galt Hacke, Karst und Axt zu führen, das allerentbehrlichste Instrument, denn hier waren vor allen Dingen körperliche, nicht aber geistige Bedürfnisse zu befriedigen. Und doch zeigte sich auch hier die Feder in ihrer alten historischen Bedeutung und es war sicherlich im Interesse der jungen Kolonie, daß einige der Pioniere trotz der mannigfachsten Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen Zeit und Muse fanden, sie in Bewegung zu setzen und ihrem Mutterlande durch gedrängte Berichte über den Reichthum, die Naturschönheiten und die rothen Bewohner des neuen Landes Auskunft gaben, dadurch dem jungen Unternehmen neue Kräfte aus Europa zuführend.

Unter diesen Feder und Schwert führenden Pionieren befand sich auch der späterhin durch seine Abenteuer mit Powhatan und Pokahontas, die jedoch von den nüchternen, aller Romantik feindlich gesinnten Historikern nicht geglaubt werden, so populär gewordene Capitän John Smith. Derselbe hatte als fahrender, stolzer, Frauen liebender Ritter Südeuropa und einen großen Theil des Orientes durchreist, worüber er allerlei ungeheuerliche Geschichten zu erzählen wußte; da nun in Europa nichts mehr für ihn zu gewinnen und auch nichts mehr zu erobern und er an ein unstätes, abenteuerreiches Leben gewöhnt war, so kam es ihm nicht darauf an, auf welchem Fleckchen der Erde er dem zweifelhaften Glücke nachjagte. John Smith befand sich damals in

seinem 27. Lebensjahre; er lebte und litt für die junge Ansiedlung und nannte sie noch in seinem Alter zärtlich sein Kind, seine Karten und Würfel. Er war sogar, wie aus der Bibliographie in Deane's Ausgabe von „A True Relation of Virginia“ hervorgeht, ein gewaltiger Vielschreiber und trotzdem sich in den meisten seiner Werke Amerika betreffende Bemerkungen vorfinden, können doch nur drei derselben, die er als Kolonist schrieb, zur amerikanischen Literatur gerechnet werden. Der vollständige Titel des ersten, das Ende des Jahres 1608 in London veröffentlicht wurde und von dem Charles Deane 1866 in Boston eine neue, mit einer ausgezeichneten Einleitung versehene Ausgabe veranstaltete, lautet wie folgt:

„A true relation of such occurrences and accidents of note as hath happened in Virginia since the first planting of that colony, which is now resident in the south part thereof, till the last return from thence, written by Captain Smith, Coronel of the said colony, to a worshipful friend of his in England.“

Die langweilige Seereise nach der neuen Welt wird darin mit wenigen Bemerkungen übergangen und dann folgen kurze Notizen über die Landung der Mannschaft, die Erbauung primitiver Häuser, Erforschungsreisen am Jamesflusse und den Umgang mit den Indianern, besonders mit dem Häuptling Powhatan. Auch Pokahontas, die damals erst zehn Jahre alt war, wird in einer Notiz gedacht. Dieses hauptsächlich für Historiker so werthvolle Büchlein wurde in der Wildnis unter faulendem Zelte zur Belehrung für die Aktieninhaber der Virginia-Gesellschaft in London geschrieben und der Verfasser hatte nicht die geringste Absicht, es dem Drucke übergeben zu lassen. Er

warf das zusammengerollte Manuskript auf das Schiff des Kapitäns Nelson und derselbe nahm es mit nach London, woselbst es dann bald in eine Druckerei wanderte. Smiths spätere Berichte über das Land und die Leute der neuen Kolonie lieferten, trotzdem ihre historische Zuverlässigkeit mehrfach in Frage gezogen wurde, Ben Jonson und anderen englischen Schriftstellern neuen und anziehenden Stoff für Schauspiele und Gedichte.

Auch William Strachey, der an der unglücklichen Expedition des Sir Thomas Gates theilgenommen hatte, hielt sich eine Zeitlang in Jamestown auf, und verfaßte daselbst die Schrift „A true Repertory of the Wrack and Redemption of Sir Thomas Gates, Kt., upon and from the Islands of Bermudas; his coming to Virginia; and the Estate of that Colony then and after under the Government of the Lord La Ware," die Shakespeare zum Vorwurfe seines „Sturms" genommen haben soll. Strachey, welcher den Titel „Sekretär von Virginien" führte, hat hier übrigens ein Büchlein geliefert, in dem Kraft und Saft steckt und seine schwungvolle Beschreibung des schrecklichen Seesturms, dem Gates' Schiff zum Opfer fiel, läßt uns in ihm einen äußerst gewandten Schriftsteller erkennen.

George Sandys, der sich ebenfalls einige Jahre in Jamestown aufhielt, kann mit Fug und Recht als der erste amerikanische Dichter bezeichnet werden. Er hatte in England eine metrische Uebersetzung der ersten fünf Bücher der Metamorphosen von Ovid erscheinen lassen, welche unter den Gelehrten solche günstige Aufnahme gefunden hatte, daß ihm Michael Drayton vor der Abreise nach Virginien (1622) nachrief:

„And, worthy George, by industry and use
Let 's see what Virginia will produce.
Go on with Ovid, as you have begun
With the first five books; let your number run
Glib as the former; so shall it live long
And do much honor to the English tongue.
Entice the Muses thither to repair;
Entreat them gently; train them to that air;
For they from hence may thither hap to fly.“

Als Sandys Virginien erreichte, waren gerade die Feindseligkeiten mit den Indianern ausgebrochen und die an den Ufern des Jamesflusses zerstreuten Ansiedler hatten sich nach Jamestown geflüchtet und dasselbe zu einem Kriegslager umgestaltet. In diesem Kriegslärm nun und unter Widerwärtigkeiten aller Art vollendete dann auch Sandys wirklich seine Uebersetzung der Ovid'schen Metamorphosen; sie erschien 1626 in London, wohin er inzwischen zurückgekehrt war. Welch' günstige Aufnahme sie in England fand, geht daraus schon zur Genüge hervor, daß sie acht Auflagen erlebte. Und sie verdiente es auch, denn sie ist in fließendem, wohllautendem Englisch abgefaßt, sodaß sie noch heute Leser findet. Alexander Pope, der Homer-Bearbeiter, war ein begeisterter Verehrer dieser Uebertragung und John Dryden nannte Sandys „the best versifier of the former age“.

Gegen die damals in England kursirenden Verleumdungen und Anschwärzungen der jungen amerikanischen Ansiedlungen trat John Hammond, der 1635 nach Virginien kam und sich daselbst und in dem inzwischen kolonisirten Maryland 19 Jahre lang aufhielt, in dem Werke „Leah and Rachel“, worunter er nämlich Virginien und Maryland verstand, energisch auf. Hier weht schon ein

ächter amerikanischer Hauch; denn der Verfasser, der sich nur in Amerika ein Grab wünschte, stellt die amerikanischen Kolonieen als das Eldorado der Mühseligen und Beladenen hin; dort fände Jeder Gelegenheit, sich durch Fleiß und Ausdauer Wohlstand und Unabhängigkeit zu erwerben und er könne daher gar nicht begreifen, warum so Viele in England lieber bettelten oder Newgate und Bridewell füllten, als sich in der neuen Welt auf eigene Füße zu stellen. Hammond war der Erste, der in Amerika die Zufluchtsstätte der hülfsbedürftigen Menschheit erblickte; er war der Erste, der Europa zurief, daß nur in der neuen Welt Armut und Elend durch Fleiß und Arbeit besiegt werden könnten.

Maryland fand späterhin auch in dem trotz schweren Schicksalen stets gut gelaunten George Alsop einen poetischen und prosaischen Lobredner.

Eine Stätte der Freiheit aber ward Virginien ebenso wenig wie anfangs irgend eine andere unter englischen Auspizien gegründete Kolonie. Das Schulwesen wurde von den königlichen Gouverneuren prinzipiell vernachlässigt; denn so lange die Ansiedler in der Unwissenheit erhalten blieben, fühlten sie den tyrannischen Druck nicht. Die intoleranten Episkopalgeistlichen sorgten im Namen der christlichen Religion für die nöthigen Ketzerverfolgungen; sie ließen Hexen verbrennen und verbannten Quäker, Baptisten und sonstige Sektirer aus ihren Kolonieen. Zeitungen waren verpönt und noch zehn Jahre vor der Unabhängigkeitserklärung hatte Virginien nur eine einzige Druckerei.

Gegen diese Uebelstände kämpfte der aus Schottland stammende Geistliche James Blair, der von 1685—1743 in Virginien wirkte, unter Aufbietung seiner Kräfte und

seines Einflusses mit bewunderungswürdiger Ausdauer an; er sorgte vor allen Dingen für Schulen und Schulmeister und wenn dieselben auch gerade nicht viel leisteten, so nahmen dadurch doch die Dinge eine Wendung zum Besseren. Seinen Bemühungen ist immerhin die Gründung des ersten College in der neuen Welt zu verdanken.

1705 erschien die erste, sorgfältig ausgearbeitete Geschichte Virginiens in London; dieselbe hatte Robert Beverley, der aus England stammte und in Virginien als reicher Sklavenhändler lebte, zum Verfasser. Das Werk, in dem er als begeisterter Lobredner des neuen Landes auftrat, wurde auch in das Französische übersetzt und fand in Frankreich, wo man sich auch allmälig für Amerika zu interessiren anfing, zahlreiche Leser.

Zwischen den Jahren 1620—40 siedelten sich in den sogenannten Neuengland-Staaten gegen 21,000 Emigranten an, die England wegen ihrer religiösen Ansichten verlassen mußten und nun, nachdem sie sich wenige Jahre in dem toleranten Holland aufgehalten hatten, in der neuen Welt eine ihren Ansichten entsprechende Theokratie gründen wollten. Diese Puritaner waren rührige und energische Leute, die Flinte und Axt trefflich zu führen verstanden und den Urwald bald von den rothen Teufeln, den wegen ihres Aberglaubens von Gott zur ewigen Höllenstrafe verdammten Indianern gesäubert und sich wohnlich darin eingerichtet hatten. Kein Hindernis schreckte diese außerordentlich thatkräftigen, unduldsamen Menschen zurück, denn sie glaubten von der Vorsehung dazu bestimmt zu sein, in Amerika das Reich des Herrn zu gründen. Jeder von ihnen ausgehende Akt wurde als ein heiliger, der nur in der Uebereinstimmung mit dem Willen Gottes

geschah, betrachtet und deshalb ertrugen sie auch keinen Widerspruch; wer ihnen zuwider handelte, empörte sich gegen Gott, und Ketzer hatten nach dem puritanischen Dogma keine Existenzberechtigung. Sie fanden also dort eine Heimat, welche ihnen die ersehnte Religionsfreiheit, die natürlich nur für sie allein galt, gewährte; sie fanden auch Ellbogenraum für ihre Kinder (und letzteres war insofern von weittragender Wichtigkeit, als sie sich eines Kindersegens erfreuten, wie er in jenen Staaten seit jener Zeit nicht mehr vorgekommen ist.) In jedem neugeborenen Weltbürger sah man damals nicht eine Vermehrung der Sorgen und unwillkommenen Arbeiten; vielmehr freute man sich, daß man wieder zwei Hände mehr im Hause hatte, die durch Beten und Arbeiten das Ziel der Puritaner erreichen halfen.

Da sich unter diesen Kolonisten viele Graduirte von Oxford und Cambridge, besonders aber viele gelehrte und außerordentlich thätige Theologen befanden, so ging es natürlich so schnell wie möglich an die Errichtung von öffentlichen Schulen und schon im Jahre 1649 hatten alle Kolonieen Neuenglands, Rhode Island ausgenommen, den Schulzwang eingeführt. Staat und Kirche waren eins und bürgerliche Rechte wurden nur dem eingeräumt, der getauft war und am heiligen Abendmahle regelmäßig theilgenommen hatte. Die Puritaner betrieben Alles und Jedes mit fanatischem Ernste; das geringste Vorkommnis des täglichen Lebens hatte eine tiefe, religiöse Bedeutung für sie. Durch die Kraft des Gebetes glaubten sie den Gang der Weltgeschichte nach Belieben ändern zu können und thaten es auch nach ihrer Meinung; sie heilten, wie einige selber erzählen, mittelst des Gebetes Kranke, be-

schwichtigten gefährliche Seestürme und besiegten die Indianer. Kein Wunder also, daß sie sich für unfehlbar hielten und jeden Ketzer aus ihren Ansiedlungen hetzten. Das Lächeln in der Kirche wurde mit Verbannung bestraft; da der Gebrauch des Tabaks an den aus dem Höllenpfuhle aufsteigenden Rauch erinnerte, so wurde ein strenges Gesetz dagegen erlassen; Männer mit langem Haare oder Müssiggänger wurden in's Gefängnis geworfen oder öffentlich gepeitscht.

Die Religion der Puritaner war also nichts anderes als ein schwer zu ertragender Despotismus, der eine protestantische Inquisition inaugurirte. War doch damals Toleranz überhaupt eine wenig bekannte und noch weniger ausgeübte Tugend.

1639 wurde in Cambridge unter den Auspizien des damals noch sehr jungen Harvard College die erste Druckerei eröffnet und der Präsident jener Lehranstalt war 23 Jahre lang für den Inhalt der neuen Drucksachen moralisch verantwortlich; 1662 wurden zwei offizielle Zensoren erwählt, ohne deren Erlaubnis keine Zeile gedruckt werden durfte. Wie sehr man denselben auf die Finger sah, geht daraus hervor, daß sie sich durch den Nachdruck des Werkes „Die Nachfolge Christi", also eines Buches, das einen Ketzer, nämlich einen papistischen Geistlichen, zum Verfasser hatte, einen gewaltigen Rüffel zuzogen.

Außer der Bibel wurden auch von den Gelehrten der puritanischen Kolonieen die griechischen und lateinischen Klassiker eifrig studirt; den humanen Geist derselben aber erfaßten sie nie, denn dazu waren sie erstens zu trocken und pedantisch und zweitens zu sehr von dem Glauben an ihre religiöse Unfehlbarkeit überzeugt. Die zeitgenössische

Literatur Englands wurde mit konsequenter Verachtung bestraft.

Wie in Virginien, so waren auch in Neuengland die ersten Schriftsteller Historiker, deren Werke aus Tagebüchern entstanden. Darunter ist zu nennen William Bradford, der von 1621 bis zu seinem Todesjahre 1657 Gouverneur der Kolonie war und der die „History of Plymouth Plantation" schrieb, deren Manuskript, nachdem es von mehreren Schriftstellern benützt worden war, verloren ging und erst im Jahre 1855 in England wieder entdeckt, kopirt und von der historischen Gesellschaft in Boston veröffentlicht wurde. Dieses Werk, in dem der Verfasser als ruhiger, einfacher und zuverlässiger Augenzeuge spricht, ist, da es eine getreue Schilderung der damaligen religiösen, sozialen und politischen Verhältnisse bietet, für den Geschichtsforscher von bleibendem Werthe. Ebenso wichtig ist auch Nathaniel Morton's „New England Memorial" (1669).

John Winthrop, der 1630 nach der neuen Kolonie reiste und längere Jahre Gouverneur derselben war, hatte auf seiner Ueberfahrt die Schrift „A Model of Christian Charity" verfaßt, worin er gegen die Gefahren der Selbstsucht, die jedes junge Gemeinwesen unbedingt zu Grunde richte, derb loszog und christliche Bruderliebe predigte. Die Geschichte der Kolonie von Massachusetts Bay schrieb er dann so schnell wie sie sich unter seinen Augen vollzog.

Zur Geschichte des Puritanerthums ist fernerhin das Werk „The Wonder-Working Providence of Zion's Saviour in New England" (neue Ausgabe von F. Poole, Andover 1867) von großer Wichtigkeit. Dasselbe hatte Edward Johnson zum Verfasser. Dieser, der zu den wenigen

gehörte, die keinen Gefallen an den Hexenverfolgungen Neuenglands fanden, war 1630 nach Amerika gekommen und hatte das Städtchen Woburn in Massachusetts gegründet und daselbst bis zu seinem 1672 erfolgten Tode zahlreiche verantwortliche Ehrenstellen bekleidet. Nach seiner Ansicht war jeder Auswanderer ein auserwählter Streiter Christi und da die Besiedelung des neuen Kontinentes ein dem göttlichen Versöhnungsplane entsprechender heiliger Akt war, so wurde Jeder, welcher der Ausführung desselben durch eine anti-puritanische Gesinnung hinderlich war, als Feind Gottes, der keine Nachsicht verdiene, betrachtet.

Fast jeder der Pilgrimväter, der zu schreiben verstand, führte ein Tagebuch. Besonders waren die Geistlichen in literarischer Hinsicht außerordentlich thätig. Aus der früheren Periode sind hauptsächlich Thomas Hooker, Thomas Shepard und John Cotton zu erwähnen. Ersterer, der ein gewaltiger Beter war, veröffentlichte allein 23 religiöse Schriften; dieselben, die übrigens im Grunde nur einen Beitrag zur Geschichte menschlicher Irrungen lieferten, wurden ganz unmäßig gelobt und ein Zeitgenosse verstieg sich sogar zu der Bemerkung, daß derjenige, der Hooker's Schriften lobe, der Sonne neues Licht zuführe.

Nathaniel Ward*), ein aus England gemaßregelter Geistlicher, der in Agawam, dem jetzigen Ipswich, einer kleinen Puritanergemeinde das Evangelium Christi verkündete, schrieb das merkwürdige Büchlein „The Simple Cobbler of Agawam“ (London 1647), das in dem ersten

*) Siehe A Memoir of the Author of the „Simple Cobbler of Agawam in America“. By J. W. Dean. Albany 1868.

Jahre vier Auflagen erlebte. Der Verfasser spricht darin von sich als einem Schuster, der aber nicht bei seinem Leisten bleiben könne und anstatt Schuhe Länder flicken müsse. Es ist eine schwungvolle, feurige und überaus bigotte Satire gegen die Gewissensfreiheit in Alt- und Neuengland. Da sich der Verfasser, wie jeder ächte Puritaner, für unfehlbar hielt, so macht er natürlich seinem Gegner keine Konzessionen; es dürfte in der gesammten Literatur der protestantischen Kirche kein unbarmherzigerer wüthenderer Zelote als Ward zu verzeichnen sein.

Für die damalige Zeit hatte der Geistliche Roger Williams gar sonderbare Schrullen, womit er auch noch unvorsichtigerweise durch einige Schriften das größere Publikum vertraut machte. So konnte er z. B. mit dem besten Willen nicht einsehen, mit welchem Rechte die Weißen von dem Lande der Indianer Besitz ergriffen; auch sah er in der Vereinigung des Staates mit der Kirche eine Institution, die das wahre Christenthum gefährdete und da er außerdem über die Heuchelei der Geistlichen derb herzog und sich als wahrer Freund der Armen und Unterdrückten, besonders aber der allgemein so bitter gehaßten Indianer, denen er jahrelang in ihrer Sprache gepredigt hatte, gerirte, so ist es leicht erklärlich, daß er bald den Staub von Massachusetts von den Füßen schütteln mußte und sich in Rhode Island eine Heimat suchte. Roger Williams war also der erste, der in Amerika den Staat von der Kirche getrennt haben wollte und er motivirte dieses Verlangen in solch überzeugender Weise, daß es seinen Gegnern gar schwer ward, gegen die Logik seiner Gründe anzukämpfen.

Auch sahen die Puritaner des 17. Jahrhunderts in der Verbindung der schönen Künste mit der Religion eine die letztere gefährdende Mischehe; beide repräsentirten unvereinbare Gegensätze, denn das Gute stamme von Gott, das Schöne und Angenehme hingegen vom Teufel ab. Trotzdem aber huldigten mehrere Geistliche der Dichtkunst; ihre Leistungen bestanden jedoch meistentheils aus höchst ledernen Grabschriften und allen höheren Schwung entbehrenden Kirchenliedern. Dahin gehört vor allen Dingen das berühmte „Bay Psalm Book“ (1640), eine schauderhafte, metrische Bearbeitung der Psalmen, zu der zahlreiche Geistliche ihr gereimtes Scherflein beisteuerten. Ihr Dichten war wie ihr religiöses Trachten unsympathisch, pedantisch, öde und leer. Die Glaubensstärke muß hier eine große Sündenmenge, begangen an der Metrik und überhaupt an dem Genius der englischen Sprache, decken. Und diese knittelpoetische Paraphrase der Psalmen galt damals als eine epochemachende religiöse That!

Der erste wirkliche Dichter Neuenglands, der auf den Namen eines solchen mit Fug und Recht Anspruch machen kann, war eine Frau, nämlich Anne Bradstreet, deren Produkte theilweise noch heute genießbar sind. Ihr 1650 zu London veröffentlichtes Werk „The Tenth Muse lately sprung up in America“ fand, trotzdem man in England mehr auf das Getöse des Mars horchte, als auf die Klänge einer neuen, der zehnten Muse, doch eine günstige Aufnahme. Die Dichterin war 1612 in England, woselbst ihr Vater ein ernster und gelehrter Puritaner war, geboren; in ihrem 16. Jahre verheiratete sie sich mit einem tüchtigen und umsichtigen Geschäftsmanne und ging bald darauf mit demselben und einer Anzahl anderer Puritaner



nach Amerika. Das junge Ehepaar hatte daselbst anfangs mit allerlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen und trotzdem dieselben als den Karakter läuternde, von Gott gesandte Prüfungen betrachtet wurden, so klagt die Dichterin doch oft genug in ihren Versen über ihr entbehrungsreiches Dasein in der unwirtlichen amerikanischen Wildnis. 1644 ließ sie sich mit ihrem Gemahle auf einer bei Andover gelegenen Farm, die heute noch die Bradstreet-Farm genannt wird, nieder und wohnte daselbst bis zu ihrem 1672 erfolgten Tode. Sie war Mutter von acht Kindern; ihre Gedichte schrieb sie größtentheils vor ihrem 30. Jahre; auch verfaßte sie einige prosaische Betrachtungen über Moral und Religion. Ihre Gedichte sind im Allgemeinen phantastisches in hochtrabender, euphuistischer Sprache verfaßtes albernes Zeug; sie personifizirt Feuer, Erde, Luft und Wasser und zeigt uns diese Elemente in einem langweiligen Wettstreit, in dem jedes seine Vorzüge rühmt und die des anderen heruntersetzt. Die „Four Monarchies“ betitelte Abtheilung ist eine langathmige Reimchronik, die von Nimrod bis zu Tarquinius Superbus geht und sich streng an Sir Walter Raleigh's „History of the World“ anschließt. Dieses Werk wurde von den Puritanern außerordentlich gerühmt; hier haben wir doch, sagten sie, nützliche Dichtungen, wodurch die Ruhe der Seele nicht gefährdet wird; hier ist historische Wahrheit, aber keine unlautere Fiktion. Die übrige Welt vergaß dieses Buch jedoch sehr bald.

In ihren „Contemplations“ zeigt sie sich jedoch als ächte, gefühlvolle Dichterin; darin finden wir keine historische Data in Reime gebracht, da ist keine mühsam erlangte Büchergelehrsamkeit, sondern der Hauch der frischen

Natur; da ist wirklich aus dem Leben Geschöpftes, da ist sogar etwas Weltschmerz. Gegen das Pabstthum ereifert sie sich zwar gewaltig, für demokratische Einrichtungen aber kann sie sich nicht begeistern.

Allmälig wuchs in den amerikanischen Kolonieen eine neue Generation heran; die Mitglieder derselben erhielten ihre ganze Ausbildung in Amerika und kannten England nur vom Hörensagen oder aus Büchern. Unter denselben zeichnete sich besonders Peter Folger, der Großvater Benjamin Franklins, aus; derselbe schrieb unter Anderem auch eine Ballade, die auf den Straßen gesungen werden sollte und den löblichen Zweck verfolgte, die religiösen Verfolgungen in Miskredit zu bringen und die Toleranz vom christlichen Standpunkte aus zu vertheidigen.

Den weitgehendsten Einfluß übte eine Zeit lang Michael Wigglesworth, ein zelotischer, vielschreibender Geistlicher, aus. Er sang das Lied des christlichen Fatalismus; er pries die Freuden der Seligen und schilderte in grellen Farben die physischen Qualen der Verdammten. Nach seiner Ansicht war Amerika vor Ankunft der Puritaner im Besitze des Teufels gewesen; es war, wie er in dem Gedichte „God's Controversy with New England" (1662) sagt:

„A waste and howling wilderness,
Where none inhabited,
But hellish fiends, and brutish men,
That devils worshipped.
This region was in darkness placed,
Far off from heaven's light,
Amidst the shadows of grim death
And of eternal night."

Seine Gedichte wurden vom Lesepublikum gierig verschlungen und fast jeder ächte Puritaner hatte ihnen einen

Platz neben der Bibel oder dem kleinen Katechismus eingeräumt. Sein Hauptwerk ist das Pech und Schwefel duftende Epos „Day of Doom“, eine Beschreibung des jüngsten Gerichtes enthaltend, die an Anschaulichkeit nichts zu wünschen übrig läßt.*) Die Heiligen entwickeln zum Schlusse eine solche riesige Freude über die Bestrafung der Gottlosen, daß man unbedingt glauben muß, das Mitleid sei eine der allerunchristlichsten Tugenden. Dies Büchlein, das von Jung und Alt durch drei Generationen mit Furcht und Zittern gelesen wurde, erlebte Auflage über Auflage und hat heutigen Tages noch seine Verehrer.

Als Humorist machte der Bostoner Kaufmann Joseph Green (1706—1780) lange viel von sich reden. Er war ein Graduirter von Harvard College und gehörte beim Ausbruch des Unabhängigkeitskrieges zu den rabiatesten Tories (Anhänger des Althergebrachten im englischen Staatsleben), weßhalb er Zuflucht in England suchen mußte, woselbst er auch starb. Er war ein lustiger Kamerad, dem der trockene Ton des Bostoner Lebens in tiefster Seele verhaßt war, so daß er dasselbe stets zur Zielscheibe seines schlagfertigen Witzes nahm und besonders der hohen Geistlichkeit oft bös mitspielte. Als einst die vierte Lateinschule Bostons abgerissen werden sollte, um Platz für die Vergrößerung einer Kirche zu gewinnen, improvisirte er:

„A fig for your learning! I tell you the town,
To make the church larger, must pull the school down.
Unluckily spoken, replied Master Birch;
The learning, I fear, stops the growth of the church!“

---

*) Neue Ausgabe, mit Biographie, New-York 1867.

Eine Grabschrift verfaßte er sich schon lange, ehe er dieselbe gebrauchte.

„Liste, Viator! Here lies one,
Whose life was whim, whose soul was pun;
Und if you go too near his hearse,
He'll joke you, both in prose and verse.“

Den hauptsächlichsten Einfluß in Neuengland hatten jedoch lange Jahre hindurch die Mathers, nämlich die Geistlichen Richard, Increase, Cotton und Samuel Mather. Der erste hatte 1635 England seiner religiösen Ansichten wegen verlassen; er stand damals in seinem 39. Lebensjahre und war ein in der Bibel und den Klassikern außerordentlich belesener Gelehrter. Da er zugleich ein tüchtiger Prediger war und eine gewaltige Stimme besaß, so fand er natürlich schnell eine Stelle und zwar in Dorchester, woselbst er auch bis zu seinem Tode (1669) blieb. Er schrieb die Vorrede zum „Old Bay Psalm Book“ und veröffentlichte eine stattliche Anzahl von Predigten und Flugschriften über kirchliche Fragen. Er und seine Nachkommen waren Bücherwürmer sondergleichen; jede Stunde, die sie nicht auf der Kanzel oder in der Studirstube zubrachten, hielten sie für verloren und wenn sie gerade nicht mit dem Lesen eines Buches beschäftigt waren, so schrieben sie sicherlich eins.

Von seinen sechs Söhnen widmeten sich vier dem geistlichen Stande. Der jüngste derselben, nämlich Increase (geb. 1639), war der tüchtigste; als er in seinem 17. Jahre vom Harvard College graduirt wurde, hielt er eine fulminante, gegen die Aristoteles'sche Philosophie gerichtete Rede, die gewaltiges Aufsehen erregte. 1664

wurde er, nachdem er vorher drei Jahre lang in England gepredigt hatte, zum Pastor der North Church von Boston erwählt und diese Kirche war von dieser Zeit an die feste Burg der Mathers in Amerika. Sechzig Jahre lang schwang Increase Mather daselbst das Schwert des Herrn mit gewaltigem Arm und zeigte sich dabei als ein unermüdlicher, scharfsinniger, kühner und in allen Kniffen und Ränken wohlbewanderter Gottesmann, dessen Einfluß in ganz Neuengland wahrhaft grenzenlos war. Seine Schriften, von denen W. B. Sprague 92 anführt, bestehen größtentheils aus Predigten; die 1684 erschienene Kompilation „An Essay for the Recording of Illustrious Providences“ ist für den hypergläubigen Christen eine wahre Fundgrube von Thatsachen, die da das direkte Eingreifen Gottes in die Geschicke der Menschen beweisen. Sein Sohn Cotton (1663—1728) wurde schon in der Kindheit als überirdischer Genius angestaunt und verehrt; er war der Abgott seiner Eltern und sein Wissensdurst wie seine Sucht nach Ruhm und Anerkennung kannten keine Grenzen. Als er in seinem elften Jahre Harvard College bezog, hatte er bereits Homer, Isokrates und viele lateinische Autoren gelesen; als er 22 Jahre alt war, wurde er zum Hilfsprediger seines Vaters ernannt. Er war ein widerwärtiger Egoist und pharisäischer Formalist. Von seinem 14. Jahre an fastete er wöchentlich mindestens einen Tag; auch hielt er regelmäßig Nachtwachen, während welchen er Psalmen zu singen pflegte. Jede Kleinigkeit rief ihm einen Bibelspruch in's Gedächtniß. Seine Bibliothek, an deren Thüre die Worte „Be short“ standen, war die reichhaltigste Büchersammlung der neuen Welt. Er veröffentlichte über 380 größere und kleinere Schriften.

Sein Hauptwerk war „Magnalia Christi Americana; or, the Ecclesiastical History of New England, from its first Planting, in the Year 1620, unto the Year of our Lord 1698“, das 1702 in London erschien und in Amerika mehrfach nachgedruckt wurde. Die aus dem Jahre 1853 stammende zweite amerikanische Ausgabe besteht aus zwei Bänden, die zusammen über 1300 Seiten stark sind. Auf diese literarische Leistung legte er selber den größten Wert und wenn er sich an die Ausarbeitung eines neuen Kapitels machte, so stärkte er sich jedesmal dafür durch Fasten und Beten. Er erzählt darin ausführlich die Geschichte der Kolonien Neuenglands, giebt die Biographieen hervorragender Geistlichen und sonstiger Celebritäten und widmet den Störungen, welchen die christliche Kirche Neuenglands durch Separatisten, Antimonianer, Quäker und durch den Teufel ausgesetzt war, manches interessante Kapitel. Er hatte wie keiner vor ihm Zugang zu wichtigen Originalquellen; trotzdem aber wimmelt sein Werk von zahlreichen Irrthümern und falschen, von persönlichem Hasse diktirten Darstellungen. Sein Werk „Bonifacius“ ist eine christliche Wohlthätigkeitslehre, in welcher Alles vom Standpunkte eines erfahrenen Geschäftsmannes aus betrachtet wird. Benjamin Franklin sagte, dieses Buch habe ihn zu einem nützlichen Bürger gemacht.

In jeder wichtigen Angelegenheit ließ Cotton Mather seine Stimme ertönen, denn er war nicht gewöhnt, sein Licht unter den Scheffel zu stellen; auch war Bescheidenheit seine Sache nicht. Als die Frage der Psalmenübersetzung zu einer brennenden geworden war und er sah, daß man die herrlichen Dinge, welche der Geist Gottes den Menschen hebräisch mitgetheilt hatte, in der Ueber-



tragung durch allerlei nichtige Dinge, wie z. B. durch den gänzlich überflüssigen Reim, gräulich verunstaltete, bearbeitete er die Psalmen in Blankversen und gab sie unter dem Titel „Psalterium Americanum“ heraus. Er war ein Verehrer des Alten und Veralteten; jeder Satz, ja fast jeder Zwischensatz, den er schrieb, enthält eine Anspielung auf irgend eine historische Thatsache und die klassischen Citate schüttelte er nur so aus dem Aermel. Ueber seinen ganz ungewöhnlich phrasenhaften Stil beklagt sich sogar sein Sohn Samuel. Dieser Samuel zeichnete sich weniger durch seine literarische Thätigkeit, als durch seinen glühenden, ehrlichen Patriotismus während des Revolutionskrieges aus. Er nannte die Tories die infamsten Schufte des ganzen Erdbodens und enterbte auch seinen einzigen Sohn, weil derselbe mit der Sache der englischen Krone sympathisirte.

Die Literatur Neuenglands lag also, wie wir bisher gesehen haben, hauptsächlich in den Händen einer intoleranten, ehrgeizigen und ihrer Zwecke wohlbewußten Geistlichkeit. Doch beschäftigten sich auch einige Laien mit den Tagesfragen, die damals meistens religiöser Natur waren, eingehend und legten die Resultate ihrer Forschungen in Pamphleten nieder. Zu erwähnen ist da besonders der von dem Dichter Whittier nicht sehr glücklich poetisch verherrlichte Samuel Sewall (Whittier läßt Sewall in Newbury, Mass., geboren sein, wohingegen er doch in Horton, England, das Licht der Welt erblickte), der sich mit dem Versuche abquälte, gewisse biblische Weissagungen auf Amerika zu beziehen. Dann ist nicht zu vergessen Nathaniel Amos, der lange Jahre hindurch einen Almanach herausgab, der voll äußerst witziger und

sarkastischer Bemerkungen und voller Prophezeiungen war; über die Nichterfüllung der letzteren hat Niemand mehr gelacht, als der stets heiter gesinnte und zu allerlei Scherzen aufgelegte Verfasser selber.

William Hubbard veröffentlichte 1677 die Geschichte der Indianerkriege, in der er unverholen aussprach, daß es die Aufgabe der Neuengländer sei, die rothen Zweifüßler für immer von der Erde zu vertilgen.

Als ersten Philosoph der neuen Welt haben wir den scharfen Denker Jonathan Edwards, dessen zehn Bände heute noch Verehrer finden, zu verzeichnen. Er wurde 1703 zu East Windsor in Connecticut geboren, war abwechselnd Lehrer und Prediger und wurde 1758 zum Präsidenten des College von New Jersey erwählt. In demselben Jahre starb er auch. Edwards, der sein ganzes Leben lang mit Armut und sonstigen Unannehmlichkeiten zu kämpfen hatte, vertheidigte als Theologe hartnäckig den Calvinismus, und alle seine philosophischen Deduktionen müssen demselben dienen. Seine Philosophie war überhaupt nur die Handlangerei der Theologie, was sie bekanntlich zu ihrem eigenen Schaden lange Zeit gewesen ist und es theilweise noch ist. Er schnürte sie in die spanischen Stiefel absurder Dogmen und zwang sie dadurch zu Zugeständnissen, die aller Logik Hohn sprachen. Seine viel gerühmten Untersuchungen über die Freiheit des Willens, in denen er sich übrigens als achtunggebietender Metaphisiker dokumentirt, kranken hauptsächlich an dem angedeuteten Grundübel.

In Massachusetts war die Sclaverei kurz nach der Ankunft der Pilgerväter eingeführt worden und trotzdem daselbst die Neger im Allgemeinen gerade nicht besser als

in den südlichen Kolonien behandelt wurden, so gab es doch schon damals einige Weiße, in denen sich ein abolitionistischer Geist regte und welche den Afrikanern ihre Lage so erträglich wie möglich machten. Dadurch wurde auch in Massachusetts zum ersten Mal der Beweis geliefert, daß der Neger in der Civilisation noch eine andere Rolle als die eines Viehes spielen könne und daß man zu diesem Zwecke ihm einfach Gelegenheit, seine intellektuellen Anlagen auszubilden, zu geben brauche. Letzteres Glück ist der Dichterin Phillis Wheatly zu Boston im vollsten Maße zu Theil geworden. Dieselbe war im Jahre 1761 aus Afrika entführt und auf den Bostoner Sclavenmarkt gebracht worden. Sie war in dürftige Lumpen gehüllt und sah sehr kränklich aus, da die lange, an Entbehrung reiche Seereise ihre Gesundheit untergraben hatte; ihre Gesichtszüge verriethen jedoch eine gewisse Intelligenz und in Folge dieses Umstandes wurde sie dann von Frau Wheatly, einer wohlhabenden und wohlthätigen Dame gekauft. Phillis war damals erst acht Jahre alt, und da ihre Dienste als Magd doch noch gänzlich werthlos waren, sie aber eine unbezähmbare Lernbegier zeigte, so ließ ihr ihre Herrin Privatunterricht, und zwar durch die eigene Tochter geben. Bald las sie geläufig englisch, und schon ein Jahr nach ihrer Ankunft in Amerika war sie fähig, ihre Gedanken in gut gewählter Sprache schriftlich wieder zu geben. Dieses erregte damals leichtbegreiflich großes Aufsehen; eine gebildete Negerin war eine Seltenheit, gab es doch zu jener Zeit selbst unter den Weißen gar viele, denen das Lesen und Schreiben unbekannte Künste waren.

Phillis fand zahlreiche Gönner; man lieh ihr von

allen Seiten Bücher und freute sich besonders, daß sie unverkennbare Anlagen zu literarischer Beschäftigung entfaltete. Sie studirte auch Latein und übersetzte sogar einige Erzählungen Ovid's, die in Boston veröffentlicht und in London nachgedruckt wurden.

Phillis war sentimental und zur religiösen Schwärmerei geneigt, was auch aus allen ihren Gedichten hervorgeht.

1770 wurde sie entgegen dem allgemeinen Gebrauch, nach welchem Neger nicht in einer Kirche des Sakraments der Taufe theilhaftig werden durften, in dem „Old South Meeting House" zu Boston getauft. In ihrem zwanzigsten Jahre erklärte sie ihr Herr für frei. Da damals ihr Gesundheitszustand zu den schlimmsten Befürchtungen Veranlassung gab und ihr von den Aerzten eine Seereise anempfohlen wurde, so nahm sie Frau Wheatly's Sohn mit nach England, woselbst sie durch einige ihrer Gedichte bereits bekannt geworden war. Auch hatte sie vorher mit einigen der bedeutendsten englischen Schriftsteller korrespondirt, so daß sie gleich nach ihrer Ankunft in London in die tonangebenden Gesellschaften eingeführt wurde. 1773 veröffentlichte sie auch ihre Gedichte in London;*) dieselben bildeten einen 120 Seiten starken, der Gräfin von Huntingdon gewidmeten, 39 Nummern enthaltenden Oktav-Band. Da, wie Phillis in der Einleitung bemerkt, ihr mehrere Leute die Autorschaft dieser Gedichte abgesprochen hätten, so ließ sie zugleich betreffs ihrer Herkunft und

---

*) Nach der „History of the American Negroes" von Williams erschien die erste Ausgabe ihrer Gedichte 1770 zu Boston. Dieselben bildeten ein kleines Pamphlet, das sich in keiner Bibliothek mehr vorfindet.

Erziehung die Zeugnisse hervorragender amerikanischer Geistlichen und Staatsmänner abdrucken.

Kurz nach ihrer Rückkehr nach Amerika starb ihre Pflegemutter, und um nicht allein in der Welt zu stehen, verheirathete sie sich mit dem Neger John Peters, welcher, wie als Merkwürdigkeit aus der damaligen Zeit erzählt wird, eine Perrücke trug, nie ohne Spazierstock ausging, und in der Court-Straße zu Boston eine Spezereiwaarenhandlung besaß. Das gesuchte häusliche Glück fand sie jedoch nicht; ihr einziges Kind starb sehr jung und ihr Gemahl behandelte sie, die an das Lob der Welt gewöhnt und mit häuslichen Arbeiten unvertraut war, auch gerade nicht auf das Liebenswürdigste. Nach der Angabe des Negerhistorikers Williams wurde sie am 5. December 1784 von ihren Leiden erlöst; die meisten anderen Geschichtsforscher lassen sie schon im Jahre 1780 sterben.

Ihre Gedichte erlebten in England und Amerika viele Auflagen. Hohen Werth haben sie allerdings nicht, doch ist der Jefferson'sche Ausspruch, nach welchem sie unter aller Kritik sein sollten, viel zu herb. Ein von Phillis an General Washington gerichtetes Gedicht gefiel diesem Patrioten so sehr, daß er sich dafür in einem längeren, an die Dichterin gerichteten Briefe (abgedruckt im dritten Bande von Spark's „Life of Washington“) bedankte. Der Sache der Negerbefreiung hat sie dadurch Vorschub geleistet, daß sie durch ihr Beispiel zeigte, wie unter günstigen Umständen selbst ein verachteter Sclave für die Civilisation gewonnen werden kann.

Im Jahre 1664 wurde die holländisch-amerikanische Stadt Neu-Amsterdam, die damals 1500 Seelen zählte, plötzlich zur englisch-amerikanischen Stadt New York. Die

dortigen Holländer waren ein fleißiges und sparsames Volk, dessen Sinn nur auf die Gewinnung materieller Güter gerichtet war. Trotzdem sich einige tüchtige Gelehrte unter ihnen befanden, so wurde doch für die intellektuelle Hebung des Volkes durch Errichtung guter Schulen ungemein wenig gethan und New York war damals im Grunde genommen nichts anders als ein großes Dorf, in dem beständig religiöse, politische und soziale Streitigkeiten wütheten. Es hielten sich auch einige Dichter dort auf und der vor einigen Jahren verstorbene H. C. Murphy hat sich sogar die Mühe genommen, die größtentheils werthlosen Produkte derselben zu übersetzen und nebst den Originalen in seiner „Anthology of New Netherland“ (New York 1865) zusammenzustellen. In New York fanden sich Repräsentanten zahlreicher Nationalitäten und J. R. Brodhead erzählt in dem ersten Band seiner „History of New York“, daß man in der genannten Stadt und in der Umgegend im Jahre 1643 achtzehn verschiedene Sprachen hören konnte. Die ersten von New Yorker Schriftstellern verfaßten Pamphlete hatten größtentheils den Zweck, die betreffende Gegend, um Einwanderer herbeizulocken, als das Land zu schildern, in dem Milch und Honig fließe und in dem die Frösche mit den Vögeln um die Wette sängen; sie sind also nur für den Historiker von Bedeutung. Für denselben ist auch die vielgerühmte, von Cadwallader Colden verfaßte „History of the Five Indian Nations“ (erster Theil, New York 1727; zweiter Theil, London 1747; neue mit Einleitung und Erklärungen vervollständigte, von Gilmary Shea besorgte Ausgabe, New York 1866) von hohem Interesse. Der Verfasser (gestorben 1776 im Alter von 88 Jahren) hatte in Edinburgh Medizin studirt und

späterhin in der neuen Welt eine große Anzahl Broschüren über alle erdenkliche Themen, wie Optik, Politik, Metaphysik, Zoologie, Botanik, Geologie, Ethik u. s. w. verfaßt; sein Hauptwerk, in dem er die Kämpfe der Indianer unter sich und mit den Kolonisten beschrieb, ist das eben genannte. Wegen seiner Loyalität gegen den englischen König war er jedoch beim Volke sehr verhaßt und hatte deßhalb eine Menge Unbilden zu erdulden.

In New Jersey machte Jonathan Dickinson längere Zeit als Schriftsteller von sich reden. Derselbe ist 1688 in einem Städtchen von Massachusetts geboren; er studirte auf dem Yale College, ging 1708 nach Elizabethtown in New Jersey und lebte daselbst 39 Jahre lang als Prediger, Arzt, Schulmann und Literat. Er war einer der Gründer und erster Präsident des College von New Jersey; seine Schriften, in denen er den extremsten Calvinismus vertrat, sind hauptsächlich polemischer Natur. Sein Hauptwerk „Familiar Letters to a Gentleman, upon a Variety of Seasonable and Important Subjects in Religion“ (1745) hat den Zweck, die Mittheilungen des neuen Testamentes als historisch getreu hinzustellen.

1747 wurde in New York veröffentlicht „Philosophic Solitude“, ein gegen 700 Zeilen langes didaktisches Gedicht, in dem der Verfasser, nämlich der damals 24jährige William Livingston, der gerade in New York die Ausübung der Rechtspraxis begonnen hatte, seiner Liebe zur Einsamkeit beredten Ausdruck verlieh. Seine Einsiedelei war übrigens nicht so übel; Minister, Sykophanten und berühmte Schurken sollten dort ferne bleiben; seine intimsten Freunde sollten Bücher, nämlich die Werke klassischer Dichter und Philosophen sein; eine Frau wünschte

er sich auch, aber keine, die da fleißig in die Kirche geht, in allen Regeln der Coquetterie bewandert ist und die sich von Narren den Hof machen läßt. Diesem Werke, dem eine gewisse poetische Bedeutung nicht abgesprochen werden kann, merkt man leicht den Einfluß Alexander Pope's an.

Livingston fand jedoch die von ihm ersehnte Einsamkeit in seinem ganzen Leben nicht; ja, es scheint sogar, als habe er trotz alledem doch dem aufreibenden Leben inmitten der menschlichen Thätigkeit den Vorzug gegeben. Als er einst die Anhänger der Episkopalkirche mit der Feder energisch bekämpfte, wurde ihm der Vorwurf gemacht, daß er eigentlich nur ein verkappter Atheist sei; darauf erwiederte er nun mit einer in der damaligen Zeit seltenen Freimüthigkeit, daß er nur an die von ihm kommentirte Bibel glaube, und daß durch die sogenannte Orthodoxie mehr Blut vergossen worden sei, als durch alle römischen Kaiser. Ferner erklärte er, daß die Vertheidigung des Christenthums und das Verbrennen eines Menschen zwei ganz verschiedene Dinge seien; daß einer ein guter Christ sein könne, ohne zu irgend einer Sekte zu gehören und daß schließlich dem Glauben wie dem Magen Manches zugemuthet würde, das er nicht verdauen könne.

Wie die Puritaner in Neuengland, so hatten auch die Quäker in Pennsylvanien die Absicht, das Reich Gottes auf Erden zu begründen, nur sollte es bei den letzteren ohne Blutvergießen und Verfolgung geschehen. Im Uebrigen waren die Puritaner wie die Quäker so ziemlich desselben Charakters; beide waren trocken, ernst, fleißig, langweilig, ausdauernd und den weltlichen Vergnügungen abhold.

Der Quäker Thomas Chalkley verurtheilte die Musik und nannte die Karten „Instrumente des Teufels"; betreffs des Tanzens behauptete er, daß der Tanzende mit jedem Schritte der Hölle näher komme. In Glaubenssachen ließen jedoch die Quäker jeden auf seine eigene Façon selig werden und die Folge davon war, daß Pennsylvanien bald die Heimat der heterogensten Sekten ward. In Philadelphia erschien vor der Revolution eine große Anzahl Werke, aber solche, die gerade auf literarische Berücksichtigung keinen Anspruch machen können. Daß die Dichtkunst nicht unbeachtet blieb, zeigt das Werk „Early Poets and Poetry of Pennsylvania" von J. F. Fisher; auch sind durch Benjamin Franklin's „Autobiographie"*) manche Dichternamen vor der Vergessenheit bewahrt worden. Da sind zu nennen Joseph Shippen, der Dichter des früher populären Liedes „The Glooms of Ligonier" und Thomas Godfrey (geb. 1736, gest. 1763), dessen Gedichte zwei Jahre nach seinem Tode unter dem Titel „Juvenile Poems on Various Subjects; with the Prince of Parthia, a Tragedy" zu Philadelphia herausgegeben wurden. Diese Gedichte sind allerdings Jugendgedichte, welche die allbekannten Themen dillettirender Lyriker behandeln; doch verdient dieses Werk deßhalb Erwähnung, weil es das erste Drama enthält, das auf amerikanischem Boden geschrieben und publizirt wurde. Dasselbe ist in fünffüßigen Jamben abgefaßt und behandelt eine orientalische Geschichte voll Liebe, Despotismus, Ehrgeiz und Eifersucht.

Maryland hat anfangs des 18. Jahrhunderts einen

*) Eine kritische Ausgabe derselben hat John Bigelow vor einigen Jahren im Lippincott'schen Verlage zu Philadelphia erscheinen lassen.

Satyriker aufzuweisen, von dem man nur weiß, daß er sich Ebenezer Cook nannte und das 21 Quartseiten starke Werkchen „The Sot-Weed Factor; or, a Voyage to Maryland“ (London 1708; wieder abgedruckt 1866 in Shea's „Early Southern Tracts“) schrieb. In demselben schildert der zur Auswanderung verurtheilte Verfasser die Gesetze, Gerichtshöfe, Festlichkeiten, Schmausereien u. s. w. der Amerikaner in ächt drastischer und sarkastischer Weise; seine Erfahrungen und Abenteuer in der neuen Welt kann man heute noch mit Genuß lesen, wenigstens sind sie nicht trocken erzählt.

Die erste amerikanische Zeitung erschien 1690 in Boston; doch erschien nur eine Nummer derselben, da die Behörde von Massachusetts das Blatt gleich unterdrückte. Nun dauerte es 14 Jahre, bis sich wieder Jemand an die Herausgabe eines Wochenblattes wagte; darauf aber entstanden bald noch mehrere Blätter, deren Inhalt einzig Anzeigen und Neuigkeiten ausmachte.

Aus unserer bisherigen Betrachtung haben wir unter Anderm auch das ersehen, daß schon während der Kolonialzeit Neuengland und Virginien unversöhnliche Extreme repräsentirten; der Puritaner zeigte sich kalt, ernst, gelehrt und freudenlos; der Virginier hingegen hatte etwas von dem leichten, ritterlichen Geiste aus der Literaturepoche der Königin Anna an sich.

Die Literatur der Revolutionsperiode.

Zur amerikanischen Revolutionsperiode kann man ruhig die Zeit zwischen den Jahren 1760 und 1800 rechnen; so lange hatten nämlich die Helden von der Feder zu wirken und zu kämpfen, bis sie die Kolonisten an den Gedanken vollständiger Unabhängigkeit von England derart gewöhnt hatten, daß sie zur rechten Zeit dafür mit den Waffen in der Hand auftraten; dann mußten sie während des langen, an schweren Niederlagen und sonstigen Demüthigungen so reichen Krieges beständig ermuthigt und zu neuen Opfern angespornt werden. Als derselbe dann endlich einen glücklichen Verlauf genommen hatte, war es die Aufgabe der leitenden Geister, die junge Nation so wirksam wie nur möglich für das Princip der Selbstregierung zu erziehen, sodaß ihr die schwer erkämpfte Freiheit und Unabhängigkeit nicht wieder verloren ging. Die Schriftsteller der damaligen Zeit bewegten sich also fast ausschließlich auf dem Gebiete der Politik und ihre Erzeugnisse bestanden aus kräftigen Satiren, patriotischen Liedern und zündenden Reden. Der Vorrang gebührt hier unstreitig dem thätigen, klar sehenden und außer-

ordentlich praktischen Benjamin Franklin (1706—1799), dessen gesammelte Schriften zehn stattliche Bände füllen*) und die außer seiner Autobiographie Essays über Religion, Moral, Politik, Handel und Physik enthalten. Franklin stammte aus Boston; er genoß bis zu seinem zehnten Jahre eine mangelhafte Schulbildung, nach welcher Zeit er seinem Vater, einem Talglichtfabrikanten, helfen mußte. Diese Beschäftigung mißfiel ihm jedoch so sehr, daß er ernstlich daran dachte, als Schiffsjunge zur See zu gehen; um dieses zu verhindern, wurde ihm dann erlaubt, bei seinem Bruder, einem Buchdrucker in Boston, das Setzerhandwerk zu erlernen. Dort las er nun in seinen Mußestunden alle Bücher, die ihm in die Hände fielen. Mit seinem Bruder aber konnte er sich auf die Länge der Zeit nicht vertragen, und so griff er denn in seinem siebzehnten Jahre zum Wanderstabe und reiste nach Philadelphia, das er hungrig und zerlumpt und mit einem holländischen Dollar in der Tasche erreichte. Dort arbeitete er nun in einer Druckerei als Setzer. In seinem einundzwanzigsten Jahre ging er nach London und blieb daselbst zwei Jahre. Dann reiste er nach Philadelphia zurück und gründete daselbst die „Pennsylvania Gazette“, die ihm bald ein anständiges Einkommen abwarf. Franklin's Einfluß wuchs von Tag zu Tag; sein praktischer Blick zeigte ihm stets die rechten und passendsten Mittel. Durch seinen vielgelesenen „Poor Richard's Almanac“, von dem er sechsundzwanzig Jahrgänge erscheinen ließ, übte er einen heilsamen Einfluß auf die große Masse aus;

*) Unter der Redaktion Bigelow's im Putnam'schen Verlag zu New York erschienen.

derselbe enthielt außer dem obligaten Kalenderstoffe prächtige, für das tägliche Leben berechnete Weisheits- und Klugheitsregeln, die allmälig durch ihre epigrammatische Fassung Eigenthum aller englisch sprechenden Völker geworden sind. Das Beste, was Franklin überhaupt schrieb, ließ er zuerst in diesem Almanach, dessen jährliches Erscheinen von den Amerikanern ebenso sehnsüchtig erwartet wurde, wie die Horn'sche Spinnstube von den deutschen Bauern, abdrucken. Franklin war ein Patriot und Volksmann von ächtem Schrot und Korn. 1731 gründete er die Bibliothek von Philadelphia, 1743 die philosophische Gesellschaft und 1749 die Akademie, aus welcher sich späterhin die Universität von Pennsylvania entwickelte. Im Kampf gegen England war er ein tonangebender opferfreudiger Führer. Er bekleidete mehrere hohe Ehrenämter; er war unter Anderem Mitglied des Kontinentalkongresses und gehörte zu dem Komitee, das die Unabhängigkeitserklärung zu formuliren hatte. Auch brachte er mit Frankreich den Vertrag zu Stande, durch welchen dieses Land zum Alliirten Amerika's ward. In England und Frankreich zeigte er sich als äußerst gewiegter Diplomat, der, wie Bancroft sagt, nie ein Wort zu früh noch eines zu spät sprach und der auch nie vergaß, das rechte Wort am rechten Ort zu reden. Der amerikanische Arbeiterstand hat ihm ebenfalls viel zu verdanken, denn er brachte ihm die Lehre bei, daß Willenskraft selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen Wege schafft. Er lehrte Ehrlichkeit, Mäßigkeit, Ausdauer und Vaterlandsliebe; die Tugendregeln, die er seinem „armen Richard" mitgab, hatte er alle an sich selber erprobt. Er besaß ein gesundes Urtheil, schnelle Auffassungsgabe und bewunderns-

werthen Scharfsinn; er war ohne Stolz und Selbstsucht, überhaupt ein wahrer Held des Friedens. Er war ein Feind der Tyrannen und ein Freund der Sclaven, für deren Freiheit er ebenfalls eine Lanze brach. Er schrieb klar, verständlich und einfach; seinen Stil hatte er nach Bunyan, dessen „Pilgrim's Progress“ sein Lieblingsbuch war, gebildet. Seine Frömmigkeit war aufrichtig und ohne jede Heuchelei und Muckerei. Philipp II. von Spanien wollte seinen Landsleuten Stolz einimpfen; Franklin hingegen wollte die Amerikaner frei sehen. Jede Regierung, sagt er, endet mit Despotismus, wenn die Bürger korrupt und dadurch für die Freiheit unfähig werden. Von Franklin's Werken veranstaltete Sparks eine Ausgabe in zehn Bänden. Von seiner Autobiographie ließ John Bigelow eine genaue Ausgabe erscheinen, da die erste von William Temple Franklin besorgte und in London veröffentlichte Auflage leider sehr verstümmelt war.

Mit Ausnahme der Mitglieder der englischen Hochkirche waren fast alle Geistlichen zu Gunsten der Unabhängigkeit Amerika's und forderten häufig in Predigten, von denen späterhin ein Band gesammelt und in Boston gedruckt wurde, zur Lostrennung von England auf. Es ist dies einer der wenigen, in der Weltgeschichte verzeichneten Fälle, daß die Geistlichen als Kämpfer für politische und sociale Freiheit auftraten und er verdient hier auch deshalb lobende Erwähnung, weil der Einfluß dieser Herren damals noch ein viel größerer war, als er heute ist. Die gesammte geistige Thätigkeit der damaligen Zeit konzentrirte sich nur auf das eine Bestreben, sich von dem verhaßten England frei zu machen.

James Otis (1725—1783), ein auf dem Harvard-

College gebildeter Pionier der amerikanischen Unabhängigkeit, wirkte durch seine phänomenale Rednergabe wahrhaft Wunder bei dem Volke; seine Reden, von denen mehrere erhalten worden sind, zeichnen sich durch einen klassischen Stil aus und es ist im höchsten Grade zu bedauern, daß es ihm schon 1769 nicht mehr vergönnt war, sich am Gange der freiheitlichen Bewegung zu betheiligen. Er hatte nämlich in einem Wirthshause einen Schlag auf den Kopf erhalten, in Folge dessen er dem Wahnsinn verfiel; 1783 wurde er vom Blitze getroffen und getödtet.

Auch John Adams (1735—1826), der zweite Präsident der Vereinigten Staaten, betheiligte sich schon 1765 energisch an der Agitation zur Lostrennung von England; er stammte aus Massachusetts und war ein Graduirter vom Harvard-College. Er hatte Washington zum Befehlshaber der Kontinentaltruppen ernannt und war späterhin auch während der Präsidentschaft desselben Vice-Präsident. Seine Schriften wurden von seinem Enkel Charles Francis Adams in zehn Bänden herausgegeben; dieselben sind politischen Inhaltes und beziehen sich hauptsächlich auf damals brennende Zeitfragen. In seinem letzten Lebensjahre hatte er, da er zur unpopulär gewordenen Partei der Föderalisten gehörte, die für eine möglichst starke Regierung schwärmten und welche die politischen Rechte der einzelnen Staaten und Individuen eingeschränkt haben wollten, manchen bissigen Angriff auf seinen Charakter zu erdulden; doch tröstete er sich darüber, als trotzdem 1825 sein Sohn John Quincy zum Präsidenten der Bundes-Staaten erwählt wurde. Washington war sein Abgott und da dessen Feinde nichts gegen denselben ausrichten konnten, so machten sie Adams zur Zielscheibe ihrer ge-

hässigen Angriffe. Mit Jefferson stimmte er nicht überein und gegen Franklin hegte er ungerechtfertigte Vorurtheile; überhaupt muß zugegeben werden, daß er oft auf unvorsichtige Weise seinen politischen Feinden in die Hände arbeitete.

Thomas Jefferson (1743—1826), der dritte Präsident der nordamerikanischen Republik und Verfasser der Unabhängigkeits-Erklärung, erwarb sich große Verdienste um sein Vaterland sowohl als Staatsmann wie als Schriftsteller. Leider war er auch Vater des verderblichen Prinzips, nach welchem den politischen Siegern die Beute, d. h. die öffentlichen Aemter, gehören. Er war der Hauptorganisator der Partei, welche den Föderalisten, die unter der Leitung Hamilton's standen, den Rang streitig machte. Er kaufte Louisiana von Frankreich; er interessirte sich gewaltig für die Hebung des Schulwesens und die Gründung der Universität von Virginien ist größtentheils sein Werk. Da er von Haus aus reich war, konnte er sich ungehindert in den Dienst seines Vaterlandes stellen und brauchte zur Erlangung eines einträglichen Amtes kein Prinzip zu opfern. Trotzdem er ein sehr schlechter Redner war und auch nur höchst selten in öffentlichen Versammlungen das Wort ergriff, war er doch der einflußreichste Politiker jener Zeit. Er war ein intimer Freund Thomas Paine's und huldigte wie dieser in religiösen Dingen einer radikalen Anschauung, ohne jedoch, wie ihm so oft vorgeworfen wurde, ein Atheist zu sein. Da er für republikanische Einfachheit schwärmte, so war ihm jeder Ehrentitel und jedes Privilegium in tiefster Seele verhaßt und er arbeitete daher auch unermüdlich, um die Konstitution seines Heimatsstaates Virginien von manchen feudalen Bestimmungen zu

säubern. Seine für die damalige Zeit großartige Bibliothek, die aus 7000 Bänden bestand, verkaufte er dem Kongreß für die Summe von 25,000 Dollar. Seine für die Zeitgeschichte des Landes höchst wichtigen Schriften erschienen 1854 in neun Bänden. Er starb am 4. Juli 1826, dem Todestage seines Feindes John Adams. Biographische Werke über ihn verfaßten Lee, Tucker, Randolph, Randall und Parton.

Auch der Virginier James Madison (1751—1836), der vierte Präsident, war schriftstellerisch thätig; seine 1840 in drei Bänden erschienenen Schriften verrathen zwar keine tiefgehende literarische Bildung, aber er verstand es stets, seine darin niedergelegten politischen Ansichten gut zu begründen.

Einer der fähigsten Schriftsteller der Revolutionsperiode war unstreitig Alexander Hamilton (1757 bis 1804). Er wurde in Westindien geboren und von seinem Vater zur Ausbildung auf das Columbia-College in New-York, das damals noch King's-College genannt wurde, geschickt. Schon als 17jähriger Jüngling veröffentlichte er einen Essay über die Rechte der Kolonien und von den 85 Essays, die sich im „Federalist", einer Sammlung von elegant geschriebenen Aufsätzen über die Bundeskonstitution, befinden, entstammen 51 seiner fruchtbaren Feder. Er war der erste Schatzamtssekretär Amerika's und entfaltete in diesem Amte eine solche Umsicht, daß Noah Webster sagte: „He smote the rock of the national resources, and abundant streams of revenue gushed forth. He touched the dead corpse of the public credit, and it sprang upon its feet." Als er dem Präsidentschaftskandidaten Aaron Burr opponirte und demselben auch sonst bei jeder Gelegenheit

hindernd in den Weg trat, wurde er von demselben zum Duell herausgefordert und büßte dabei sein Leben ein. Seine Schriften wurden von seinem Sohne in sieben Bänden herausgegeben.

Der aus Schottland stammende Dr. Witherspoon (1722—1794), ein Nachkomme von John Knox und Mitunterzeichner der Unabhängigkeitserklärung, verfaßte zahlreiche Schriften über Nationalökonomie, Moralphilosophie und biblische Fragen. Er war ein schlagfertiger und witziger Redner, aber so furchtbar orthodox, einseitig und pedantisch, daß er jedes öffentliche Vergnügen, besonders aber theatralische Vorstellungen rücksichtslos verdammte und die Schauspieler „Werkzeuge in den Händen Satans" nannte. Eine mit einer biographischen Einleitung versehene Ausgabe seiner Werke besorgte Dr. John Rodgers in vier Bänden; außerdem existirt auch noch eine Ausgabe in neun Bänden.

Eine traurige und unbeneidenswerthe Rolle spielte während der Revolutionsperiode James Rivington (1725—1802), der Herausgeber und Redakteur der „New-York Royal Gazette". Rivington stammte aus London, woselbst er als Buchhändler viel Geld verdient, aber im Spiele, dem er leidenschaftlich huldigte, noch mehr verloren hatte, so daß er schließlich Bankerott machen und seine Zuflucht in Amerika suchen mußte. Da New-York während des Unabhängigkeitskrieges meistens im Besitze der englischen Truppen war, so war es Rivington ein Leichtes, seinem beißenden Spotte freien Lauf zu lassen und seine Zeitung zum Organ der schmutzigsten Angriffe auf die Amerikaner zu machen. Seinen gemeinen Bemerkungen traten Witherspoon, Freneau und Hopkinson in ähnlicher Weise entgegen; 1775 zerstörten die „Sons

of Liberty“ seine Presse, nahmen ihm die Typen weg und gossen Kugeln daraus. Als die Engländer New-York verließen, blieb Rivington übrigens da und setzte seine Schmähungen der Amerikaner weiter und zwar ungestört, weil er damals als geheimer Spion Washington's thätig war.

Der fähigste der politischen Humoristen und Satyriker der damaligen Zeit war der Dichter Philip Freneau (1752—1832), der die nationale Bewegung durch poetische und prosaische Ergüsse mächtig förderte. Anfangs des Krieges wurde er von den Engländern gefangen genommen und mußte eine Zeitlang auf einem im Hafen von New-York liegenden Schiffe zubringen. Er war ein intimer Freund Jefferson's, der ihm auch ein Amt in Washington verschaffte. Nachdem Freneau späterhin einige Jahre als Schiffskapitän fungirt und verschiedene Zeitungen redigirt hatte, zog er sich in ein Landstädtchen von New-Jersey zurück und kam in seinem 80. Jahre bei Freehold im Monmouth-County des genannten Staates in einem Schneesturme um. Von seinen Schriften existiren mehrere Ausgaben, die theils in New-York und theils in Philadelphia erschienen sind. Seine meisten Gedichte waren Gelegenheitsproduktionen, die gar bald der Vergessenheit anheim fielen; einigen hingegen kann ein bleibender Werth nicht abgesprochen werden und begegnet man ihnen noch häufig in amerikanischen Schullesebüchern. Seine unter dem Pseudonym „Robert Slander“ erschienenen Aufsätze, welche den Gesammttitel „The Philosopher of the Forest“ tragen, bestehen aus scharfen Satiren, die unter Anderem kaustische Rathschläge für Autoren, Regeln für Heiratskandidaten u. s. w. enthalten.

Hugh Henry Brackenridge (1748—1816), der Verfasser der kühnen Satire „Modern Chivalry", war, ohne übrigens als Geistlicher ordinirt zu sein, Feldkaplan im Revolutionskriege und praktizirte nach Beendigung desselben als Advokat zu Pittsburg in Pennsylvanien. Der vollständige Titel seines Werkes lautet „Modern Chivalry or the Adventures of Captain Farrago, and Teague O'Regan, his Servant" (neue Ausgabe mit Illustrationen von Darley, Philadelphia 1846). Das Material zu diesem an drolligen Scenen reichen Buche fand er in seinen eigenen politischen Erlebnissen, denn der „Captain Farrago" ist keine andere Person als der Verfasser selbst.

Joel Barlow*) (1755—1812) ging mit dem hohen Gedanken um, der Homer seines Vaterlandes zu werden und schrieb das furchtbar lange und langweilige Epos „The Columbiad". Barlow war während des Krieges Feldkaplan gewesen; darnach hatte er sich der Jurisprudenz zugewandt und eine Zeitlang die zu Hartford in Connecticut erscheinende Wochenschrift „The American Mercury" herausgegeben. Seine „Columbiade" besteht aus einer Reihe von Visionen, in denen Hesper, der Genius der neuen Welt, die Geschicke des Landes voraussagt. Es ist dies Werk eine ermüdende Prozession historischer und mythischer Persönlichkeiten; Flußgötter, Sachems, Milizmajore, ja sogar die Flüsse Potomac und Delaware treten handelnd auf und trotzdem sie mit der Würde eines Franklin oder Jefferson moralisiren, hinterlassen sie doch keinen bleibenden Eindruck. Dieses pomphaft angekündigte Werk erschien

---

*) Siehe C. B. Todd, The Life and Letters of Joel Barlow. New-York 1885.

1808 in splendider Ausstattung und fand im Publikum wie in der Presse die allerungünstigste Aufnahme; jetzt verstaubt und vermodert es in den öffentlichen Bibliotheken. Sein humoristisches Gedicht „The Hasty Pudding“ wurde hingegen mehr gelesen, trotzdem darin von wahrer Poesie auch nicht ein Körnchen zu finden ist. Barlow hielt sich lange Jahre in Frankreich auf und wurde auch im Jahre 1809 zum amerikanischen Gesandten am französischen Hofe ernannt. 1812 verlangte ihn Napoleon, der damals auf seinem Kriegszug nach Rußland begriffen war, schleunigst in Wilna zu sehen; er reiste auch augenblicklich ab, zog sich aber in der strengen Winterkälte eine Lungenentzündung zu, an deren Folgen er am 22. Dezember 1812 in Krakau starb. Kurz vor seinem Tode diktirte er noch seinem Sekretär das Gedicht „Advise to a Raven in Russia“, das die bittersten Angriffe auf Napoleon enthält.

Timothy Dwight (1752—1817) war ebenfalls im Kriege Feldkaplan gewesen und zeichnete sich späterhin als Theologe und Schriftsteller, besonders aber als Rektor des Yale-College aus. Sein fünfbändiges Werk „Theology“ fand in religiösen Kreisen eine begeisterte Aufnahme; seine Reisen in Neu-England und New-York, deren Beschreibung vier Bände füllen, sein Gedicht „America“, das lebhaft an Pope's „Windsor Forest“ erinnert, und sein aus elf Gesängen bestehendes Epos „The Conquest of Canaan“ haben verdientermaßen das Schicksal der Barlow'schen „Columbiade“ getheilt. In der Voltaire gewidmeten Satire „The Triumph of Infidelity“ (1788) tritt Dwight insofern radikal auf, als er diejenigen professionellen Geistlichen, die da stets Wasser auf beiden Schultern tragen und schlau das verabscheuungswürdige Prinzip der Aller-

weltsfreundschaft kultiviren, derb abkanzelt. Der immer lächelnde, kalkulirende, gleißnerische, langweilige, Jedermann lobende, nie an die Hölle erinnernde, nie mit Worten strafende, alle Leute freundlichst besuchende Pfaffe, den er dort beschreibt, ist eine Species, die leider noch immer in Blüthe steht und noch immer reussirt, weil ja einmal die Welt betrogen sein will. Es gereicht daher Dwight, der Voltaire vorwirft, ein Gegner der Wahrheit und Religion zu sein, sicherlich zur höchsten Ehre, daß er so energisch gegen die Korruption in seinem eigenen theologischen Lager zu Felde zog. Dwight meinte es wenigstens mit seiner religiösen Gesinnung ehrlich, und solche Leute, einerlei ob man mit ihnen einverstanden ist oder nicht, verdienen immerhin Respekt. Dwight war ebenfalls ein aufrichtiger Patriot und das von ihm gedichtete Lied

„Columbia, Columbia, to glory arise,
The queen of the world, and child of the skies"
u. s. w.

erfreute sich längere Zeit einer großen Popularität. — Da die von Barlow besorgte Revision der Watts'schen Psalmen nicht den Anforderungen genügte, so unternahm Dwight eine neue Bearbeitung dieses viel verbreiteten Buches und fand besonders seine Version des 139. Psalmes, die „I love thy kingdom, Lord" anfängt, einen solchen allgemeinen Anklang, daß sie allmählig in fast alle amerikanischen Kirchenlieder-Sammlungen aufgenommen wurde.

Fisher Ames (1758—1808), dessen Leben von Kirkland, einem Präsidenten vom Harvard-College, beschrieben wurde, war ein gewaltiger, klassisch gebildeter und einflußreicher Redner der Revolutionsperiode; seine Reden und

Aufsätze, die große staatsmännische Kenntnisse verrathen, sind in zwei Bänden herausgekommen.

David Ramsay (1749—1815), ein aus Pennsylvanien stammender, aber frühzeitig nach Charleston ausgewanderter Doktor der Medicin, that sich als zuverlässiger und fleißiger Historiker hervor; seine Hauptwerke sind „A History of the United States“ und „A History of South Carolina.“

Der Virginier Henry Lee (1756—1818) schrieb das werthvolle historische Werk „Memoirs of the War in the Southern Department of the United States“; er ist der Urheber der sich auf Washington beziehenden Phrase „First in war, first in peace, first in the hearts of his countrymen“.

St. Georg Tucker (1752—1827), ein Jurist und Verfasser des zarten, lyrischen Gedichtes

„Days of my youth, ye have glided away,“

schrieb gemeinschaftlich mit seinem Freunde Dr. James McClurg die Satire „The Belles of Williamsburg“, die ihrer Zeit ihres leichten burschikosen Tones wegen zahlreiche Leser fand.

Jonathan Mitchell Sewall (1748—1808) war ebenfalls ein Dichter der Revolution und wurde sein Lied „War and Washington“ während des Krieges von allen Soldaten gesungen.

Von den Schriftstellerinnen der damaligen Zeit verdienen hauptsächlich Frau Mercy Warren (1728—1814) und Susanna Rowson (1761—1824) Erwähnung. Erstere, eine Schwester von James Otis, überschüttete die Royalisten mit ihrem harmlosen Spotte; sie schrieb einige Lustspiele und auch eine dreibändige Geschichte der amerikanischen

Revolution. Letztere, die aus England stammte, aber den größten Theil ihres Lebens in Amerika zubrachte und daselbst theils als Schauspielerin, theils als Erzieherin thätig war, lieferte dramatische Arbeiten, Schulbücher und zahlreiche Novellen, von denen aber nur eine einzige, nämlich „Charlotte Temple" Verbreitung fand.

Wenige amerikanische Schriftsteller äußerten zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges und in den demselben vorhergehenden Jahren einen solchen heilsamen Einfluß auf die Entwickelung der politischen Selbstständigkeit der Kolonisten, wie Francis Hopkinson, der bekanntlich auch einer der Unterzeichner der Unabhängigkeitserklärung war. Er wurde am 3. September 1738 zn Philadelphia geboren, und erhielt eine für die damaligen Verhältnisse ausgezeichnete Schulbildung. Nachdem er Jurisprudenz studirt hatte ging er nach England, woselbst er zwei Jahre lang blieb und sich nur mit dem Studium der schönen Künste, hauptsächlich aber mit der englischen Literatur beschäftigte. 1768 kehrte er wieder nach seiner Vaterstadt zurück und verheiratete sich mit Miß Ann Borden, der Tochter eines reichen Gentleman aus New Jersey. Als die politische Agitation begann, nahm sich Hopkinson der Sache der Kolonisten, die er für eine gerechte hielt, mit ganzem Herzen an, und kämpfte dafür durch zahlreiche Zeitungsartikel, die überall durch ihren glänzenden Witz und originelle Satire die gewünschte Wirkung nicht verfehlten. Als die unterdrückten Kolonisten nun wirklich zu den Waffen griffen, vertrat Hopkinson New Jersey auf dem ersten Kontinental-Kongreß. Seine Verdienste um die Annahme der Bundeskonstitution, die dem Volke zur Abstimmung vorgelegt wurde, sind übrigens von den amerikanischen Historikern niemals recht

gewürdigt worden und hat z. B. auch der sonst so gründliche und ausführliche Bancroft kein Wörtchen darüber zu sagen. 1790 wurde Hopkinson von Washington zum Bundesrichter ernannt; am 9. Mai 1791 starb er. Seine Schriften füllen drei Bände, die nun außerordentlich selten geworden sind. Von seiner sogenannten „Pretty Story", einer politischen Allegorie, die 1774 bei John Dunlap in Philadelphia anonym erschien, veranstaltete Benson J. Lossing 1864 zu New York eine neue Ausgabe unter dem Titel „The Old Farm and the New Farm", die auch bald eine zweite Auflage erlebte, was übrigens wohl mehr dem gemeinen Auftreten Englands zur Zeit des langwierigen Bürgerkrieges als dem eigentlichen literarischen Werthe jener Satire zuzuschreiben ist.

Der Edelmann jener Erzählung ist natürlich der König von England, der sich durch glückliche Handelsverbindungen großen Reichthum verschafft hat. Er wird allgemein für einen guten Haushalter und einen Mann von liberalen Gesinnungen gehalten, der da stets die Einführung weiser Gesetze befürwortet. Dieser Regent nun steht theilweise unter dem Pantoffel seiner Frau (des Parlaments), die seine Kinder und Enkel alle sieben Jahre für ihn aussuchen. Er hatte nun außer seiner alten wohlkultivirten Farm noch eine zweite, in der sich einige seiner Kinder mit seiner Erlaubnis angesiedelt hatten. Es war dies ein sehr gefahrvolles und unwirthliches Land und es dauerte lange, bis sie sich daselbst eine wünschenswerthe Heimat gegründet hatten. Sonderbarerweise gefiel jedoch ihrem alten Vater die Prosperität der neuen Farm nicht sonderlich, denn er besaß einen großen Kramladen, dessen Rentabilität dadurch, daß die Ansiedler der neuen Farm

Miene machten, Alles zu fabriziren, was sie gebrauchten, ernstlich gefährdet wurde. Es trat eine Entfremdung ein — caetera desunt. Damit endet diese populäre Erzählung; den Schluß dazu lieferte die Unabhängigkeits-Erklärung.

Hopkinson ist außerdem der Verfasser der politischen Ballade „The Battle of Kegs“, die sich noch heute in einigen für den Schulgebrauch bestimmten Lesebüchern befindet. Sein „Specimen of a Collegiate Examination“ ist eine Satyre, die, wenn der Verfasser nicht bekannt wäre und wenn sich einige Zoten oder anstößige Anspielungen darin befänden, jeder sicherlich Swift zuschreiben würde. Die Prüfungsfragen über das Salzfäßchen und die köstliche Betrachtung dieses Tischgeräthes vom logischen, physischen, mathematischen, anatomischen und chemischen Standpunkte aus sowie der prächtig dargestellte Unterschied zwischen einem möglichen, wahrscheinlichen und positiven Salzfäßchen lassen uns Hopkinson als einen liebenswürdigen und geistreichen Humoristen erkennen.

In andern Aufsätzen schildert Hopkinson die durch das jährliche Tünchen des Zimmers hervorgerufenen häuslichen Zwiste und Unannehmlichkeiten*); seine satyrischen Hauptangriffe sind jedoch stets gegen politische und juristische Uebelstände gerichtet. Sein „Political Catechism“, der 1777 erschien, legte den Grund zur Vergötterung Washington's.

Der Vater des komischen Heldengedichtes scheint der

---

*) Dieser Aufsatz, der den Titel „Whitewashing“ führt, wurde ursprünglich für eine Arbeit Franklin's gehalten und auch anfänglich in dessen gesammelten Schriften abgedruckt.

Bürgerkrieg oder ähnliche auf das politische Leben einwirkende außerordentliche Ereignisse zu sein. Die Popularität derartiger poetischer Erzeugnisse ist daher auch meist nur eine periodische, und je schneller sich die erhitzten Gemüther wieder abkühlen, desto eher fallen sie dem allgemeinen Bücherschicksale anheim und werden in späterer Zeit höchstens noch einmal vom Literarhistoriker oder Geschichtsforscher vom Staube gesäubert, wenn man auch zur Zeit ihrer Publikation noch so gerechte Hoffnungen hegte, daß sie laut ihres inneren Werthes die sichere Anwartschaft in sich trügen, für immer als nationale Lieblingsbücher zu gelten. So wird z. B. das die Streitigkeiten zwischen Modena und Bologna besingende herrliche Gedicht „Secchia rapita“ (Geraubter Eimer) von Al. Tassoni — einem Dichter, den man sicher als den Begründer des modernen komischen Heldengedichtes ansehen kann — nur noch von Fachliteraten gelesen, und Butler's durch die englischen Bürgerkriege in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts entstandenen „Hudibras“ findet man, trotzdem die Fahrten jenes Ritters durch zahlreiche gelungene Illustrationen verherrlicht worden, und eine Masse Verse als Sprichwörter ins tägliche Leben übergegangen sind, doch sehr selten in Familienbibliotheken. Auch das ähnliche poetische Erzeugnis des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges, „McFingal“ von John Trumbull, ist bei den Amerikanern kaum noch dem Namen nach gekannt, und die im Jahre 1864 von Benson J. Lossing veranstaltete neue Ausgabe desselben hat sich leider als verfehlte buchhändlerische Spekulation herausgestellt, was dem in der amerikanischen Literatur einzig dastehenden Gedichte nicht zu wünschen war.

Trumbull's „McFingal", der außer dem Namen auch nicht das Allergeringste mit dem Ossian'schen Fingal gemein hat, wird von den Literaturhistorikern gewöhnlich der amerikanische Hudibras genannt, was aber nur in sofern Berechtigung hat, als sein Verfasser in Hinsicht der fließenden, ungezwungenen Verse hinter seinem angeblichen englischen Vorbilde nicht zurück geblieben ist.

Die Sprache im McFingal ist durchgängig edel, rein und frei von allerlei billigen Zoten; sie wird Freund und Feind gerecht und nirgends findet man eine auf den Beifall der Masse berechnete, an den Haaren herbeigezogene Uebertreibung. Trumbull kopirt nur die Licht- und Schattenseiten des regen politischen Lebens seiner Zeit, wie sie sich dem ruhigen Beobachter und zuversichtlichen Patrioten zeigten; er zeichnet mit Meisterhand die Hoffnungen und das Dichten und Trachten der revolutionären Whigpartei und den wilden, urwüchsigen Humor der rauhen Bürgersoldaten mit ihrer unverwüstlichen Siegesgewißheit, ohne sich dabei in überschwenglichem Enthusiasmus zu ergehen oder die Vaterlandsretter in spe schon im Voraus zu Heroen zu stempeln und ihren Gegnern die landläufigen Attribute der Gemeinheit, Feigheit und unerhörter Grausamkeit beizulegen. Den Royalismus läßt er in seinem Repräsentanten McFingal in vollstem Maße zu Worte kommen; ja er gönnt demselben in der liberalsten Weise noch mehr Zeit, seine Ansichten auseinanderzusetzen, als seinem Gegner Honorius, dem aufrichtigen Befürworter der Unabhängigkeit.

Das Gedicht „McFingal" entstand durch die Anregung einiger Mitglieder des Kongresses, welche die Vorfälle von 1775, die Extravaganzen und komischen Erscheinungen

in der Tory- sowohl wie in der Whig-Partei*) in unparteiischer, aber belustigender Form der Nachwelt aufbewahrt haben wollten — eine Aufgabe, der damals Niemand gerechter werden konnte, als der bereits durch seine an Pope erinnernde Satire „The Progress of Dulness“ bekannte John Trumbull.

Das Heldengedicht McFingal besteht aus vier Gesängen, deren beide ersten im Herbste 1775 als vierzig Seiten starkes Pamphlet bei William & Thomas Bradfort in Philadelphia unter dem Titel „The Town Meeting“ erschienen. Dieses Büchlein erfreute sich bald bei Freund und Feind Amerika's einer solchen Popularität, daß, da damals noch kein Gesetz gegen inländischen Nachdruck existirte, viele Ausgaben von andern Firmen veranstaltet wurden und selbst in London mehrere Auflagen davon erschienen. In England war es besonders bei der Gegenpartei des Ministeriums sehr berühmt und da man theils einen oxforder Professor, theils einen unzufriedenen englischen Offizier für den Verfasser desselben hielt, so fand es auch bei der Kritik ohne Ausnahme hohe Gnade und wurde mehrfach als die größte politische Satire aller Literaturen bezeichnet, um späterhin, als die wahre Autorschaft bekannt wurde, eben so tief in den Koth getreten zu werden.

---

*) Das Wort „Tory“ scheint zuerst auf die an der englischen Grenze wohnenden Irländer im Sinne von Freibeuter angewandt worden zu sein und da sich dieselben zur Zeit Cromwell's der Sache Karl's I. annahmen und der Refrain ihres Lieblingsliedes

„Sing tory rory rantum scantum tory rory row“

war, so wurde jenes Wort bald allgemein zur Bezeichnung eines Royalisten gang und gäbe; die „Whigs“ aber waren die Männer, welche ihren König aufs Schaffot brachten.

Trumbull hatte zwar bei Herausgabe der ersten Gesänge das ganze Gedicht skizzirt, aber er wartete mit der Ausarbeitung bis zum Schlusse des Krieges, da ihm die Eigenschaft seines Helden, das second sight, abging. Im Jahre 1782 schrieb er es fertig und ließ es in Hartford bei Hudson & Godwin unter dem Titel „McFingal, a Modern Epic Poem in four Cantos", ohne Namensnennung erscheinen.

Der am 24. April 1750 zu Westbury (jetzt Watertown) im County Litchfield, Conn., geborne John Trumbull war der einzige Sohn eines Geistlichen daselbst und der Enkel des berühmten Malers gleichen Namens. Er war von sehr schwächlicher Konstitution und genoß den ersten Unterricht durch seine Mutter. Schon in seinem achten Jahre bestand er das Examen für das Yale College, bezog es aber seiner Gesundheit wegen erst im vierzehnten Jahre. Dort wurde er mit Dr. Dwight bekannt und blieb bis an das Ende seines Lebens sein treuer, aufrichtiger Freund.

Das im Jahre 1700 für religiöse Zwecke gegründete Yale College war bei den Bewohnern der betreffenden Kolonie sehr unpopulär und die ihm vorstehenden Geistlichen traten stets so intolerant auf, daß 1766 eine offene Rebellion gegen sie ausbrach, in Folge dessen sämmtliche Professoren abdanken und alle Studenten die Anstalt verlassen mußten. Auch 1771 sahen sich wieder alle Beamte mit Ausnahme eines einzigen zu demselben Schritte gezwungen und John Trumbull und sein Freund Dwight wurden als Lehrer angestellt. Ersterer verwandte seine Mußestunden theils auf das Studium der Jurisprudenz, theils auf poetische Versuche und gab 1772 den ersten Theil des bereits erwähnten, die moderne Erziehung

persiflirenden Gedichtes „The Progress of Dulness" heraus, das wir später ausführlich besprechen werden.

Im Jahre 1773 wurde Trumbull zur Advokatur zugelassen und trat in die Office John Adam's, des späteren Präsidenten der Ver. Staaten, zu Boston ein. Nebenbei beschäftigte er sich viel mit den politischen Tagesfragen, da alle Umstände einen baldigen Bruch zwischen England und den Kolonien vorhersagten. Im Jahre darauf verließ er Boston und ging nach New-Haven. Als 1775 die Feindseligkeiten mit der Schlacht von Lexington ihren Anfang nahmen gab er, wie bereits erwähnt, die ersten Gesänge von „McFingal" heraus und siedelte nach Hartford über, woselbst er beinahe bis an's Ende seines Lebens verblieb und mit mehreren einflußreichen politischen Aemtern betraut wurde. Auch ließ er daselbst bei Samuel Goodrich seine sämmtlichen Werke erscheinen und erhielt, obwol „McFingal" inzwischen schon mehr als dreißig Mal nachgedruckt worden war, das für damalige Zeit und Verhältnisse hohe Honorar von tausend Dollars. Er starb zu Detroit im Hause seiner Tochter am 10. März 1831.

Der erste Gesang des „McFingal", den Vormittag einer öffentlichen Versammlung besprechend, behandelt hauptsächlich die ersten kriegerischen Ereignisse, die in Boston und dessen Umgegend spielten. Als blinder Vertreter des Toryismus figurirt nicht ganz unpassend ein loyaler Schottländer, namens McFingal, dem die Hochlandluft die zwei schottischen Nationaleigenthümlichkeiten, das revolutionäre Wesen und das sogenannte second sight in seine Wiege geweht hatten. Hinsichtlich der ersteren Eigenthümlichkeit war er schon frühe durch die unabwend-

bare Gestaltung der Dinge eines Besseren belehrt und zur allerergebötigsten Unterwürfigkeit unter die hohe, von Gott eingesetzte Obrigkeit belehrt worden; seine prophetische Gabe aber, die im Gälischen „Taichitaraugh“ genannt wird, hatte er zu solcher Vollkommenheit entwickelt, daß er tiefer in den Abgrund der Zeit sehen konnte, als ihrer Zeit die berühmte Sibylle von Cumä. Kaum hatte er irgend eine der königlichen Sache ungünstige Nachricht vernommen, so setzte er sich schnell mit Patriarchenwürde auf seinen dreibeinigen Stuhl und verkündete ein Langes und Breites von blutigen Schlachten, verwüsteten Provinzen und niedergebrannten Städten; er führte unbesiegbare Armeen aus Hannover und Kurhessen über den Ozean und ließ alle Revoluzzer bis auf den letzten Mann aufknüpfen und ihr Vermögen konfiszziren, von dem ihm zur Belohnung für seine göttliche Gabe der größte Theil gebühre.

So gain'd our Squire his fame by seeing
Such things as never would have being.

Er war ein gewaltiger Redner, und Stentor — klassischen Angedenkens — hatte nur eine Säuglingsstimme gegen ihn; er unterstützte den Theezoll und ließ zu seinen Gunsten bandwurmartige Adressen unterzeichnen; er geberdete sich überhaupt als das Faktotum der Tories, die ihm auch blind im Gänsemarsch folgten und zu Allem Ja und Amen sagten. Er konspirirte und agirte mit allen seinen Talenten gegen die verbrecherischen Doktrinen der Whigs, als deren Parteiführer in jener Versammlung Honorius auftrat und den Engländern ein langes Sündenregister aus der Geschichte der Kolonien vorhielt. Er verglich den Staat mit dem Individuum, der ebenfalls

sein Kindes- und Mannesalter habe und zuletzt als Greis seinem Ende zuginge. England habe sich durch seine unermeßlichen, in der leichtsinnigsten Weise eingegangenen Kriegsschulden zum Krüppel gemacht, den der leiseste Flügelschlag des gallischen Hahnes umwehe, trotz alledem aber verharre es so hartnäckig auf seinem ungerechtfertigten Vorsatz, seine Führerschaft in Amerika zu behaupten, daß es sich lieber moralisch wie pekuniär vollständig ruiniren lassen wolle, als seine vermeintlichen Ansprüche aufzugeben.

Die Rede des Honorius wurde gleich von Anfang durch widerliches Grunzen und Gepolter der Tories unterbrochen, was allmälig zu solchem Tumulte ausartete, daß zuletzt weder Freund noch Feind, noch die neben dem Sprecher sitzende stenographirende Muse etwas verstehen und der Nachwelt aufbewahren konnte. Nur die Stimme McFingals war diesem Hindernisse gewachsen; er ergriff also wieder das Wort und bewies in einer schwülstigen, weitschweifenden Rede die göttlichen Rechte des Parlaments aus der unfehlbaren Bibel. Über das rechtmäßige Verhalten desselben zu Amerika standen ihm eine Masse Aussprüche theologischer und juristischer Autoritäten zu Gebote. Als Honorius einige Einwendungen zu machen versuchte, bezeichnete sein Gegner sämmtliche Whigs als infame Mordbrenner und Räuber, was sie durch die Zerstörung des Thee's im bostoner Hafen genügend bewiesen hätten. Inzwischen nahte die Mittagsstunde herán, worauf sich die Versammlung vertagte.

„The Townmeeting P. M." ist der Titel des zweiten Gesanges. McFingal vertheidigt wieder das glorreiche England mit einem Feuer, wie Don Quixote das fahrende

Ritterthum. England, sagte er, habe den Umstehenden gnädig erlaubt, sich in diesem gesegneten Lande niederzulassen und habe ihnen während des indianisch-französischen Krieges tüchtige Generäle, wie Braddock, Amherst u. s. w., geschickt; die Vaterlandsliebe der Whigs aber sei nur ein bedeutungsloses Wort, wie denn auch David Dalrymple sage, daß „public virtue but a name“ sei, und daß auch Samuel Johnson durch seine letzte Broschüre wenig Vertrauen in dieselbe gezeigt habe. Außerdem seien ja die Amerikaner längst als feige Hasenfüße bekannt und die Indianer würden ihnen sehr bald unter guter englischer Führung die Lästermäuler für immer stopfen. Honorius entgegnete, daß dies eine Rede im Geiste der hochtragenden Gage'schen Proklamationen sei, aber McFingal ließ ihn nicht ausreden, sondern fuhr in seinem bombastischen Tone fort, die Waffen und Uniformen der Amerikaner lächerlich zu machen, und mit großem Wohlbehagen die von englischer Seite an ihnen verübten Schandthaten auszumalen, wonach denn ein allgemeines Durcheinander die Versammlung auflöste.

Der dritte Gesang führt uns an einen sogenannten Liberty-Pole, der so hoch war, wie der Flug des Drachens eines Schulknaben und dem Stocke Satan's in Milton's verlorenem Paradiese glich, gegen den die höchste Fichte Norwegens nur eine Gerte war. Als McFingal denselben mit racheschnaubendem Blicke bemerkte, fragte er barsch die Umstehenden, welcher hirnverbrannte Halunke denn diesen Baum der Abtrünnigkeit aufgepflanzt habe; derselbe strecke sich hinauf bis in die Wolken und schwöre den Zorn des Allmächtigen auf sie herunter, oder solle er vielleicht die Uebelthäter vom Tode erretten, wie die ehernen

Schlangen der Wüste, oder ihre zerschlagenen Nasen und Schädel kuriren? Freiheit sei nur ein Patent auf zügellose Verbrecherei und nur Narren könnten von einer aus Schustern und Schneidern bestehenden Armee und einem vom Pfluge weggerafften und zum Diktator gemachten Kaffer Heil für die Zukunft erwarten; damit war er wieder auf seinem alten Lieblingsthema, der Schimpferei gegen die ehrvergessenen Whigs. Diese hätten den bostoner Hafen zum Theetopfe gemacht und einst den Gouverneur Hutchinson so in die Angst gejagt, daß er hutlos und halbbarbirt Reißaus genommen habe.

Als darauf ein Polizeidiener eine Proklamation verlesen wollte, griffen die streitenden Parteien zu den Waffen, d. h. zu Steinen, Stangen, Flaschen u. s. w., und die allgemeine Paukerei ging los. Auch McFingal griff zum Säbel, um dem anstößigen Liberty-Pole im Namen des Königs Georg Eins zu versetzen; aber ein kräftiger Arm entriß ihm die Waffe, wonach er mit seinen tapferen polizeilichen Begleitern das Hasenpanier ergriff. Doch die Whigs schienen noch besser laufen zu können, denn sie holten ihn bald ein, schleppten ihn zu dem beschimpften Baume zurück und zogen ihn an einem Seile daran in die Höhe. Als er so wie Sokrates bei Aristophanes in der Luft schwebend allerlei ernste Betrachtungen anstellte, und er wohl sah, daß der rasenden Menge nichts Gutes zuzutrauen war, schwur er öffentlich aus der Höhe seinem Könige ab und erklärte, daß er Jude, Heide, Türke oder Whig, oder was man verlange, werden und sich bis an's Ende seines Lebens ihren Gesetzen unterwerfen wolle und wenn er so alt wie Methusalem würde; König Georg möge selber zusehen, wie er fertig werde. Auf dieses

Versprechen hin wurde er denn heruntergelassen; aber kaum fühlte er wieder festen Boden unter sich, so ging seine alte Schimpferei wieder los. Kein Whig, sagte er, könne einem biedern Tory sein Vertrauen auf England rauben und er hoffe zu Gott, daß ihm für diese Schmach einst blutige Genüge geleistet werde. Das war den anwesenden Whigs doch ein bischen zu arg; gleich rissen sie ihm die Kleider vom Leibe, salbten ihn mit Theer ein und schüttelten einen Sack voll Federn über ihn aus, so daß er befiederter als der sechsflügelige Engel Milton's war. Dann führten sie ihn unter Musikbegleitung auf einem alten Karren durch die Stadt und überließen ihn zuletzt beim Liberty-Pole seinem Schicksale. Als sich die Menge verlaufen hatte, ward er dermaßen von seiner prophetischen Gabe übermannt, daß er nicht umhin konnte, seinem polizeilichen Begleiter das Schicksal Amerika's und der Tories vorzuhalten und denselben zu bitten, alle seine Verwandten und Freunde zusammenzurufen, damit er ihnen ihre Zukunft verkünde.

Diese Versammlung, welche das Thema des letzten Gesanges bildet, fand zur Nachtzeit, als sich nur Eulen, Diebe und Tories aus ihren Verstecken wagten, im Keller McFingal's statt.

McFingal beschrieb mit lebendigen Farben das Geißeln der Tories, erzählte seine Unterredung mit dem Geiste des gefangenen Malcolm und endete mit dem untröstlichen Schlusse, daß die Revolutionäre Sieger bleiben würden und Amerika reich, bevölkert und berühmt werde.

Aber der unterirdische Tumult hatte die Wachsamkeit der Whigs auf sich gezogen, und da diese meinten, nur Lug und Unehrlichkeit scheue den Tag, so klopften sie

herzhaft an die Kellerthüre und begehrten Einlaß. Schnell bliesen die Tories die Lichter aus und verkrochen sich hinter Körben und Fässern; nur McFingal entkam glücklich durch ein nur ihm bekanntes Hinterfenster. Seine Zuhörer aber wurden, nachdem die Thüre eingeschlagen worden war, sämmtlich getheert und gefedert und dann ruhig laufen gelassen.

Der letzte Gesang ist wohl der reichste an poetischen Schönheiten und legt ein entscheidendes Zeugnis von der hohen Begabung seines Verfassers ab.

Wie der Hauptzweck dieses komischen Heldengedichtes die Reinigung der politischen Ansichten und die Erweckung der Liebe zum Vaterlande war, so war der leitende Gedanke der zweiten poetischen Schöpfung Trumbulls, die obwaltenden verkehrten Ideen über Erziehung und Religion zu reformiren und die Resultate derselben an entsprechenden Beispielen zu illustriren, ohne jedoch dabei zur Burleske zu werden. „The Progress of Dulness“ wurde durch die „wissenschaftliche“ Charlatanerie der Colleges mit ihren zeremoniellen Prüfungen und durch die Vernachlässigung der wichtigeren Unterrichtszweige, wie Grammatik, Stylübungen, Redeübungen u. s. w. hervorgerufen.

Der erste Gesang heißt: „The Adventures of Tom Brainless“. Tom war der Stolz seiner Eltern und des Dorfschulmeisters; er konnte seinen Katechismus gut hersagen, fertig rechnen und schreiben und schien seinen seltenen Anlagen nach zu etwas Höherem, zum Prediger, bestimmt zu sein, was denn seinen Vater bewog, ihn vorderhand vom Viehtreiben, Schweinefüttern und dergleichen ländlichen Arbeiten und vom Frühaufstehen zu dispensiren. Tom bekam Privatunterricht vom alten Dorfgeistlichen,

der zwar sein Latein und Griechisch vergessen hatte, es jedoch noch mittelst Grammatik und Lexikon lehren konnte, so daß sich sein Schüler schon im zweiten Jahre an die Virgil'sche Aeneide getraute. Da wurde er denn als reif für das College erklärt und er verließ das elterliche Haus mit dem festen Vorsatze, sich mit Ernst der Studien zu befleißigen.

„He will outwatch the moon,
And think the planets set to soon."

Beim üblichen Examen fand man, daß er mehr wußte, als er sagen konnte, und so wurde er denn zum akademischen Leben zugelassen. Doch das ewige Lesen und Memoriren, das Beten und Hersagen drückt ihn zuletzt so nieder, daß er jede andere Plage dem Studiren vorziehen möchte; die Linien der Geometrie sind ihm zu krumm, das Griechisch verdirbt ihm die Augen, die lateinische Konjugation ist ihm zu verwickelt und er bekommt alle möglichen Krankheiten, am häufigsten Kopfweh.

„Thou blest disease,
Thou friend of idleness and ease."

So quälte er sich vier Jahre herum und erhielt dann nach glücklich bestandenem Examen seine Gelehrsamkeit in allen Fächern des menschlichen Wissens Schwarz auf Weiß bescheinigt. Damit zu Hause angekommen, gab ihm sein Vater den Rath

„to teach
A school at first and then to preach",

der ihm so probat dünkte, daß er gleich die erste beste vakante Schulstelle annahm, sich mit großer Amtswürde auf den Katheder setzte und seine Hauptthätigkeit auf fühlbare Anwendung des Stockes beschränkte.

„He taught not to read, but fear and tremble."

Nach einem Jahre nahm er zur größten Freude der Schuljugend und zum Leidwesen der Eltern seine Entlassung,

„and settles down with earnest zeal
Sermons to study and to steal.“

Er lernte den Gebrauch der biblischen Schlagwörter und war nach einem sechsmonatlichen Studium schon so weit, daß er einen viel kürzeren Weg zum Himmel als alle alten Heiligen lehren konnte. Er hatte einen großen Haufen Manuscripte um sich aufgestapelt, hatte Auszüge aus allen älteren und neueren Kirchenschriftstellern gemacht und ein Werk in der damals beliebten Dialogform über streitige religiöse Fragen geschrieben. Damit ausstaffirt wird er von einer Versammlung von Geistlichen als reif zum Prediger erklärt.

„He's orthodox and that's enough.“

Er erhielt eine Stelle und eine Farm in einer kleinen Ansiedlung, zog Sonntags seinen besten Rock an und

„Deals forth the Dulness of the day,
And while above he spends his breath,
The yawning audience nod beneath.“

Der zweite zuerst im Jahre 1773 zu New-Haven gedruckte Gesang heißt: „The Life and Character of Dick Hairbrain“.

In einem Dorfe wohnte ein Farmer, der durch allerlei Manipulationen reich geworden war, und Ansehen und Aemter mit dem dazu gehörigen Verstande erhalten hatte; derselbe hatte einen einzigen Sohn, Namens Dick (Richard), der, trotzdem er besser fluchen als irgend etwas Anderes konnte, in's College geschickt wurde, um ein ganzer Mann zu werden. Man staffirte ihn standesgemäß

aus mit feinen Handschuhen, goldner Uhr und einem großen Kasten voll Kleider nach der allerneuesten Mode. Auch am nöthigen Geld fehlte es nicht, um die Kosten für Friseur, Tanzmeister und die Zeitungen für die elegante Welt zu bestreiten, so daß er bald anfangen konnte, Vernunft und Wissenschaft zu verachten, den Schulmeister als Pedanten anzusehen, und seinen Hauptstolz darin zu erblicken, dem schönen Geschlechte französische Artigkeiten zu sagen und in der Konversation für fehlende Begriffe mit Worten zu dienen. Beim Karten- und Würfelspiel war er ein Hauptheld.

„The man that was not made to think,
Was born to game, to swear and drink."

Nach vierjährigem Kursus erhielt er ein günstiges Abgangszeugniß.

Als sein Vater gestorben war ging Dick auf Reisen, um neue Sitten und Tugenden zu lernen — the progress of dulness. Er ging nach England und richtete sein Hauptaugenmerk darauf, sich die nöthige Routine zu erfolgreichem Umgange mit dem weiblichen Geschlechte anzueignen. Er lernte elegant seufzen und sich graziös zu den Füßen der Angebeteten niederlassen, so daß er bald der Löwe aller fashionablen Salons wurde. Er war der Tonangeber in Mode, Witzen und Geberden, doch:

„The sun ne'er stays in his meridian,
The brightest stars must quickly set,
And Dick was deeply run in debt.
Not all his oaths can duns dismay
Or deadly bailiffs fright away,
Not all his compliments can bail
Or minuets dance him from the jail.

Law not the least respect can give
To the laced coat, or ruffled sleeve;
His splendid ornaments must fall
And all is lost, for these were all.“

Sein Schicksal war besiegelt; er sah sich überall
„elbowed out by younger fopes“
und wie viel Zeit ihm seine zerrüttete Gesundheit noch ließ, sein verfehltes Leben zu betrauern, wird nicht gesagt.

Der dritte Gesang führt den Titel: „The Adventures of Miss Harriet Simper“, und hat die verkehrte und vernachlässigte Erziehung des weiblichen Geschlechtes zum Thema. Er beginnt mit einer Strafpredigt gegen das Erröthen der sechsjährigen Harriet beim Küssen ihrer Tante; das Erröthen, argumentirte jener, sei zur Zeit der Großmutter Mode gewesen, und seitdem habe die Welt große Fortschritte gemacht; außerdem sei es auch ein Zeichen der Verstocktheit, denn Dick Hairbrain habe ihr gesagt und bewiesen, daß Eva vor dem Sündenfalle nie erröthet sei. Was das Lesen anbelange, wurde die Kleine und ihre Mutter von der auf der Höhe der Zeit stehenden Tante weiter belehrt, daß dasselbe die Augen verderbe und den Weg zu Runzeln bahne; nur so viel sei nöthig, um ein billet-doux entziffern zu können. Und nach dieser Autorität wurde die Erziehung der Harriet geleitet.

Als dieselbe ein paar Jahre älter geworden war, wurde sie in alle fashionablen Zirkel eingeführt; sie lernte tanzen, die Augen liebenswürdig drehen, alle Geheimnisse des Schminkens und des Haarflechtens, und wußte auf die Minute, wenn eine Mode anfing und die alte aufhörte. Ihre ganze Arbeit bestand in Sticken und Häkeln und

dem Studium der Modejournale. Ihr Vater versuchte zuweilen, seine Rechte auf sie geltend zu machen; da er aber bei der Mutter stets Widerspruch fand, so überließ er sie ganz und gar ihrem Einflusse, um nicht den Hausfrieden zu stören. Auch wurde sie eine Zeit lang in eine größere Stadt geschickt, um sich den Umgangston der guten Gesellschaft anzueignen. Beim Theeklatsch spielte sie die Hauptrolle und wußte das Kleid einer jeden Dame des letzten Balles bis in die geheimsten Details zu beschreiben.

Auch Novellen las sie und zwar die des Damenlieblings Richardson, dessen „Pamela“ sogar von der Kanzel gelobt worden war. Sie indentifizirte sich mit seinen Heldinnen und der Spiegel zeigte ihr, daß sie dazu mehr als eine andere berechtigt sei, die auch einen Sir Grandison de Lovelace erwartete.

Sie war die Königin der Bälle, und Leute wie Dick Hairbrain konnten vor Freude nicht schlafen, wenn sie die hohe Gnade genossen hatten, ihr die Hand drücken zu dürfen. Sie erhielt eine Unmasse Liebesbriefe, in denen Tod und Leben der Schreibenden in ihre Hände gelegt wurden, doch sie

„Fish'd for hearts to throw away.“

Ja, sie freute sich sogar über die Zahl ihrer Opfer, und hatte noch für jedes ein freundliches Lächeln, denn

„Friendship was the thing she meant.“

Bewundert zu werden, war ihr einziger Zweck; trotz alledem aber verlor sie dennoch ihr Herz, und zwar an den vom College zurückgekehrten Hairbrain, der aber in Liebessachen keinen Ernst kannte, und so erreichte sie ihr Schicksal,

„New beauties pushed her from the stage“

und der Spiegel hatte sogar die Frechheit, Falten in ihrem Gesichte anzudeuten. Ihre Anbeter und Verehrer vernachlässigten sie und legten sich zu den Füßen neuer Schönheiten. Tief gekränkt mied sie nun alle Gesellschaften, verachtete das Treiben der Welt und war äußerst einfach in Kleidung und Frisur. —

Tom Brainleß war im sechsten Jahre in der Umgegend Pastor, als ihm der biblische Gedanke kam, daß es nicht gut sei, wenn der Mensch allein sei, und als er dieses einem Gemeindemitglied mittheilte, verwies dasselbe ihn an Miß Simper, die laut ihres Alters und ihrer Stimmung am besten für ihn passe. Gleich bürstete er seinen besten Rock aus, ritt zum nahewohnenden Dekan, und bat ihn um seinen Beistand in dieser wichtigen Angelegenheit. Derselbe kletterte ebenfalls auf sein Pferd und beide machten sich auf den Weg. Miß Simper war wie gewöhnlich zu Hause und für die biblische Werbung ganz Ohr. Sie ward Frau Brainleß, und die Gemeinde freute sich darüber so sehr, daß sie ihr einen extrafeinen Kirchenstuhl herrichten ließ, und ihrem Herrn Gemahl eine jährliche Zulage von fünf Pfund versprach.

Von den weiteren Gedichten Trumbull's verdienen noch Erwähnung, erstens: „The Genius of America“, nach der Schlacht von Monmouth beendet; dann: „Ode to Sleep“, eine allerliebste Schöpfung, und „The Prophecy of Barlaam“, nebst einigen anderen Gelegenheitsgedichten vermischten Inhaltes.

Alle seine Gedichte zeichnen sich durch dieselbe offene biedere Gesinnung sowohl in sozialer wie in politischer Beziehung aus. Trumbull war ein echter Amerikaner, ein ehrlicher, treuer Charakter und ein gemüthreicher Dichter

des Volkes; eine jede Zeile, die er schrieb, war im Interesse seiner Nation dem gemäßigten, humanen Fortschritte gewidmet. —

Man hat von allen Seiten Thomas Paine's Verdienste um die Freiheit und Unabhängigkeit Amerikas bereitwillig und dankbar anerkannt; als er sich aber erkühnte, die engherzigen Yankees ihrer religiösen Vorurtheile zu benehmen und die angestaunte christliche Dogmatik zu bekämpfen, da beschwor er ein Heer von Feinden gegen sich herauf, denen im Namen der gefährdeten Religion kein Mittel zu niederträchtig war, um es nicht gegen ihn anzuwenden.

Von seinen zahlreichen Biographen, wie z. B. Cheetham, Francis Oldys (George Chalmers), W. T. Sherwin, T. C. Rickman und G. Vale hat sich nur der letztere die Mühe genommen, den vielen gegen Paine zirkulirenden Verläumdungen männlich entgegen zu treten. Paine war sicherlich kein Heiliger, eine Uebertreibung und absichtliche Hervorhebung seiner Schwachheiten, wie es z. B. von dem wankelmüthigen Cheetham ausging und späterhin von allen politischen und religiösen Dunkelmännern wiederholt wurde, zeigt, daß die Verehrer des Christenthums noch immer nicht wissen, daß die Liebe der Sünden Menge deckt.

Thomas Paine ist am 29. Januar 1736 zu Thatford in Norfolk, England, geboren. Sein Vater war ein Schnürbrustmacher und der Sohn, der nur einen nothdürftigen Schulunterricht genossen hatte, widmete sich ebenfalls dem Handwerke seines Vaters. In seinem zwanzigsten Jahre ging er nach London und von dort nach Sandwich, woselbst er sich mit der Tochter eines Steuereinnehmers

verheiratete und selber Zöllner wurde. Da seine Frau ein Jahr nach der Hochzeit starb, so legte er sein Aemtchen nieder und zog nach Lewis in Sussex, woselbst er sich mit einer Tabackhändlerstochter verheiratete und das Geschäft seines verstorbenen Schwiegervaters übernahm. Doch schon 1774 trennte er sich von seiner Frau unter gegenseitiger Einwilligung und ging nach London, woselbst er mit Benjamin Franklin bekannt wurde; derselbe gab ihm ein Empfehlungsschreiben an einen Freund in Philadelphia und mit demselben, seiner einzigen Habe, kam er dann 1775 in Amerika an und übernahm die Redaktion des „Pennsylvania Magazine". Auf Anrathen des einflußreichen Dr. Rush schrieb er nun sein Werk „Common Sense", in dem er die Gründe gegen die Lostrennung Amerika's von England mit gewandter Feder entkräftigte. Jene Schrift erschien anonym, sie wurde gleich von allen amerikanischen Verlegern nachgedruckt und in unzähligen Exemplaren verbreitet. An den Schaufenstern aller Buchhändler prangte der Reim:

„Common Sense
For eighteen Pence."

Aber durch diese billigen Nachdrucke wurde die Originalausgabe vergessen und Paine machte die unangenehme Erfahrung, bei seinem Drucker in Schulden zu geraten. Das Aufsehen, das „Common Sense" machte, ist ungefähr mit dem zu vergleichen, das Johannes Ronge durch seinen Brief an Bischof Arnoldi hervorrief. Amerika war reif für Unabhängigkeit und derjenige, der ihm seine Berechtigung dazu in klaren, energischen und zu Herzen sprechenden Worten vordemonstrirte, war sein gefeierter Held. Die Universität von Pennsylvanien ernannte Paine zum

„Master of Arts“ und die Legislatur des genannten Staates machte ihm das annehmbare Geschenk von 500 Pfund Sterling.

1776 trat Paine in Washington's Armee als Freiwilliger ein, arbeitete aber als solcher mehr mit der Feder als mit dem Bajonette. Seine von 1776—1783 unter dem Titel „The Crisis“ veröffentlichten Flugblätter feuerten in schwungvoller Sprache die Amerikaner zum hartnäckigen Widerstande gegen die Engländer an und flößten der Armee Muth und Vertrauen zu ihrem umsichtigen Führer ein.

1781 ging Paine mit Oberst Laurens nach Paris, um eine Anleihe für Amerika abzuschließen, was beiden auch gelang. Nach Beendigung des Unabhängigkeitskrieges schenkte ihm der Staat New-York ein Landgut zu New Rochelle, das aus 300 Ackern bestand und früher einem Royalisten gehört hatte. 1787 ging er wieder nach Europa zurück und beschäftigte sich mit der Abfassung seines Werkes „Rights of Man“, dessen erster Theil 1791 erschien. Es war dies eine geharnischte Antwort auf Burke's „Reflections on the French Revolution“ und zu gleicher Zeit auch ein kühner Angriff auf die englische Konstitution und das Königthum. 1792, also im Jahre, in welchem er dieses Werk durch den zweiten Theil zum Abschluß brachte, wurde er durch eine französische Deputation aufgefordert, das Departement von Calais in der Nationalversammlung zu vertreten; er folgte dieser ehrenvollen Einladung und schloß sich den Girondisten an. Als er es jedoch wagte, Louis Capet durch eine Rede das Leben zu retten, ließ ihn Robespierre einstecken und nur durch ein Versehen entging er der Guillotine. Elf Monate

schmachtete er dafür, daß er das Königthum bekämpfte, den König aber verschont und nach Amerika verbannt wissen wollte, im Gefängnis, ohne daß sich Jemand in seinem Adoptivvaterlande um ihn bekümmerte, was wohl hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben ist, daß er in dem inzwischen gedruckten ersten Theile seines Werkes „The Age of Reason" (der zweite Theil erschien 1797) sich auf einmal die Gunst aller Buchstabenchristen verscherzt hatte. Auch seine gegen den von der öffentlichen Meinung heilig gesprochenen George Washington gerichtete Anklage, daß derselbe auch gar nichts zur Befreiung eines im französischen Gefängnisse schmachtenden Bürgers Amerikas gethan habe, vermehrte außerdem noch die Zahl seiner Feinde; wer dem gesunden Menschenverstande zu seinem Rechte verhelfen wollte, konnte wenigstens kein Christ und wer den Karakter Washingtons antastete, mußte mindestens ein Vaterlandsverräther sein; keineswegs aber durfte er auf den Titel eines amerikanischen Patrioten Anspruch erheben.

Als Paine 1802 in Begleitung seiner Freundin, der Madame Bonneville, nach Amerika kam, erkannte er, daß sein Nimbus erloschen war und man für ihn nur noch Spott und Hohn hatte. Es wurde ihm öffentlich nachgesagt, er sei ein Ehebrecher und Trunkenbold und man machte Spottgedichte auf seine geröthete Nase.

„Tom Paine is come from far, from far,
His nose is like a blazing star,"

hörte und las man damals überall, und ein Epigramatiker verfertigte für Paine's zukünftige Leichenfeier die Inschrift:

„Here lies Tom Paine, who wrote in liberty's defence,
But in his ‚Age of Reason' lost his ‚Common Sense'."

Am 8. Juni 1809 starb er und wurde in einer Ecke auf seiner Farm zu New Rochelle beerdigt. Zehn Jahre ruhten dort seine Gebeine ungestört, als es dem englischen Sonderling, William Cobbett, der Paine früher ein hypokritisches Monstrum genannt hatte, einfiel, den Leichnam auszugraben, ihn in eine Kiste zu packen und nach England zu transportiren, damit man dort dem Meister in den politischen Wissenschaften und des Tyrannenhasses ein Grabmal errichte, das allen Freiheitsverehrern als geweihter Wallfahrtsort dienen sollte.*) Der ehrliche, aber schrullenreiche Cobbett hatte also seine Ansichten betreffs Paine's gründlich geändert und er glaubte, es würde ihm nun leicht werden, auch die Landsleute Paine's zu einem günstigen Urtheile zu bewegen; doch da irrte er sich erstens gewaltig und zweitens machte er sich auch noch lächerlich dazu. Paine war in dem orthodoxen England vorzugsweise als verabscheuungswürdiger Bekämpfer der Bibel und des christlichen Glaubens bekannt, und da außerdem auch noch eine Zeitung die Behauptung aufstellte und fleißig kolportiren ließ, die von Cobbett mitgebrachten Knochen seien von einem alten, neben Paine zur Ruhe bestatteten Neger, so sah sich dann Cobbett um die Ausführung seines Lieblings-Projektes schmählich betrogen. Cobbett besaß eine Farm in der Nähe des Paine'schen Landgutes zu New Rochelle; als

*) Siehe darüber das betreffende Kapitel in dem Werke: „How to get on in the World, as demonstrated by the Life and Language of William Cobbett. By Robert Waters. New-York, 1833."

nun letzteres 1819 verkauft wurde und der neue Eigenthümer aus irgend welchem Grunde Paine's Gebeine ausgraben und zur Beerdigung nach New York bringen lassen wollte, wurde ihm der Bescheid, daß dieselben blos auf dem abgelegenen Kirchhofplatze, auf dem man Soldaten, Fremde und freundlose Arme begrabe, verscharrt werden könnten. Dieser Umstand bewog nun Cobbett, die Ueberreste nach England zu transportiren, trotzdem Paine dort in effigie verbrannt worden war. Cobbett verehrte Paine nur seiner politischen Ideen wegen, um Paine's theologische Ansichten bekümmerte er sich nicht, hatte er doch nach eigenem Geständnisse dessen Angriffe auf Kirche und Christenthum nie gelesen und hatte er überhaupt kein Interesse an derartigen Kontroversen.

Franklin pflegte zu sagen, wo die Freiheit ist, da ist mein Vaterland; Paine hingegen erklärte, daß sein Vaterland, d. h. das Feld für seine Wirksamkeit da sei, wo die Freiheit fehle. Seine Verdienste um die amerikanische Unabhängigkeit haben alle Historiker, besonders aber Bancroft, dankend anerkannt; seine Bemühungen aber, die Amerikaner auch von dem Drucke und der Engherzigkeit christlicher Dogmen zu erlösen, haben erst in der Neuzeit die gebührende Anerkennung durch Robert G. Ingersoll (siehe dessen „The Gods and other Lectures". Peoria, Ill. 1874), Chadwick, Vale und den Deutsch-Amerikaner Karl Heinzen erlangt.

Paine war ein gewandter Stilist, dem auch ein schlagfertiger Witz zu Gebote stand. Als einst der Prediger einer neuen Sekte zu ihm kam und ihm erklärte, daß der Schlüssel zur heiligen Schrift, der seit 4000 Jahren verloren gewesen, nun endlich gefunden worden sei, meinte

Paine, da müsse der besagte Schlüssel aber sehr rostig sein. Franklin hatte ihn in seiner hausbackenen Frömmigkeit vor der Publikation des „Age of Reason" wohlwollend gewarnt; die Kanzeln, die früher seinen „gesunden Menschenverstand" bis in alle Himmel erhoben und jedem Patrioten auf das wärmste empfohlen hatten, wünschten natürlich das „Zeitalter der Vernunft" in den Abgrund der Hölle und trugen dadurch nicht wenig zur Verbreitung dieses Buches bei. Karl Heinzen, der Vater des deutschen Radikalismus in Amerika, tadelte Paine, weil er einst das Leben eines französischen Despoten zu retten gesucht habe und weil er trotz aller Bibelbekämpfung doch ein Deist geblieben sei.

Immerhin aber war Paine radikal genug für seine Zeit; immerhin war er noch der radikalste aller Amerikaner. Paine war ein Mann aus eigener Kraft; er kannte keine egoistischen Ziele und jede Popularitätshascherei war ihm fremd. Er bekämpfte die Heuchelei der Altäre und die Tyrannei der Fürstenthrone mit gleicher Rücksichtslosigkeit. Als der Unabhängigkeitskrieg vorüber war, hätte Paine, umgeben von Staatsmännern, Kriegern und Geistlichen, als „respektabler" Gentleman leben können und wäre dereinst mit allem erdenklichen Prunke beerdigt und von der ganzen Nation aufrichtig betrauert worden; aber er wählte sich ein anderes Loos. Als er in Frankreich gegen den Tod des Königs stimmte, sprach er sich sein eigenes Todesurtheil, dessen Ausführung er, wie schon erwähnt, nur durch einen Zufall entging. Wäre dies einem frommen Geistlichen passirt, so hätte es sicherlich die ganze Christenheit als ein Wunder Gottes hingestellt; so aber hielt man Jeden, der Paine seiner Freigeisterei

wegen verleumdete und verfolgte, für einen ächten Diener der Kirche. Von seinen letzten Augenblicken hat man im Interesse der Kirche Schreckensbilder entworfen und die damals ausgestreute Lüge, als habe er zur Rettung seiner Seele nach einem katholischen Geistlichen verlangt, findet noch heute ihre Verbreiter und Verehrer, so daß gegen dieselbe noch kürzlich ein geharnischtes, aber auf zuverlässigen Aussagen beruhendes Pamphlet veröffentlicht werden mußte.*)

Heute nun ist doch die amerikanische Geistlichkeit, besonders aber die unitarische Fraktion derselben, etwas liberaler und damit Paine gerechter geworden. Die Welt scheint sich doch noch zu bewegen. Noch sind es keine hundert und fünfzig Jahre her, da existirte in Maryland ein Gesetz, nach welchem jedem Gotteslästerer, jedem Leugner der Dreieinigkeit und der Gottheit Christi die Zunge durchbohrt werden sollte, und der Deliquent 30 Pfund Sterling Strafe zahlen mußte; nach einem dritten Vergehen dieser Art sollte er ohne geistlichen Beistand hingerichtet werden. Das ist doch heute anders geworden. Wenn ein Kirchenmitglied jetzt bezweifelt, daß Bileams Esel gesprochen, der Wallfisch Jonas verschlungen habe und Simsons Stärke in seinem Haare verborgen gewesen sei, im Uebrigen aber die Miethe für seinen Kirchensitz pünktlich bezahlt, so läßt man ihn wenigstens von protestantischer Seite völlig ungeschoren. John W. Chadwick, der auch als Dichter nicht unvortheilhaft bekannte Prediger der zweiten Unitariergemeinde in Brooklyn, hat

*) „A Roman Catholic Canard". New-York 1883, Truth Seeker Publishing House.

Paine eine auch als Broschüre gedruckte Lobrede (New York 1877) gehalten, in welcher er frei und offen sagt, daß, wenn Paine ein Ungläubiger gewesen sei, er es auch sei; seinen Verdiensten um Aufklärung läßt er darin die höchste Gerechtigkeit widerfahren. Chadwick freut sich aufrichtig, daß Paine's „Zeitalter der Vernunft" noch immer fleißig gelesen werde und daß noch immer einige Pfaffen durch Verdammung dieses Werkes zur Verbreitung desselben fleißig beitragen.

Doch noch eins. Vor uns liegt ein Buch, betitelt „Junius Unmasked: or Thomas Paine the Author of ‚The Letters of Junius' and of the ‚Declaration of Independence'" (Washington 1872); der Verfasser desselben ist nicht genannt, auf zuverlässige Nachricht hin können wir jedoch mittheilen, daß es ein zu Mount City in Nebraska lebender Herr Joel Moody ist. Bisher hatten alle Amerikaner Jefferson für den Verfasser der Unabhängigkeitserklärung angesehen; nun aber wird uns „bewiesen", daß es Thomas Paine war und daß derselbe auch die berühmten Juniusbriefe geschrieben hat. Wir wollen dem guten Moody sein Vergnügen nicht rauben und es Anderen überlassen, die mehr Gefallen an müßigen Untersuchungen haben, seine „Beweise", wenn sie es überhaupt der Mühe werth halten, zu entkräften.



Die Literatur von 1800 bis 1830.

Die Periode der amerikanischen Literatur von 1800 bis 1830 ist im Allgemeinen eine unproduktive zu nennen, denn die leitenden Geister waren damals durch den inneren Ausbau der Union zu sehr in Anspruch genommen und dann war das Volk so eifrig mit der Schaffung und Vermehrung seines materiellen Wohlstandes beschäftigt, daß jede schönwissenschaftliche Thätigkeit auf keine lohnende Theilnahme rechnen konnte. Die Fortschritte und Errungenschaften auf praktischem Gebiete überflügelten also die Leistungen auf dem Gebiete der schönen, aber unprofitablen Kunst; trotz der Ungunst der Verhältnisse aber setzten doch einige Dichter, Novellisten und Gelehrte ihre Feder in Bewegung und denselben wollen wir nun einige Worte der Anerkennung widmen.

Robert Treat Paine jr. (1773—1811), der Sohn eines Unterzeichners der Unabhängigkeitserklärung, ist der Verfasser mehrerer Gedichte von vorübergehender Bedeutung; eines jedoch, nämlich „Adams and Liberty" erlangte eine außerordentliche Popularität und hat sich bis auf den heutigen Tag in zahlreichen Schulbüchern erhalten. Paine, der aus Taunton in Massachusetts stammte und

ein Graduirter von Harvard College war, ernährte sich kümmerlich als Journalist und Verfasser von Theaterprologen und schrieb sein erwähntes Gedicht zu einem Jahresfeste der „Massachusetts Charitable Fire Society“. Die Amerikaner befanden sich damals infolge des arroganten Auftretens der Franzosen gegen die Vereinigten Staaten in großer Aufregung und man befürchtete sogar den Ausbruch eines Krieges zwischen beiden Ländern, der jedoch durch das umsichtige und taktvolle Auftreten des Präsidenten Adams verhindert wurde. Paine's Gedicht war gegen Frankreich gerichtet und forderte die Amerikaner energisch zur Thätigkeit auf; es entsprach also der damaligen Ansicht der großen Majorität und war daher bald im Munde Aller.

Paine praktizirte auch eine Zeitlang als Jurist, doch war er bereits an ein zügelloses Leben so sehr gewöhnt, daß ihm eine regelmäßige Thätigkeit nicht mehr behagte und er zu seinem früheren literarischen Vagabundenleben wieder zurückkehrte. Als er starb, ließ er seine Frau, eine ehemalige Schauspielerin, und seine beiden Kinder in der größten Armuth zurück. Zwei Jahre nach seinem Tode wurde eine Auswahl seiner poetischen und prosaischen Schriften in einem Bande herausgegeben.

Thomas Greene Fessenden (1771—1837), der unter dem Pseudonym „Cristopher Caustic“ humoristische und satyrische Gedichte schrieb und dessen Ruf hauptsächlich auf den Werken „Terrible Tractoration“ und „The Country Lovers“ beruht, stammte aus New Hampshire und war ein Graduirter des Darthmouth College. 1801 ging er nach England, um daselbst eine von ihm gemachte Erfindung zu verwerthen. Da sich jedoch dieselbe als gänzlich

unpraktisch herausstellte und ihm die so sehnsüchtig erwarteten Reichthümer nicht eintrug, gerieth er in die bitterste Noth, aus der er sich durch die erstgenannte Satyre rettete. Ein gewisser Perkins machte damals in den wissenschaftlichen Kreisen Englands einen gewaltigen Lärm über seine Anwendung des Galvanismus auf dem Gebiete der Heilkunst, sodaß sich Fessenden veranlaßt fühlte, den erwähnten Humbugger in der Schrift „Terrible Tractoration, a Poetical Petition against Galvanizing Trumpery and the Perkinistic Institution, in four Cantos, most respectfully addressed to the Royal College of Physicians, by Christopher Caustic“, blosstellte und überhaupt die gesammte ärztliche Praxis dem Gelächter preisgab. Das Büchlein rettete auch zugleich den Verfasser aus seiner pekuniären Noth und ermöglichte es ihm, nach seinem Vaterlande zurück zu kehren. Daselbst beschäftigte er sich späterhin fast ausschließlich mit landwirthschaftlicher Schriftstellerei.

Joseph Hopkinson (1770—1842), ein Jurist und Politiker, ist hauptsächlich durch sein Lied „Hail Columbia“ allgemein bekannt geworden. Dasselbe schrieb er im Sommer 1798 als man, wie bereits angedeutet, einen Krieg mit Frankreich für unvermeidlich hielt. Die Meinungen der Amerikaner waren getheilt; einige sympathisirten mit dem republikanischen Frankreich, andere hingegen verehrten in England das Land der konservativen Ordnung und einer starken Regierungsform.

Ein junger Schauspieler, der damals in Philadelphia beschäftigt war und den Hopkinson von Jugend auf kannte, ersuchte nun diesen, ihm zu seiner Benefizvorstellung zur Melodie des sogenannten „Präsidenten-Marsches“ ein

patriotisches, den politischen Verhältnissen entsprechendes Lied zu schreiben, das er dann, um ein volles Haus zu erhalten, an dem betreffenden Abende vortragen wolle; dieses Lied sollte über den Parteien stehen und einfach die Ehre der jungen amerikanischen Nation in den Schutz nehmen. So entstand denn das Lied „Hail Columbia“ und machte bald die Runde durch ganz Amerika.

Francis Key (1779—1843) verdankte seine Popularität auch nur einem einzigen Liede, nämlich dem allgemein bekannten „Star Spangled Banner“. Er studirte die Rechte und starb am 11. Januar 1843 als Distrikt-Advokat in Washington. Außer dem „Star Spangled Banner“ hat er noch mehrere Gedichte geschrieben, meist Gelegenheitsgedichte, zu seinem eigenen Vergnügen. Sie sind daher ohne besonderes Interesse. — Ein gewisser Henry Johns hat sich vor einigen Jahren die Mühe genommen, diese Verse zu sammeln und in einem Bändchen im Verlage von Carter & Bro. in New York zu publiziren. Dieses enthält Zeilen an seine Cousine Mary, die ihm seinen alten Tabaksbeutel geflickt; eine hyperreligiöse Hymne für den 4. Juli; die Petition einer alten Schindmähre an den Kongreß zur Erlangung einer Habeas-korpus-Akte, die nach ihrer Meinung in Heu und Stroh bestand; einige Psalmen und die prosaische Abhandlung: „What is Death! Is it the End of Life?“ worin Key die Bemerkung macht, daß der Glaube an Gott auch den an die Unsterblichkeit in sich schließe und daß der Tod der Anfang des eigentlichen Lebens sei.

Washington Allston (1779—1843), Maler und Schriftsteller, hauptsächlich aber in ersterer Eigenschaft bekannt, schrieb „The Sylphs of the Seasons, and other

Poems", die in Italien spielende Novelle „The Romance of Monaldi", und ein kleines, aus Vorlesungen bestehendes Werk über die bildenden Künste. Sein Hauptgedicht ist eine Allegorie der vier Jahreszeiten. Der Dichter schläft und sieht im Traum vier Nymphen auftreten, die ihre Eigenschaften preisen; jede versucht ihn dann zu bereden, ihr den Vorzug zu geben und ihr Herz und Hand zu widmen.

Allston hielt sich lange Zeit in Europa auf; mit den ersten englischen und amerikanischen Schriftstellern seiner Zeit war er intim befreundet. Seine zweite Frau war eine Schwester des Dichters Dana.*)

Clement C. Moore (1779—1863), der lange Jahre Professor der griechischen und hebräischen Sprache am theologischen Seminar der Episkopalkirche in New York war, ist der Verfasser eines Bändchens Gedichte, von denen das gemüthliche „Visit from St. Nicholas" sich mit Recht bis jetzt erhalten hat.

Robert Dinsmoor (1757—1836), gewöhnlich der „Rustic Bard" genannt, war wie der so sehr von ihm verehrte Robert Burns, ein einfacher Farmer, der in New Hampshire lebte und 1828 ein Bändchen Gedichte unter dem Titel „Incidental Poems" veröffentlichte. Da er in Schottland geboren, so schrieb er hauptsächlich in der Mundart seiner Heimath; sein großes Vorbild aber erreichte er nicht. Whittier erzählt in seinem Buche „Old Portraits and Modern Sketches", daß er ihn einstens in Haverhill getroffen, wie er einen Sack voll Kartoffeln, Zwiebeln und Kürbissen, trotz seiner siebenzig Jahre, in

*) Siehe „Last Evening with Allston. By Elizabeth P. Peabody. Boston 1886.

einen Krämerladen geschleppt und gegen Thee, Kaffee, Molasses und Rum umgetauscht habe.

Samuel Woodworth (1785—1842), ein aus Massachusetts stammender Journalist, der mit George P. Morris 1823 den „New York Mirror" gründete, ist der Verfasser eines Bändchens Gedichte, wovon das idyllische und gefühlvolle „The Old Oaken Bucket" eine große Popularität erlangte und in fast alle amerikanische Schulbücher aufgenommen wurde.

James A. Hillhouse (1789—1841), ein Graduirter vom Yale College und späterhin ein erfolgreicher Kaufmann, zog sich 1824 von aller kommerziellen Thätigkeit zurück und widmete sich auf seinem Gute „Sachem's Wood", in der Nähe seiner Geburtsstadt New Haven, einer ruhigen und beschaulichen Beschäftigung mit der Literatur. Von seinen Werken erschien 1839 eine Ausgabe in zwei Oktavbänden; die Kritik sprach sich äußerst günstig darüber aus, eine ausgedehnte Verbreitung aber fanden sie nicht. Sein 1825 zuerst veröffentlichtes Drama „Kadad", das besonders den Beifall des gediegenen und kompetenten Literaturkenners H. T. Tuckerman fand, spielt zur Zeit des Königs David in Judäa und schildert den Umgang der Menschen mit guten und bösen Geistern.

Joseph Rodman Drake (1795—1820), dessen früher Tod ein schmerzlicher Verlust für die amerikanische Literatur war, hat sich durch sein Märchen-Epos „The Culprit Fay" einen unvergänglichen Namen erworben. Er war ein geborener New-Yorker und hatte sich schon als zarter Jüngling der Journalistik gewidmet. Er war sehr intim mit Fitz-Greene Halleck befreundet und schrieb auch in Gemeinschaft mit demselben eine Reihe satyrischer Briefe unter dem Namen „Croaker & Co." für die „Evening Post".

In einem dieser Briefe erschien auch Drake's patriotisches und viel verbreitetes Lied „The American Flag".

Aus einem Gespräche, das im Sommer 1819 Drake, De Kay, Cooper und Halleck über die Flüsse Schottlands führten und in dem Cooper und Drake die Behauptung aufstellten, daß auch die amerikanischen Flüsse Stoff zur poetischen Bearbeitung lieferten, ging dann „The Culprit Fay" hervor. Dieses Gedicht spielt in den Gebirgsgegenden des Hudson; es beginnt mit einer Versammlung der Luft- und Erdgeister, in welcher das Verbrechen, daß einer der ihrigen sich in ein sterbliches Mädchen verliebt habe, bekannt gemacht und dem Frevler zur Sühnung eine schwere Aufgabe übertragen wird. Derselbe entledigt sich jedoch seines Auftrages auf die befriedigendste Weise, und wird als Sieger feierlich empfangen; dann wird der erste Hahnenschrei vernehmbar und die Geister verschwinden plötzlich nach allen Richtungen. Dieses Werk, das eine Art Sommernachtstraum ist, ist reich an herrlichen Beschreibungen und Schilderungen; es ist aus einem Gusse und soll in einem Zeitraum von drei Tagen abgefaßt worden sein.

Auch der vielversprechende Robert C. Sands (1799 bis 1832), ein Mitglied der literarischen Coterie, die Anfangs dieses Jahrhunderts in New York eine einflußreiche Rolle spielte und der Bryant, Paulding, Verplanck, Irving, Halleck, Eastburn und andere angehörten, starb für die amerikanische Literatur viel zu früh. Das mit dem Letztgenannten verfaßte Gedicht „Yamoyden" berechtigte zu großen Hoffnungen.*)

*) Im 21. und 22. Bande des „Knickerbocker-Magazine" befindet sich eine Reihe von Skizzen über Sands.

John A. Stone (1801—1834) schrieb einige Dramen, von denen sich besonders das im Auftrage des Schauspielers Forrest verfaßte „Metamora“ lange Zeit auf der Bühne erhalten hat.

Frau Maria Brooks (1795—1845), die von Southey „Maria del Occidente“ getaufte Verfasserin des Epos „Zophiel“ *), stammte aus Massachusetts und war eine geborene Gowen. Nachdem ihr Vater als Kaufmann Bankerott gemacht hatte und dann gestorben war, ließ sie ein reicher Bostoner, Namens Brooks, erziehen und heirathete sie späterhin. Als derselbe ebenfalls verarmt und gestorben war, zog sie auf die Insel Cuba zu einem wohlhabenden Onkel, der sie zu seiner Universalerbin einsetzte, wodurch sie dann späterhin sorgenfrei leben konnte. Sie machte nun ausgedehnte Reisen durch Amerika und Europa; in England war sie Gast Southey's, der auch eine englische Ausgabe ihres Epos besorgte und überhaupt so sehr von ihr eingenommen war, daß er sie die größte amerikanische Dichterin nannte. Auch Charles Lamb schwärmte für dieses Gedicht, das sich jedoch nun längst überlebt hat. Von ihren übrigen Schriften verdient „Idomen, or the Vale of Yumuri“ hauptsächlich deshalb Erwähnung, weil dieses Werk eine Autobiographie der Dichterin ist.

Das orientalische Epos „Zophiel“ beruht auf der alttestamentarischen Erzählung von Tobias. Sara, die Heldin, verheirathete sich nach einander mit sieben Männern, die aber alle vor dem Betreten des Brautzimmers durch

---

*) Eine neue mit biographischer Einleitung versehene Ausgabe ließ die Dichterin Zadel Barnes Gustafson 1879 in Boston erscheinen.

Asmodeus umgebracht werden. Raphael gibt nun dem jungen Tobias einen probaten Rath, wie er jenen bösen Geist besiegen könne; er folgte demselben und vermählte sich schließlich mit der vielumworbenen Sara.

Als Wunderkinder gelten die Geschwister Lucretia (1808—1825) und Margaret (1823—1838) Davidson. Sie stammten aus Plattsburg am Lake Champlain im Staate New York und riefen durch ihre frühzeitige Geistesentwickelung allgemeine Bewunderung hervor. Lucretia, die beiläufig gesagt, mit dem deutsch-russischen Wundermädchen Elisabeth Kulmann das Geburts- und Sterbejahr gemein hat, schrieb sogar schon in ihrem sechsten Jahre Gedichte. Als sie zwölf Jahre alt war, hatte sie bereits die meisten Werke Shakespeare's, Goldsmith's und anderer englischen Schriftsteller gelesen und da ihre poetischen Leistungen zu den größten Hoffnungen berechtigten, ihre Familie aber arm war, so nahm sich ihrer ein wohlhabender Mann an und schickte sie zur Ausbildung in ein Privatinstitut zu Troy. Leider starb sie schon ein Jahr darnach. Sie hinterließ 278 Gedichte, darunter einige Epen und auch ein Trauerspiel; 1829 erschien eine Auswahl dieser Gedichte unter dem Titel „Amir Khan, and other Poems", welchen Southey in dem „London Quarterly" eine liebevolle Besprechung widmete. Auch ihre Schwester, die ebenfalls das Dichten schon in ihrem sechsten Jahre begann, hinterließ eine reichhaltige Gedichtsammlung.

Von den Prosaikern dieser Periode gebührt unstreitig dem Novelisten Charles Brockden Brown (1771—1810) der erste Rang. Er war der erste professionelle Belletrist in Amerika und seine Romane „Arthur Mervyn" und „Edgar Huntley" sind sogar in Bentley's „Library of

Standard Romance“ aufgenommen worden. Brown's Stärke liegt nicht in der Charakterschilderung, doch besaß er eine lebhafte Phantasie, eine reiche Erfindungsgabe und verstand sich hauptsächlich auf das peinlich genaue Ausmalen haarsträubender Schreckensscenen. Da er Augenzeuge der Verheerungen des gelben Fiebers zu Philadelphia (1793) und in New York (1798) gewesen war, so lieferte er in „Arthur Mervyn“ Schilderungen dieser Schreckensscenen, die mit De Foe's berühmter Beschreibung der Londoner Pest einen vortheilhaften Vergleich aushalten. Brown stammte aus Philadelphia; er versuchte es mehrmals, eine den schönen Wissenschaften gewidmete Zeitschrift zu gründen; da er jedoch damit keinem bestehenden Bedürfnisse abhalf, so hatten alle seine journalistischen Unternehmungen nur ein kurzes Leben.

Joseph Dennie (1768—1812) stammte aus Boston, studirte Jurisprudenz und widmete sich späterhin der Journalistik. Da es ihm nicht gelang, in seiner Vaterstadt eine Zeitung zu gründen, so siedelte er nach Philadelphia über und gab daselbst „The Portfolio“ heraus, ein Journal, in dem zahlreiche jüngere Kräfte ihre ersten Produkte veröffentlichten und das nicht wenig zur Läuterung des Geschmacks in literarischer Hinsicht beitrug. Dennie selber schrieb wenig; was er aber schrieb, war ausgezeichnet.

Robert Walsh (1784—1859), ein Mitarbeiter am Dennie'schen „Portfolio“, und Verfasser einer Biographie Benjamin Franklin's, befaßte sich unter Anderem eingehend mit dem Studium der Politik Frankreich's und

war seinem Vaterlande dadurch von großem Nutzen, daß er die besonders von einigen Vierteljahrsschriften England's beharrlich gegen die Vereinigten Staaten ausgestreuten malitiösen Verleumdungen durch sein 512 enggedruckte Seiten starkes Werk „An Appeal from the Judgments of Great Britain respecting the United States“ gründlich entkräftete.

William Wirt (1772—1834), der Verfasser von „British Spy“ und einer Lebensgeschichte von Patrick Henry, stammte von deutschen in Maryland wohnenden Eltern ab. Er war ein tüchtiger Jurist und besaß eine außerordentliche Rednergabe; seine im Aaron Burr'schen Hochverrathsprozeß gehaltene Rede forderte die Bewunderung aller Rechtsgelehrten heraus. Seine „Letters of the British Spy“ (neue Ausgabe mit biographischer Einleitung, New York, 1832) erschienen ursprünglich in einer Zeitung zu Richmond und enthielten die Beobachtungen, die angeblich ein Engländer in Virginien gesammelt hatte. Die darin enthaltene Skizze, „Der blinde Prediger“, wurde in das Deutsche und Französische übersetzt. Seine unter dem Titel „The Old Bachelor“ im „Richmond Enquirer“ veröffentlichten Briefe, die späterhin in Buchform erschienen und mehrere Auflagen erlebten, sind das Ergebnis ruhigen Nachdenkens. Sie behandeln allerlei Fragen der Ethik, Politik, Rechtswissenschaft u. s. w. und können unstreitig als das gereifteste Werk des Verfassers gelten. John P. Kennedy gab Wirt's Lebenserinnerungen in zwei Bänden heraus.

William Dunlap (1766—1839) entfaltete besonders als Theaterdirektor eine ausgedehnte und verdienstvolle Thätigkeit; er schrieb eine Geschichte des amerikanischen

Theaters, mehrere Novellen und auch eine Lebensgeschichte des Schriftstellers Charles Brockden Brown.

Timothy Flint (1780—1840) stammte aus Massachusetts, hielt sich jedoch hauptsächlich in dem damals noch spärlich besiedelten Westen auf. In Cincinnati gab er drei Jahre lang den „Western Monthly Messenger" heraus. Späterhin kehrte er wieder nach dem Osten zurück und veröffentlichte die Werke „Recollections of ten Years in the Valley of the Mississippi", „Francis, or the Mexican Patriot", „Indian War in the West", „Memoirs of Daniel Boone" u. s. w., welche herrliche Landschaftsbilder enthalten und das Leben der Indianer und Pioniere von der interessantesten Seite schildern.

Auf dem Gebiete der Ornithologie machten sich in der hier besprochenen Periode hauptsächlich zwei Amerikaner, nämlich Wilson und Audubon, bemerklich und erfreuten sich sogar eines Weltruhmes. Alexander Wilson (1766—1813) ist gewissermaßen als der Vater der amerikanischen Ornithologie anzusehen. Er stammte aus Schottland und war seines Zeichens ein Weber, der mit den Erzeugnissen seines Webstuhles hausiren ging, da er der beständigen Zimmerhockerei keinen Geschmack abgewinnen konnte. 1794 kam er nach Amerika, nachdem er vorher in seinem alten Vaterlande ein nun längst vergessenes und vergriffenes Bändchen humoristischer, satyrischer und ernster Gedichte herausgegeben hatte. Er ließ sich in Philadelphia nieder und ernährte sich schlecht und recht mit Malerei, Schulmeisterei und Kupferstecherei. Zufällig machte er die Bekanntschaft des Naturforschers William Bartram und wurde dadurch seinem eigentlichen Berufe zugeführt. Nun nahm er systematischen Unterricht im

Zeichnen und Graviren, so daß er späterhin den größten Theil der Platten in seinem Werke über die Vögel Amerika's selber herzustellen vermochte. William Bradford, der Herausgeber von Rees' „Cyclopaedia“, gab ihm lohnende literarische Beschäftigung und so konnte er dann seine Mußestunden ungestört der Ausarbeitung seines Buches widmen. Den ersten Band hatte er 1808 fertig; das ganze Werk sollte aus neun Bänden bestehen und zu dem Subskriptionspreise von 120 Dollars verkauft werden.

Nun begab er sich auf die Suche nach Abonnenten; er durchstreifte die Vereinigten Staaten nach allen Richtungen der Windrose und ließ sich selbst durch die bittersten Enttäuschungen nicht abschrecken, neue Vögel und Subskribenten zu sammeln. Wilson hatte mit den unsäglichsten Schwierigkeiten zu kämpfen, doch besaß er die den Autodidakten eigene Ausdauer und Energie in solchem Maße, daß ihn nichts bewegen konnte, sein schwieriges Unternehmen aufzugeben. Als er starb, waren sieben Bände in den Händen seiner Subskribenten und der achte lag druckfertig vor; der neunte Band wurde von Wilson's Freund und Biographen George Ord herausgegeben. Wilson war zugleich ein sprachgewandter Poet, der seine gefiederten Lieblinge nicht allein mit dem Auge des Naturforschers, sondern auch mit dem des Dichters betrachtete. Seine Ornithologie hat daher einen hohen literarischen Werth; Beschreibungen, wie Wilson z. B. vom Spottvogel und vom amerikanischen Adler geliefert hat, sind wahre Kabinetsstücke ihrer Gattung.

John James Audubon's (1780—1851) großartiges Prachtwerk „The Birds of America“ übertraf das

Wilson'sche Werk in der künstlerischen Ausstattung ganz bedeutend. Audubon entstammte einer französischen Familie in Louisiana; er widmete sich ursprünglich der Kaufmannschaft, doch sagte ihm dieselbe auf die Dauer nicht zu und so beschloß er dann, sich ganz und gar auf die Naturwissenschaft, für die er eine angeborene Vorliebe besaß, zu verlegen. Er bereiste nun die Vereinigten Staaten nach allen Richtungen und stellte oft unter Gefahren aller Art ausgedehnte Beobachtungen über das Leben, die Gewohnheiten und Eigenheiten der verschiedenen Vögel an. Nachdem er auf diese Weise die Hälfte seines Lebens verbracht hatte, ging er nach Europa, um Abnehmer für sein großes und kostspieliges Werk zu gewinnen. Cuvier, Humboldt und Herrschel nahmen sich seiner liebevoll an und sorgten dafür, daß die Publikation des Werkes gleich begonnen werden konnte. Dasselbe besteht aus zehn Bänden; davon füllen die Beschreibungen fünf und die übrigen bestehen aus 448 kolorirten Abbildungen in Lebensgröße. Der Preis eines solchen Werkes belief sich auf tausend Dollars. Audubon, der ein gewaltiger Künstler in Wort und Bild war, veröffentlichte späterhin mit seinen Söhnen auch ein Werk über die Vierfüßler Amerika's.

Auch einige Philologen dieser Periode verdienen lobenswerthe Erwähnung. So ist Noah Webster (1758 bis 1843) in der ganzen civilisirten Welt als Verfasser einer Lesefibel (Spelling-Book), von der über 50 Millionen Exemplare verkauft wurden, sowie als der Kompilator eines großen Wörterbuches der englischen Sprache bekannt geworden. Webster war ein Graduirter vom Yale College und widmete sich mit abwechselndem Erfolg und Miß-

erfolg dem Lehrfache. Sein großes Wörterbuch, an dem er zwanzig Jahre lang unermüdlich gearbeitet hatte, erschien zuerst 1828 in zwei Bänden; seither ist es durch seinen Schwiegersohn Prof. Goodrich, Noah Porter und zahlreiche andere amerikanische, englische und deutsche Philologen bedeutend verbessert worden, sodaß es nun als Autorität für die Etymologie und Aussprache des Englischen angesehen wird und sich daher in den Händen aller auf Bildung Anspruch machenden Amerikaner befindet.

Die amerikanischen Ursprachen wurden zum ersten Male durch Peter Duponceau (1760—1844) einer gründlichen philologischen Prüfung unterworfen. Duponceau war ein geborener Franzose und während des Unabhängigkeitskrieges als Dollmetscher Steuben's nach Amerika gekommen; nach Beendigung desselben war er in Philadelphia geblieben, woselbst er als Jurist eine lohnende Praxis gefunden hatte. Sein französisches Werk „Mémoire sur les Système grammatical des langues de quelques nations indiennes de l'Amérique du Nord" (Paris 1838) fand allgemein den verdienten Anklang und trug dem Verfasser auch eine Ehrenmedaille vom Institute Frankreichs ein.

Auch der Politiker und Jurist John Pickering (1772—1846) beschäftigte sich mit dem Studium der Indianersprachen, ohne jedoch dazu die nöthigen Vorkenntnisse zu besitzen. Sein kleines Werkchen, das er über den genannten Gegenstand schrieb, ist von Frau Robinson („Talvy") unverdientermaßen in das Deutsche übersetzt worden (Leipzig 1834).

Als schriftstellernde Juristen dieser Periode sind haupt-

sächlich James Kent (1763—1847) und Joseph Story (1779—1845) rühmend zu erwähnen. Ersterer, der gewöhnlich der amerikanische Blackstone genannt wird, ist der Verfasser von „Commentaries upon American Law“, einem Werke, das heute noch von jedem amerikanischen Studenten der Jurisprudenz gebraucht wird; letzterer schrieb erstens ein ausgezeichnetes Werk über die Verfassung der Vereinigten Staaten und zweitens „The Conflict of Laws“, das in das Deutsche und Französische übersetzt wurde.

John Howard Payne gehört zu den wenigen Dichtern, die sich durch ein einziges Lied für alle Zeiten in die Literaturgeschichte eingeschrieben haben. Sein Gedicht „Home, sweet Home“ ist zwar weniger infolge seines hervorragenden poetischen Werthes als vielmehr durch die zum Herzen sprechende Melodie zum Gemeingut aller singenden und musikliebenden Völker geworden; aber auch diese Melodie entstammt einem anderen Volke, nämlich den Sicilianern, so daß also im Grunde Payne doch auf eine sehr billige Weise zu einem Weltrufe gelangt ist. Das Lied „Home, sweet Home“ mit seiner gefühlvollen Weise ist geblieben und wird auch in Zukunft von allen Nationen gesungen werden, denn es verherrlicht keine engherzigen nationalen Gefühle, sondern es verleiht der Sehnsucht, die sich in der Brust eines Jeden von Zeit zu Zeit mächtig regt, unbestreitbar den passendsten Ausdruck. Man hat oft darüber geklagt, daß der englische Verleger dieses Liedes durch dasselbe in kurzer Zeit Tausende verdiente und von denselben dem darbenden Dichter fast so gut wie gar nichts abgab; man sehe sich aber einmal ein Bild aus der Gegenwart an und frage sich, ob sich diese

Verhältnisse zum Bessern geändert haben? Wer hat nicht schon in Koncerten und musikalischen Privatzirkeln „Kathleen Mavourneen“, eines der süßesten irländischen Lieder gehört? Crouch, der Komponist desselben, lebt vergessen und am Hungertuche nagend in Baltimore und erst kürzlich hat es John Boyle O'Reilley, der Eigenthümer und Redakteur des Bostoner „Pilot“, für rathsam befunden, auf diese Thatsache aufmerksam zu machen und sich zur Entgegennahme von milden Beiträgen bereit zu erklären. Auch dieses wäre am Ende nicht geschehen, wenn jener Herr, der doch selber ein nicht unbedeutender und vom Schicksale schwer geprüfter Dichter ist, nicht zufällig in einer Zeitung gelesen, daß der Washingtoner Bankier W. W. Corcoran dem alten, arbeitsunfähigen Crouch fünfzig Dollars geschickt hatte.

Diesem Corcoran ist nun auch die Ueberführung der sterblichen Ueberreste Payne's nach Amerika zu verdanken. Hatte sein Jugendfreund Payne im Leben keine Heimath gefunden, so wollte er wenigstens seinen Gebeinen eine solche sichern und er zahlte daher die damit verknüpften Unkosten bereitwilligst aus eigener Tasche. Das war nobel. Die Deutschen haben bis jetzt noch nicht daran gedacht, ihren Heine aus Frankreich, Händel aus England und Platen aus Sicilien zu holen; die Engländer lassen ihren Walter Savage Landor und Elisabeth Barrett Browning, ihre berühmteste Dichterin, ruhig auf dem protestantischen Friedhofe von Florenz schlummern und Keiner hat in Amerika bis jetzt daran gedacht, die Ueberreste des freisinnigen Theologen Theodor Parker, die ebenfalls in Florenz begraben sind, nach der Heimath zurückzubringen. Als eine Anzahl Bürger Philadelphia's, die an Geld und

Einfluß reich waren, vor einiger Zeit den Versuch machten, William Penn's Gebeine von England zu holen, legte man ihnen solche Hindernisse in den Weg, daß sie ihr Vorhaben bald wieder aufgaben; ähnlich würden sich vielleicht die Florenzer, die da wohl wissen, daß E. B. Browning's und Landor's Grabstätten gar manchen reichen Besucher in ihre auf die Fremdenindustrie angewiesene Stadt führen, den Engländern gegenüber benehmen. Theodore Parker war nach amerikanischen Begriffen ein sogenannter „Infidel", dessen Geist heute noch nach den Ansichten vieler engherziger Kirchenlichter zu viel Unheil anrichtet, um auch noch seinen Körper in der Nähe zu haben. Gegen Payne aber hatte Niemand etwas einzuwenden; der Mund seiner zahlreichen Feinde und Begeiferer ist längst mit Erde verstopft und sein Lied „Home, sweet Home" ertönt heute noch im Palast sowohl wie in der armseligsten Hütte.

Auf der Marmorplatte der Payne'schen Grabstätte, die ebenfalls nun nach Amerika gebracht worden ist, steht zu lesen, daß John Howard Payne am 8. Juni 1792 zu Boston geboren sei; die meisten Encyklopädien geben dasselbe Datum und denselben Geburtsort an und doch befinden sie sich im Irrthum. Francis H. Underwood läßt ihn in seinen „American Authors" am 9. Juni 1792 zu New York geboren sein und dieses wird auch von Payne's Jugendfreund Gabriel Harrison, der 1875 zu Albany ein leider nur in sehr wenigen Exemplaren gedrucktes Werk „The Life and Writings of John Howard Paine"*) heraus-

*) Eine neue Ausgabe dieses Werkes, aber ohne Payne's dramatische Arbeiten, erschien 1885 in Philadelphia.

gab, bestätigt. Payne erblickte in der Nähe von Pearlstreet und zwar Nummer 33 Broadstreet nach der damaligen Zählung als das sechste Kind von William Payne das Licht der Welt, seine ersten Kinderjahre brachte er zu East-Hampton auf Long-Island zu. Dann zogen seine Eltern nach Boston, woselbst sein Vater eine Privatschule für Rhetorik gründete. Dort erhielt er John Howard seine erste Schulbildung und machte besonders in der Deklamation solche erstaunliche Fortschritte, daß er bald als Hilfslehrer seines Vaters fungiren konnte. Er war überhaupt ein frühreifer Knabe, der gerne die Bewunderung seiner Mitschüler zu erwecken suchte. So gründete er unter Anderem als zwölfjähriger Junge eine militärische Organisation, deren Hauptmann er war und deren Exercitien auf dem „Common“, wie der städtische Park Bostons genannt wird, die Neugierigen schaarenweise herbeizog und die, besonders da dem Organisator einst von einer schönen jungen Dame eine Fahne feierlich überreicht wurde, den Bostonern lange einen angenehmen Unterhaltungsstoff lieferte.

Wenn bei einem Schulfeste oder in einem Familienkreise ein Lustspiel aufgeführt wurde, so übernahm der junge Payne stets die Hauptrolle und legte auch stets die unverkennbarsten Beweise seiner schauspielerischen Anlagen ab. Bald stand es dann auch bei ihm fest, daß er sich, wenn er seinen eigentlichen Beruf nicht verfehlen wolle, der Bühne widmen müsse und da damals in Boston viel von Master Betty, den man den jugendlichen Roscius von England nannte, gesprochen wurde, so nahm er sich vor, der Roscius Amerikas zu werden. Von nun an dachte er nur noch an das Theater. Jede freie Minute benutzte

er, um Dramen zu lesen und sich einzelne Rollen einzustudiren; wo er eine Gelegenheit fand, auf einem Privattheater aufzutreten, erfaßte er sie und erntete auch gewöhnlich ungetheilten Beifall. Bei einer solchen Vorstellung hatte ihn nun zufällig ein Mitglied des Bostoner Theaters gesehen uud da dieser Herr überzeugt war, daß der junge Payne unbedingt auf der Bühne sein Glück machen werde, so ging er zu dessen Vater und machte ihm das Anerbieten, die Ausbildung seines Sohnes gegen die Hälfte des Einkommens, das derselbe späterhin in den ersten zwei Jahren seiner schauspielerischen Thätigkeit erzielte, zu übernehmen. Der alte Payne war wie aus den Wolken gefallen und wies den Antrag entrüstet zurück. Er, ein gewaltiges Kirchenlicht, sollte seinen hoffnungsvollen Sohn Schauspieler werden lassen und ihn dem unvermeidlichen moralischen Ruin überantworten? Nimmermehr!

Nun wurde Alles aufgeboten, um dem Jungen alle Lust am Theater und an der dramatischen Lektüre gründlich zu vertreiben. Seine Lieblingsbücher wurden versteckt und dienten Motten und Mäusen zur Speise; „Betterton als Hamlet", ein großes Bild, das sein Zimmer schmückte, lag eines Tages in Stücken auf dem Boden, ohne daß Jemand über die Urheberschaft dieses Unglücks Aufschluß geben konnte — kurzum, es wurden tausenderlei Mittel angewandt, um ihm die schauspielerische Natur auszutreiben. Natürlich half Alles nichts.

Inzwischen war sein Bruder William Osborn, der Mitglied einer blühenden Handelsfirma in New York war, gestorben und der Vater ging nun mit dem Plane um, John Howard zu einem Kaufmann zu machen. Damit

derselbe dafür die nöthigen Vorstudien machen könne, verschaffte er ihm eine Stelle als Schreiber in einem New Yorker Geschäftshause und gab dem Prinzipal desselben die Weisung, ja strenge darauf zu achten, daß sein Sohn das Theater nicht besuche, oder sonst unkaufmännische Allotria treibe. Kaum aber hatte dieser seine prosaische Stelle angetreten, da fing er auch schon an, unter dem Titel „The Thespian Mirror" ein Blättchen herauszugeben, das kurze Artikel über hervorragende Schauspieler und Theater-Neuigkeiten aus Paris, London, Boston und Philadelphia enthielt. Von diesem Wochenblättchen, dessen erste Nummer am 28. Dezember 1805 herauskam, erschienen im Ganzen nur dreizehn Nummern und erst die letzte enthielt den Namen des jugendlichen Herausgebers und Redakteurs. Um sich als junger Roscius von Amerika zu dokumentiren, wollte Payne einst in einem New-Yorker Theater auftreten, doch verhinderten dies seine Freunde noch rechtzeitig. Dieselben sahen auch ein, daß er zum Kaufmann so wenig wie ein Wurm zum Trompeter tauge, und so kam es denn nach langem Hin- und Herreden dazu, daß sich ein bemittelter Menschenfreund bereit erklärte, den jungen Payne auf dem Union-College zu Schenectady studiren zu lassen und alle daraus entspringenden Kosten zu tragen. Charles Brockden Browne, der später so berühmt gewordene amerikanische Novellist, begleitete ihn nach jenem Städtchen. Auf dem Union-College fand jedoch Payne gar bald, daß ihn die Professoren auf den Rath seines Protektors strenge beobachteten und jedes seiner Worte auf die Apothekerwaage legten, was natürlich zu allerlei Unannehmlichkeiten Veranlassung gab. Doch ließ man ihm so viel Spielraum, daß er ein Wochen-

blättchen zur Unterhaltung seiner Mitschüler herausgeben konnte; dasselbe führte den harmlosen Titel „Pastime“ und fand in dem Kreise, für den es bestimmt war, eine befriedigende Aufnahme. Auch verhinderten seine geheimen Beobachter nicht, daß er einstmals bei einer von den Studenten jenes College arrangirten dramatischen Abendunterhaltung die Hauptrolle übernehmen konnte.

Im Juni 1807 starb Payne's Mutter, und sein Vater gerieth durch diesen Todesfall in solche Schwermuth, daß er sein Geschäft vernachlässigte und in kurzer Zeit sein sauer erworbenes Eigenthum seinen Gläubigern überlassen mußte. John Howard, der ihm unter jeder Bedingung helfen wollte, rang nun seinen Freunden nach vielen vergeblichen Versuchen endlich die Erlaubniß ab, sein Glück auf den weltbedeutenden Brettern zu probiren und so trat er denn am 24. Februar 1809 im „Old Park-Theatre“ zu New York als „Young Norval“ auf. Wie Dunlap, der eine Zeit lang Direktor jenes Theaters war, in seiner „History of the American Stage“ erzählt, so war Payne's Erfolg ein vollständiger und Erfolge auf der Bühne zu erringen war damals doch nicht so leicht, wie man vielleicht annimmt, denn das Theater wurde zu jener Zeit fast ausschließlich von dem gebildeten Publikum, das seine Ansprüche stets sehr hoch schraubte, besucht. Payne trat damals an sechs Abenden in verschiedenen Rollen auf; dann wurde ihm eine Benefiz-Vorstellung erlaubt, die ihm trotz des an jenem Abende herrschenden stürmischen Wetters die Summe von 1400 Dollars einbrachte. Auch in Boston, wohin er sich darnach begab und woselbst er noch aus seiner Knabenzeit her in gutem Andenken stand,

lächelte ihm das Glück. Von dort ging es dann weiter von einer größeren Stadt zur anderen. Bald aber hatte er sich die Feindschaft eines einflußreichen Theaterunternehmers zugezogen; derselbe hetzte heimlich seine Kollegen gegen ihn auf und so wurden ihm denn allmälig allerlei Schwierigkeiten in den Weg gelegt und zahlreiche Unannehmlichkeiten bereitet. Infolge dessen entschloß sich Payne, nach England zu reisen und fuhr denn auch wirklich am 17. Januar 1813 nach Liverpool ab. Als das Schiff seinen Bestimmungsort erreicht hatte, wurden, da damals Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten herrschte, sämmtliche Passagiere, deren es übrigens nur sieben waren, in das Gefängnis geworfen, und mußten darin volle zwei Wochen schmachten. So lange dauerte es nämlich, bis ihre Pässe von London, wohin sie zur Prüfung geschickt waren, wieder zurückkamen.

Payne reiste nun gleich nach London und das erste Mittagessen, das er dort einnahm, war bei einem Bruder Washington Irving's. Bald ward er auch mit John Philip Kemble, Campbell, Coleridge und Southey bekannt und verlebte genußreiche Tage mit ihnen. Als sein Geld auf die Neige ging, sah er sich nach einem Engagement an einem Theater um und war dann auch so glücklich, ein solches zu finden. Seine Erfolge erregten jedoch den Neid seiner Mitspieler und dieselben schickten im Geheimen an verschiedene Zeitungen Notizen, worin sie die Mittheilung machten, daß der „vorlaute Yankee, der da nach England gereist sei, um die englischen Schauspieler durch seine Leistungen in den Schatten zu stellen, nichts anders als ein unehelicher Sohn des berüchtigten Atheisten Tom Paine sei." Doch es muß der englischen Presse zur Ehre

nachgesagt werden, daß sie Payne gegen diese hämischen Verdächtigungen kräftig in Schutz nahm.

Nachdem Payne eine Kunstreise durch die hauptsächlichsten Städte Englands, Irlands und Schottlands gemacht hatte, ging er nach Paris, um die dortigen Bühnenverhältnisse kennen zu lernen und die französischen Zugstücke für die englische Bühne zu bearbeiten. Zu gleicher Zeit wollte er auch Talma, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand, kennen lernen. In Paris traf er auch mit Washington Irving zusammen und beide waren längere Zeit Stubengenossen. Sein Aufenthalt in Paris war jedoch von kurzer Dauer; bald kehrte er wieder nach London zurück, woselbst er, da er kein Engagement finden konnte, einige Stücke aus dem Französischen für das Drury-Lane-Theater übersetzte. Dies that er mit solchem Geschick, daß ihn das Direktorium dieses Theaters nach Paris mit dem Auftrage zurückschickte, ihm über jedes neue französische Bühnenstück Bericht zu erstatten. Als er späterhin wieder nach London zurückkehrte, sah er, daß Kean seine alte Zugkraft am Drury-Lane-Theater verloren hatte und beschloß daher, ein Stück für ihn zu schreiben, in dem derselbe seine besonderen Vorzüge am Wirksamsten zum Ausdruck bringen konnte. So entstand das Schauspiel „Brutus“; dasselbe wurde am 3. Dezember 1818 zum ersten Male aufgeführt und fand solchen Beifall, daß es noch zweiundzwanzig Mal wiederholt werden mußte. Als die nun für Pantominen bestimmte Festwoche vorüber war, wurde es noch dreiundfünfzig Mal nacheinander aufgeführt und seit jener Zeit galt der Brutus als die Hauptrolle Kean's. Infolge der ungemein günstigen Aufnahme dieses Stückes rettete sich

auch das Drury-Lane-Theater aus den finanziellen Schwierigkeiten, an denen es seit längerer Zeit laborirt hatte.

In Payne's Freudenbecher wurde jedoch bald ein unwillkommener Wermuthstropfen gegossen. Die Kritiker schrieben, das neue Drama besitze zu wenig Originalität; auch behauptete Cumberland, er sei der eigentliche Verfasser des „Brutus", was er jedoch nicht beweisen konnte. Im Allgemeinen hat sich Payne bei der Abfassung seines „Brutus" an Livius gehalten, doch hat er bei mehreren dramatischen Dichtern, besonders bei dem längst vergessenen Lee, starke Anleihen gemacht, was er auch durchaus nicht verhehlte. In der Vorrede zur Bühnenausgabe, auf Englisch „Prompt-Book" genannt, die zehn Tage nach der ersten Aufführung gedruckt wurde, sagt Payne nämlich: „Es gibt sieben Stücke, die denselben Namen führen, doch haben sich nur zwei derselben als bühnenfähig, aber auch nur auf kurze Zeit, erwiesen. Da, wo es mir zweckdienlich schien, habe ich nicht gezögert, die scenische Anordnung und auch die Sprache meiner Vorgänger zu adoptiren." So hat also Payne im Grunde nur dasselbe gethan, was Terenz und Shakespeare vor ihm thaten. Eine Londoner Zeitung sagte damals im Hinblick auf diese unerquickliche Fehde: „Die Alten verbanden sich mit Brutus, um ihre Unterdrücker los zu werden; unsere Zeitgenossen hingegen ziehen aus, um den Brutus zu unterdrücken."

Diese Angriffe auf Payne wurden übrigens lediglich zu dem Zwecke gemacht, um seinen Einfluß bei dem Direktorium des Drury-Lane-Theaters zu unterminiren und wirklich brachten es auch jene Herren dahin, daß

Payne für seine Arbeiten niederträchtig schlecht bezahlt wurde und ihn selbst Kean nur noch über die Schultern ansah. Ja, als Payne sein Schauspiel „Virginius“, auf das er große Hoffnungen setzte, vollendet hatte und es Kean vorlegte, wies dieser es mißmuthig zurück und ließ sich von James Sheridan Knowles ein anderes schreiben und zahlte demselben einen hohen Preis dafür. So wurde Payne's „Virginius“ weder aufgeführt noch gedruckt.

Darauf miethete Payne auf eigene Rechnung ein Theater, halste sich in kurzer Zeit eine Schuldenlast von 7000 Dollars auf und mußte in Folge dessen das Schuldgefängnis beziehen. Als er nun dort „Trübsal blasend“ saß, wurde ihm ein Packet zugesandt, das außer einem Pamphlet ein französisches Drama enthielt. Gleich setzte er sich hin, arbeitete letzteres zu einem wirksamen Bühnenstücke um, dem er den Titel „Therese, the Orphan of Geneva“ gab, und schickte es an das Drury-Lane-Theater, an dem die gegen ihn operirenden Verschwörer inzwischen allen Einfluß verloren hatten und beseitigt worden waren. Jenes Stück wurde mehrmals vor vollen Häusern aufgeführt und mit den daraus erzielten Tantièmen befriedigte Payne seine Gläubiger, so daß sie ihn wieder frei ließen.

Bald schickte ihn das neue Direktorium des Drury-Lane-Theaters abermals mit dem Auftrage nach Paris, ihm neue Stücke so schnell wie möglich einzusenden. Payne fand jedoch bald, daß dieses Direktorium sehr saumselig im Aufführen der von ihm bearbeiteten Stücke und noch viel saumseliger im Zahlen war, sodaß er also wieder

auf's Neue enttäuscht nach London zurückkehrte. Payne trat alsdann in mehreren Vorstellungen als Richard III. auf; er wurde großartig als der amerikanische Roscius angekündigt und trotzdem das Theater jedesmal bis auf den letzten Platz besetzt war, so erhielt er für jeden Abend doch nur ein Spielhonorar von 10 Pfund.

Während seines letzten Pariser Aufenthaltes hörte er auch, daß Charles Kemble das Convent-Garden-Theater übernommen hatte und schickte ihm eine Anzahl Theaterstücke, die er ihm zum Gesammtpreis von 250 Pfund offerirte. Darunter war auch das Schauspiel „Angioletta", das er auf Kemble's Rath gegen eine Vergütung von 50 Pfund in ein Singspiel umänderte und zu dem Bishop die Musik lieferte. In diesem Singspiel, dem Payne den Titel „Clari" gegeben hatte, kommt nun auch das Lied „Home, sweet Home" vor. Durch den Vortrag von Fräulein M. Tree gelangte dasselbe zu solcher Popularität, daß der englische Verleger in einem Jahre mehr als 100,000 Exemplare davon verkaufte. Bald hörte man es in England überall; Künstler wie Natursänger ließen es bei jeder Gelegenheit ertönen, und sogar die trockensten Kanzelredner flochten die Verse in ihre Predigten ein. Der Verleger des Liedes schickte Payne noch nicht einmal ein Exemplar; auch hatte er den Namen des Dichters nicht auf dem Titelblatte erwähnt. Der Titel der ersten Ausgabe lautete vollständig wie folgt:

„Home, sweet Home! Sung by Miss M. Tree in ‚Clari, the Maid of Milan'. Composed and partly founded on a Sicilian Air by Henry R. Bishop." Die betreffende Melodie befindet sich in Bishop's „Melodies of various Nations"; von wem sie ursprünglich stammt, ist völlig

unbekannt. Auch muß diese Melodie in Italien nicht sonderlich bekannt gewesen sein, denn als Donizetti für die letzte Scene seiner Oper „Anna Bolena" ein englisches Lied brauchte, gab er dem „Home, sweet Home" vor allen andern den Vorzug. Es ist früher oft behauptet worden, Payne habe jene Verse geschrieben, als er als hungernder Bettler die Straßen Londons durchirrte. Wahr ist es, daß Payne niemals reich war; als er jedoch jenes Lied schrieb, war er in befriedigenden Verhältnissen, denn sein Gönner und Arbeitgeber Charles Kemble zahlte gut und prompt.

Zur Geschichte unseres Liedes dürfte wohl auch das Nachfolgende hier Erwähnung verdienen:

Als während des amerikanischen Sonderbundkrieges die feindlichen Armeen eines Abends an an den Ufern des Rappahannock kampirten, spielte das Musikkorps der Unionstruppen „The Star spangled Banner", was von den Konföderirten mit „The Bonnie Blue Flag" erwidert wurde. Darauf spielten die Unionisten „Rally round the Flag, Boys" und die Südländer antworteten mit „Away down South in Dixie". Dann spielten erstere „Home, sweet Home" und letztere ließen darauf „Three cheers for home!" erschallen und dann wurde auf beiden Seiten kein Laut mehr gehört.

Als dramatischer Dichter arbeitete Payne nur für den augenblicklichen Effekt; daß er jedoch ein großes Geschick in der wirksamen Zurechtstutzung fremder Arbeiten besaß, muß anerkannt werden. Seine Helden langweilen die Zuhörer nicht mit trockenen Erzählungen aus ihrer Vergangenheit, noch mit langathmigen, metaphysisch angekränkelten Monologen; die Handlung geht flott und

rasch von statten und der Rothstift des Regisseurs braucht vor dem Ausschreiben der Rollen nicht in Bewegung gesetzt zu werden. Buchdramen hat er nicht geliefert und beabsichtigte es auch nicht; gar oft aber hat er solche zu wirksamen Bühnenstücken umgestaltet. Dadurch erklärt es sich denn auch, daß er so oft des Plagiates beschuldigt wurde. Hatte er aber einmal mit einem solchen Stücke Erfolg und erwartete mit Recht eine goldne Ernte für seinen nie vollen Geldbeutel, so wurde dasselbe bei der Aufführung von Stenographen heimlich nachgeschrieben und unter einem anderen Titel auf eine Konkurrenzbühne gebracht und Payne hatte dann das leere Nachsehen. Auf diese Weise fanden auch seine Stücke ihren Weg auf die amerikanische Bühne.

Am 25. Juli 1832 kam Payne wieder in New York an. Im Herbste desselben Jahres trafen seine dortigen Freunde Anstalten, eine Benefizvorstellung für ihn zu veranstalten, und die besten Schauspieler Amerika's sagten ihre unentgeltliche Mitwirkurg zu. So fand denn am 29. November im Park-Theater die Aufführung des „Brutus“ mit Edwin Forrest in der Titelrolle statt. Dieselbe brachte einen Reingewinn von über 7000 Dollars ein. Ueberall hieß es dann, nun habe der Dichter von „Home, sweet Home“ endlich eine Heimath gefunden. In Boston, wohin er sich nun wandte, wurde er von den Literaten und Künstlern ebenfalls gefeiert; bald aber pfiff dort der Wind aus einer anderen Gegend und eine Zeitung ging sogar so weit, ihm anzurathen, lieber nach London zurückzugehen und dort die Früchte seiner Thätigkeit einzuheimsen, als hier in Amerika an den Wohlthätigkeitssinn der Bürger zu appelliren.

Payne ging nun zu seinem Bruder Thatcher, der in New York ein einflußreicher Advokat geworden war und wohnte längere Zeit in dessen Hause. Zuerst wollte er ein Leben Jesu schreiben, doch gab er diese Idee bald wieder auf. Dann faßte er den Plan, eine Wochenschrift zu gründen; dieselbe sollte in London erscheinen, aber hauptsächlich Beiträge von amerikanischen Schriftstellern enthalten und dem Zwecke dienen, die Engländer mit den Verhältnissen der neuen Welt besser bekannt zu machen. Der Prospekt, den er vorläufig veröffentlichte, war in Wahrheit eine lange literarhistorische Abhandlung. Zur Gründung dieser Zeitung wollte er erst ein Kapital von 50,000 Dollars sammeln und bereiste nun die Vereinigten Staaten nach allen Richtungen der Windrose, um Abonnenten, die den Jahrgang mit zehn Dollars bezahlten, anzuwerben. Nur in einer Stadt hatte er Erfolg, in New Orleans nämlich, wo man ihm eine Benefizvorstellung, für die der unter dem Namen „Colley Cibber“ bekannte amerikanische Journalist James Rees einen Prolog geschrieben hatte, arrangirte, die ihm 1000 Dollars eintrug. Dann ging Payne unter die aufrührerischen Tscherokesen in Alabama und Georgia, um sensationellen Stoff für die erste Nummer der projektirten Zeitung zu suchen. Von dort aus schrieb er unendlich lange Briefe über das Leben und Treiben der Indianer an seinen Bruder in New York; ja, er nahm die Partei derselben in ihrem Streite mit der amerikanischen Regierung so nachdrücklich, daß er einst auf einige Tage von der Militärbehörde eingesteckt wurde.

Den größten Theil des Jahres 1838 brachte Payne in Washington zu und lieferte während dieser

Zeit mehrere prachtvoll stilisirte Artikel für die „Democratic Review“. Auch wurde er, da ihm sein bekanntes Lied überall die Thüren öffnete, mit einigen einflußreichen Politikern bekannt, die dann dahin wirkten, daß er späterhin und zwar am 23. August 1842, vom Präsident Tyler als Konsul nach Tunis in Afrika geschickt wurde.

1845 wurde er jedoch wieder zu seinem größten Erstaunen zurückgerufen. Seine Freunde machten abermals ihren Einfluß zu seinen Gunsten geltend und im April 1851 ging er zum zweiten Male als Konsul nach Tunis. Dort starb er am 9. April 1852, also in seinem 62. Lebensjahre. Was aus seinen hinterlassenen Manuskripten, worunter sich auch die Tragödie „Romulus“ befunden haben soll, geworden ist, weiß man nicht. Unstreitig ist nicht viel dadurch verloren gegangen.

Verheirathet war Payne nie; doch beabsichtigte er einst eine berühmte Bostoner Schönheit als Frau heimzuführen und hätte es auch gethan, wenn die Eltern derselben nicht energisch eingeschritten wären.

Sein Grab auf dem Kirchhofe St. George bei Tunis wurde späterhin auf Kosten der amerikanischen Regierung mit einer Marmorplatte geschmückt und vor einigen Jahren stellten die Mitglieder des Brooklyner „Faustclub“ im Central-Park eine Kolossalbüste Payne's auf.

Früher war öfters in amerikanischen Zeitungen zu lesen, daß der genannte Kirchhof von Tunis sehr vernachlässigt aussähe; als man jedoch 1883 Payne's Ueberreste ausgrub, fand es sich, daß der Kirchhof mit Rosenbüschen, Heliotropen und Nelken bepflanzt war und sich auch die Grabsteine in der schönsten Ordnung befanden.

Payne's Sarg war verfault und die Erde hatte sich, als man ihn ausgrub, mit seinen Gebeinen vermischt. Sein Skelett wurde in einen dreifachen Sarg gelegt, an den amerikanischen Konsul zu Marseille gesandt und von diesem dann mit dem Dampfer „Burgundia“ nach Amerika befördert. Corcoran ließ Payne's sterbliche Ueberreste auf dem Oak-Hill-Friedhof zu Georgetown bei Washington beerdigen.



Die Literatur-Periode von 1830 bis 1850.

Die in der Ueberschrift angegebene Periode kann in jeder Hinsicht als eine fruchtbare bezeichnet werden, denn in derselben waren die Dichter Poe, R. H. Dana, Halleck, Pierpont, Percival, Sprague, Gallagher, Hosmer und die Dichterinnen Osgood, Gauld, Drinker („Edith May") und andere thätig; es traten die Novellisten Cooper, Kennedy, Paulding, Joseph und John Neal, Charles Fenno Hoffman, Willis und Morris, sowie die Schriftstellerinnen Sigourney, Sedgwick u. s. w. auf; es wirkten fernerhin Irving, Sparks, Palfrey, Gayarré u. a. Als Essayisten dieser Periode sind zu verzeichnen: Emerson, Margaret Fuller, Reed, Verplanck und Griswold, und als politische Schriftsteller machten sich A. u. F. Everett, Webster, Choate u. s. w. bemerklich. Auf dem Gebiete der Ethnologie ist Schoolcraft und auf dem der Pädagogik Horace Mann zu nennen. Von den Theologen freisinniger Richtung, deren Schriften nicht ohne Einfluß auf ihre Zeit geblieben sind, verdienen Channing, Furneß und Parker genannt zu werden.

Wir wollen also mit der Besprechung der Dichter jener Periode beginnen, uns aber im Uebrigen nicht streng an die Beobachtung des in der Ueberschrift dieses Kapitels genannten Zeitabschnittes kehren.

Fritz-Green Halleck (1790—1867), dem James Grant Wilson ein biographisches Denkmal gesetzt hat, war ein geborener Lyriker, doch mochte ihn seine unpraktische Beschäftigung — er war nämlich Jahre lang als Buchführer in einer Bank und darnach als Privatsekretär John Jakob Astor's thätig — von seinem natürlichen Berufe abgehalten haben, denn er schrieb verhältnismäßig wenig; dasselbe reicht aber hin, ihm einen Ehrenplatz in der amerikanischen Literaturgeschichte zu sichern. Seine „Poems" erschienen 1827 und das darin enthaltene Gedicht „Marco Bozzaris" ist wohl eines der wirksamsten Kriegslieder, die jemals geschrieben wurden, und bildet daher eine stehende Nummer in allen amerikanischen Schullesebüchern.

Der aus Cambridge in Massachusetts stammende Richard Henry Dana (1778—1879), der eine Zeit lang mit Edward T. Channing die „North American Review" redigirte und sich in die gebildetsten Kreise durch „Lectures on Shakespeare" vortheilhaft einführte, ist ein gelehrter Dichter, dessen Schöpfungen mit Ausnahme seines Meisterwerkes „The Buccaneer" eine zu große geistige Anstrengung vom Lesen erheischen, um jemals in die Masse zu dringen.

John Pierpont (1785—1866), der aus Connecticut stammte und abwechselnd Lehrer, Advokat und Geistlicher war und Theile von Europa und Asien bereiste, schrieb außer seinen religiösen, unter dem Titel „Airs of Palestine" veröffentlichten Gedichten auch noch eine beträchtliche An-

zahl Lieder, in denen er das Familienleben sinnig zu schildern verstand.

James Gates Percival (1795—1856), dessen Heimat gleichfalls Connecticut war, gab unter dem Titel „Clio" drei aus prosaischen und poetischen Arbeiten bestehende Bände heraus. Von seinen Gedichten, die sehr viel Extravagantes enthalten, wurde erst drei Jahre nach seinem Tode eine Gesammtausgabe veranstaltet, ohne daß übrigens der bereits vergessene Ruhm des Dichters dadurch wieder belebt wurde. Percival war für seine Zeit ein grundbegabter Mann; er war mit den meisten Sprachen Europa's vertraut, übersetzte Malte Brun's „Geographie" in das Englische und veröffentlichte auch mehrere Bände der „Geological Survey" von Wisconsin und Connecticut.

Charles Sprague (1791—1876), welcher in seiner Vaterstadt Boston als Kassirer der „Globe Bank" seinen Lebensunterhalt verdiente, aber jede freie Minute dem Studium der englischen Klassiker widmete, ist durch seine „Ode to Shakespeare", sowie durch sein kleineres lyrisches Gedicht „The Family Meeting" der jetzigen Generation im Gedächtnis geblieben.

Der 1813 zu Alexandria in Virginia geborene und gegenwärtig als Maler in Cambridge lebende Christopher P. Cranch hat außer einer Uebersetzung der Aeneide und einigen humoristischen Schriftchen zwei Bände Gedichte, nämlich „The Bird and the Bell, and other Poems" (Boston 1875) und „Aliban and Caliban, with other Poems" (Boston 1887) veröffentlicht, und sich darin als formgewandter und gedankenreicher Dichter erwiesen, weshalb man lebhaft bedauern muß, daß er nur in einem kleinen Kreise bekannt geworden ist, woran wohl auch

der Umstand die größte Schuld haben mag, daß er es nicht wie seine meisten Kollegen Neuenglands verstanden, oder es unter seiner Würde gehalten hat, seine Bedeutung stets auf's Neue durch die Zeitungen ausposaunen zu lassen.

Der 1814 zu Avon im Staat New York geborene William J. C. Hosmer, welcher einen Theil seiner Jugend unter den Indianern verbracht hatte, hat zwei Bände Gedichte herausgegeben, in denen er hauptsächlich Märchen und Sagen der Rothhäute poetisch verarbeitete; seine kleineren Lieder jedoch, welche sich auf das Leben der Natur beziehen, sind anziehender und gefühlvoller als jene epischen Ergüsse.

Frau Frances Sargent Osgood (1811—1850), die ihre Gedichte 1850 in einem Prachtband erscheinen ließ, ist eine gemüthreiche Dichterin, die ihr angeborenes Talent durch sorgfältige Studien zu hoher Entfaltung zu bringen suchte. Sie besaß ein äußerst feines Sprachgefühl und ihre Gedichte zeichnen sich daher auch durch Wohllaut und Zartheit aus. Ihre prosaischen Aufsätze und Erzählungen, die sie in zahlreichen Zeitschriften veröffentlichte, sind leider nie gesammelt worden.

Fräulein Hannah F. Gould (1789—1865), verdanken wir drei Gedichtsammlungen (1832—1841), aus denen übrigens nur das Lied „The Snow-Flake“ ihre Verfasserin überlebt hat.

Die unter dem Pseudonym „Edith May“ schreibende, aus Philadelphia stammende Anna Drinker war vor dreißig Jahren eine vielgenannte Schriftstellerin und Dichterin, und ihre sorgfältig gefaßten Lieder machten damals die Runde durch die meisten amerikanischen Zeitungen.

Ihre „Poetical Works“ erschienen 1851 in einem starken Oktavband. Sie hatte eine gelehrte Erziehung genossen und war daher in den ersten Kreisen New York's und Washington's ein gern gesehener Gast. Späterhin verfiel sie in Wahnsinn und brachte zehn Jahre lang in der Irrenanstalt zu Harrisburg in Pennsylvanien zu — also in demselben Asyl, in dem der Dichter Charles Fenno Hoffman 1884 nach dreißigjährigem Aufenthalt starb. 1885 wurde Fräulein Drinker als geheilt entlassen ihren Verwandten zurückgegeben.

Amelia Welby's (1821—1852) Gedichte, die von Poe über die Maßen gepriesen wurden, erlebten mehrere Auflagen; die letzte erschien 1850 in New York.

Frau Mary S. C. Shindler (1810—), besser bekannt als Frau Dana, ist durch ihr Gedicht: „Passing under the Road“ allgemein bekannt geworden; dasselbe ist ihrer Sammlung „The Southern Harp“ entnommen.

Die Novellistin Katharine M. Sedgwick (1789 bis 1867) ist der weibliche Cooper Amerika's. Sie stammt aus Stockbridge in Massachusetts und brachte den größten Theil ihres Lebens in ihrer Geburtsstadt, in welcher ihr Vater ein einflußreicher Politiker war, zu. Ihre 1824 veröffentlichte Novelle „Redwood“ wurde in's Italienische und Französische übersetzt; auf der französischen Ausgabe figurirt Cooper jedoch, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand, als Verfasser. Die populärste ihrer Novellen war die 1827 unter dem Titel „Hope Leslie“ erschienene; späterhin veröffentlichte sie „Clarence“ (1830), „Le Bossu“ (1832) und mehrere Andere. „Hope Leslie“ und „Redwood“ aber sind ihre bekanntesten Werke geblieben. Fräulein Sedgwick bearbeitete vorzugsweise ameri-

kanische Themen; ihre Charaktere sind von ausgeprägter Individualität, und ihre Erfindungsgabe ist erstaunlich. Sie hascht nirgends nach Effekt, und leere Phrasendrescherei oder Schönrederei ist nicht ihre Sache. Ihre späteren Werke, in denen sie Scenen aus dem eigenen Familienleben zu schildern suchte, haben nicht zur Erhöhung ihres Rufes beigetragen; die darin kultivirte trockene Moral tritt zu sehr in den Vordergrund und schmälert den Genuß des Interesses der Leser an den handelnden Personen. Auch die zahlreichen Novellen des Fräulein Mc Intosh sind im Stile der Sonntagsschulbücher der christlichen Jungmänner-Gesellschaften verfaßt und tritt in ihnen die Verfasserin mehr als moralisirende Schulmamsell, denn als anziehende und doch zum Edlen begeisternde Erzählerin auf.

Poe's treuer Freund John Pendleton Kennedy (1795—1870) spielte in seinem Vaterstaate Maryland eine bedeutende Rolle als Politiker und war auch unter dem Präsidenten Fillmore Marineminister; er schrieb eine ausgezeichnete Biographie William Wirt's und hat uns in seinen drei historischen Novellen „Swallow Barn", „Horse-shoe Robinson" and „Bob of the Bowl" höchst interessante und anziehende Bilder aus dem Leben in den Südstaaten während den ersten Jahrzehnten der amerikanischen Republik geliefert. Eine Biographie von Kennedy hat Henry T. Tuckerman zum Verfasser.

Der gemüthreiche, aus Pennsylvanien stammende John Sanderson (1783—1844), welcher längere Jahre als Professor der klassischen Sprachen an der Hochschule von Philadelphia wirkte, hat durch seine beiden Werke „The American in Paris" and „The American in London" den

Ruf eines bedeutenden Humoristen erlangt und man kann wohl sagen, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, daß man in wenigen Werken amerikanischer Schriftsteller einen solchen gesunden Mutterwitz und solchen edlen Humor antrifft, wie dort.

Auch Joseph C. Neal (1807—1847) war vorzugsweise Humorist, dessen „Charcoal Sketches“, in denen er amüsante Bilder aus dem Stadtleben giebt, denselben Zauber auf den Leser ausüben, wie Dickens' Erstlingsarbeiten auf demselben Gebiete. Neal war Gründer, Eigenthümer und Redakteur der in Philadelphia erscheinenden „Saturday Gazette“, eines Wochenblattes, das ihm eine unabhängige Existenz sicherte; leider aber erreichte ihn wenige Jahre nach der Gründung dieser Zeitung ein frühzeitiger Tod.

John Neal, nun so gut wie ganz vergessen, war seiner Zeit einer der fruchtbarsten Schriftsteller, der die Novellen sozusagen nur aus dem Aermel schüttelte und der sich auch als Dichter einen Namen zu machen suchte. Er wurde im Jahre 1794 zu Portland in Maine geboren; trotzdem seine Vorfahren Quäker waren, also dem extremsten Frieden und der Widerstandslosigkeit huldigten, so war er doch in seiner Jugend ein wilder Geselle, der ohne Händel gar nicht existiren konnte. Nachdem er einen nothdürftigen Schulunterricht erhalten und sich durch Privatstudien mancherlei Kenntnisse angeeignet hatte, errichtete er mit dem Dichter Pierpont eine Ellenwaarenhandlung, — ein Unternehmen, für welches Beide aber so wenig Geschick hatten, daß sie bald Bankerott machen mußten. Dann widmete sich Neal dem Studium der Jurisprudenz und der Schriftstellerei. Er verfaßte Kri-

tiken, Gedichte, Novellen und Geschichtswerke und arbeitete mit solcher fabelhaften Schnelligkeit, daß er einmal in 36 Tagen vier Bände lieferte. Da einigen seiner Novellen in England die Ehre des Nachdrucks widerfuhr, so reiste er, da er dachte, dort blühe sein Weizen, 1824 nach diesem Lande ab und verbrachte daselbst drei an Vergnügen und literarischen Produkten reiche Jahre. 1827 kehrte er wieder nach Portland zurück und gründete die Wochenschrift „The Yankee", womit er jedoch keinen Erfolg hatte, so daß er dieselbe mit einer Zeitung in Boston verschmelzen ließ. Seine Novellen, von denen besonders „Rachel Dyer", eine auf den Hexenverfolgungen zu Salem in Massachusetts beruhende Erzählung eine gewandte Darstellungsgabe bekundet, zeichnen sich durch einen lebhaften Stil aus, doch merkt man denselben überall die hastige Abfassung an.

Sein Werk „Great Mysteries and Little Plagues" (Boston 1870), das einzige, was sich von ihm außer seiner Autobiographie „Wandering Recollections of a somewhat busy Life" (Boston 1869) noch im Buchhandel befindet, ist eine angenehme großväterliche Plauderei über Kinder mit einer sehr reichhaltigen Sammlung von Anekdoten aus dem Kinderleben.

Neal interessirte sich außerordentlich für humane Bestrebungen; er war ein Temperenzler und Frauenrechtler und agitirte auch gelegentlich für die Abschaffung der Todesstrafe.

Fenno Hoffman, der Gründer des bekannten „Knickerbocker Magazine", ist 1806 in New-York geboren. Als er elf Jahre alt war, versuchte er infolge eines Streites mit seinem Vater die Heimat heimlich zu verlassen,

doch als er das Schiff, auf dem er sich als Küchenjunge nützlich machen wollte, bestieg, wurde ihm durch einen unglücklichen Zufall der Fuß zerquetscht. Nachdem derselbe amputirt worden war, bezog er das Columbia College, studirte Jurisprudenz und wurde in seinem 21. Jahre zum Barreau zugelassen. Da ihm aber die Rechtspraxis nicht zusagte, so widmete er sich der Schriftstellerei und gründete 1833 das genannte Magazin. Seine Skizzenbücher „A Winter in the West“ (1835) und „Wild Scenes in the Forest and Prairie“ (1837) machten ihn zu einem viel und gerne gelesenen Schriftsteller. Seine 1840 erschienene Novelle „Greyslaer“, welche auf einer wahren in Kentucky spielenden Mordgeschichte beruht, begründete seinen Ruf als Novellist. Seine Gedichte gab er 1842 unter dem Titel „The Vigil of Faith and other Poems“ heraus; die zweite Auflage derselben nannte er „Love's Calendar“ (1854). Als Lyriker hat er Vieles mit Tom Moore gemein und mehrere seiner Lieder, wie „This hard to share her smiles with Mary;“ and „The Myrtle and the Steel“ sind noch heute populär. Seine übrigen poetischen Ergüsse veröffentlichte er 1847 unter dem Titel „The Echo.“ 1846 übernahm er die Redaktion der „Literary World“ und führte dieselbe bis 1849, als seine geistigen Kräfte nachließen und er in das Irrenhaus zu Harrisburg in Pennsylvanien gebracht wurde. Dort starb er anfangs 1884. Eine revidirte Ausgabe seiner Werke wurde 1874 durch seinen Neffen Edward Fenno Hoffman veröffentlicht.

Nathaniel Parker Willis (geb. 20. Januar 1807 zu Portland im Staate Maine), ein seiner Zeit bedeutender, einflußreicher Dichter und Journalist, ist jetzt dem

größeren Publikum ziemlich unbekannt und seine Gedichte, die man früher in fast allen amerikanischen Schullesebüchern fand, haben längst besseren Produkten Platz machen müssen. Sein Vater, ein gebildeter Geistlicher und Journalist, ließ ihm eine gute Schulbildung angedeihen und schickte ihn zur weiteren Ausbildung auf das Yale College, woselbst der hoffnungsvolle Jüngling nebenbei durch dichterische Behandlung biblischer Stoffe die Aufmerksamkeit seiner Mitschüler und Professoren auf sich lenkte, zugleich sich aber auch den giftgetränkten Angriffen neidischer Schriftsteller, die übrigens jetzt noch viel vergessener sind als er, aussetzte.

1829 gab er mit George P. Morris den New-Yorker „Mirror“ heraus und schrieb für diese Zeitschrift humoristisch und sarkastisch gefärbte Reiseskizzen, die damals ein dankbares Publikum fanden. Dieselben erschienen auch später in Buchform, werden aber jetzt nur höchst selten noch den öffentlichen Bibliotheken entnommen. Als Attaché der amerikanischen Gesandtschaft in Paris bereiste Willis Griechenland und die Türkei und ließ darüber zahlreiche Berichte in englischen Monatsschriften erscheinen. Eine gehässige Bemerkung über Captain Marryat hatte ein Duell zur Folge, das jedoch blutlos verlief.

In Paris verheirathete er sich auch mit Fräulein Stace, der Tochter eines englischen Generals. 1839 kehrte er nach Amerika zurück und ließ sich am Hudson auf einem Landgute, dem er den Namen „Glenmary“ gab, nieder. Seine beiden Schauspiele „Bianca Visconti“ und „Tortesa the Usurer“ hielten sich nur kurze Zeit auf der Bühne.

Von 1844 redigirte er mit seinem alten Freunde Morris den „Daily Mirror“ und wurde durch diese Zeitung

auch mit dem unglücklichen Edgar A. Poe bekannt, den er vergeblich vor dem ihm drohenden Untergange zu retten suchte.

Als Frucht seiner zweiten Reise nach Europa erschien 1845 das Werk „Dashes at Life with a Free Pencil“. Das Jahr darauf verheirathete er sich zum zweiten Male und zwar mit einer Dame aus Massachusetts. Dann gründete er mit Morris die Wochenschrift „The Home Journal“, das lange Jahre hindurch das gelesenste Blatt Amerika's war. Willis starb am 21. Januar 1867. Er war Bruder der ersten Gattin des amerikanischen Historikers Parton, also der unter dem Namen „Fanny Fern“ schreibenden Schriftstellerin. Außer den bereits kurz erwähnten Werken schrieb er noch „Letters from under a Bridge“ (1840), „People I have met“ (1850), „Memoranda of a Life of Jenny Lind“ (1851), „Famous Persons and Places“ (1854) u. s. w. Mit Morris edirte er die Anthologie „The Prose and Poetry of Europe and America“. Von seinen Gedichten erschien 1882 in New-York eine neue Ausgabe, die jedoch durchaus nicht als eine vollständige bezeichnet werden kann.

Willis' Gedichte bestehen hauptsächlich aus trocknen, in fünffüßigen Jamben gehaltenen Paragraphen bekannter alt- und neutestamentlicher Stoffe und einer großen Anzahl werthloser Gelegenheitsprodukte. Seine prosaischen, leicht hingeworfenen Skizzen fanden früher besonders in der Damenwelt eine günstige Aufnahme; als jedoch bessere Kräfte in der amerikanischen Literatur auftauchten, beachtete man sie nicht mehr.*)

---

*) Willis hat übrigens immer noch Verehrer, die seine Wichtigkeit dem jetzigen Geschlechte zu demonstriren suchen. Dazu

Willis und Morris werden gewöhnlich als Castor und Pollux der amerikanischen Literatur bezeichnet. Morris (1802—1864) ist hauptsächlich als Verfasser vieler sangbarer Lieder bekannt; von denselben hat das aus nationalökonomischen Gründen jetzt noch mehr als zur Zeit der Abfassung wichtige Gedicht „Woodman, spare that Tree“ eine außerordentlich große Verbreitung gefunden. Auch sein Drama „Briar-Cliff“ hat sich lange Jahre auf der amerikanischen Bühne gehalten.

Der in New-York geborene und gestorbene Frederick S. Cozzens (1818—1869), Herausgeber des der Weinkultur gewidmeten Journals „The Wine Press“, hat eine Anzahl Schriften „The Sparrowgrass Papers“, „Prismatics“, „Acadia“ u. s. w. verfaßt, die ein gesunder, urwüchsiger Humor durchweht.

James Hall (1793—1868) ist der Verfasser mehrerer Werke, die sich auf das Pionier- und Indianerleben beziehen.

Sylvester Judd (1813—1853), ein zur Unitarierkirche gehörender Geistlicher, schrieb die Erzählung „Margaret, a Tale of the Real and the Ideal“, welche von Lowell die „amerikanischste“ aller amerikanischen Erzählungen genannt wird.

George Lippard (1822—1854), ein Pennsylvanier, hat als Verfasser zahlreicher Sensationsnovellen (Belle of Prairie“, „The Monks of Wissahickon“, „Blanche of Brandywine“ u. s. w. seinerzeit viele Leser und Verehrer gefunden.

---

gehört in erster Reihe Prof. Henry A. Beers, der Verfasser einer Biographie Willis' (Boston 1885), sowie, beiläufig gesagt, eines Bandes anziehender Gedichte („The Thankless Muse“, Boston 1886).

Daniel P. Thompson (1795—1868) hat das Leben und Treiben im Staate Vermont zu Anfang dieses Jahrhunderts zum Gegenstand einiger novellistisch-historischer Skizzen („The Green Mountain Boss", „Locke Amsden", „The Rangers" u. s. w.) gemacht.

Frau Lydia Maria Child (1802—) hat während eines halben Jahrhunderts eine große literarische Thätigkeit entfaltet und durch zahlreiche Schriften veredelnd auf das Familienleben gewirkt.

Auch die unter dem Namen „Fanny Forrester" schreibende Frau Emily Judson, die Gattin eines in Indien gestorbenen amerikanischen Missionärs, hat zur moralischen Hebung des häuslichen Lebens durch ihre theils aus Gedichten, theils aus Erzählungen und Skizzen bestehenden Werke („Alderbrook", „An Olio of Domestic Verses", „How to be Great, Good, and Happy" u. s. w.) wesentlich beigetragen. Ferner hat die unter dem Namen „Cousine Alice" bekannte Jugendschriftstellerin Alice B. Haven (1828—1863) sich durch ihre Werke „Helene Morton", „Contentment better than Wealth", „No such Word as Fail" u. s. w. um das junge Geschlecht ebenfalls sehr verdient gemacht und demselben praktische und moralische Ideen eingeflößt.

Sarah Helen Whitman (1803—1878), war eine sprachgewandte, hochgebildete Dichterin und in der europäischen Literatur gründlich bewandert. Als Freundin Poe's schrieb sie „Edgar Poe and his Critics" (2. Aufl. Providence, R. J. 1885) worin sie gegen Griswold auftrat und dessen Verdächtigungen Poe's zu entkräften suchte. Von ihren gehaltreichen Gedichten ist 1885 in Providence eine neue Ausgabe erschienen.

Dr. Jakob Sparks (1794—1866), welcher von 1838—1849 Professor der Geschichte am Cleveland College und von 1849—1853 Rektor desselben war, hat sich durch die umsichtige Redaktion der „American Biography“, eines aus 25 Bänden bestehenden Sammelwerkes, sowie durch „Life and Writings of Franklin“ (10 Bände) und „Life and Writings of Washington“ (12 Bände) einen ehrenvollen Namen als Historiker erworben. Sparks ist mehr Sammler als Originalforscher, aber in ersterer Eigenschaft entfaltete er einen beispiellosen Fleiß und eine kritische Umsicht, die seine Werke zu einer zuverlässigen und unerschöpflichen Fundgrube für spätere Historiker gemacht haben.

Der 1884 in Cambridge gestorbene Theologie-Professor John G. Palfrey hat durch seine auf langjährigen und sorgfältigen Forschungen beruhende „History of New England“ eine interessante Epoche der amerikanischen Geschichte trefflich behandelt.*) Auch William L. Stone (1793—1844), seinerzeit einer der einflußreichsten Journalisten, hat sich mit der amerikanischen Kolonialgeschichte eingehend beschäftigt und unter Anderem die Werke „Life of Joseph Brandt“, „Life and Times of Red Jacket“ und „Matthias and his Impostures“ geschrieben. Charles J. Ingersoll (1782—1862) ist Verfasser einer vierbändigen, auf ausgedehnten Originalforschungen beruhenden „History of the War of 1812—1815, between Great Britain and the United States“.

Henry Reed (geb. 1808 zu Philadelphia, am 27. September 1884 mit dem Dampfer „Arctic“ untergegangen),

*) Die Herausgabe des 5. (letzten) Bandes wird auf Grund hinterlassener Papiere von Gen. Francis Palfrey, dem Sohne des Historikers, vorbereitet.

war Professor der Rhetorik und englischen Literatur an der Universität seiner Vaterstadt und hat sich durch seine von gründlicher literarischer und ästhetischer Bildung zeugenden „Lectures on English Literature“ und einige ähnliche Werke einen dauernden Namen gemacht.

Gulian C. Verplanck (1787—1870) war der erste Amerikaner, der sich auf dem Gebiete der Shakespeare-Forschung einen Namen machte.*)

Rufus W. Griswold (1815—1857), der mehrere Journale redigirte, ein Bändchen Gedichte und eine Sammlung von Predigten herausgab, besaß zwar selber kein poetisches Talent, hat aber durch seine umfangreichen Anthologien „The Female Poets of America, „The Prose Writers of America“ and „The Poets and Poetry of America“ (neue Ausgabe von R. H. Stoddard), die alle authentisches Material betreffs der Biographien der einzelnen Dichter enthalten, dem Literarhistoriker große Dienste geleistet, die man in Hinsicht auf seine Verunglimpfung Poe's oft geschmälert hat.

Auch Charles D. Cleveland (1802—1869), zeigt sich in seinen verdienstvollen Werken „A Compendium of English Literature“, „English Literature of the 19th Century“, „A Compendium of American Literature“ and „A Compendium of Classical Literature“ mehr als Sammler denn als kritischer Kenner; daß er aber auch in letzterer Eigenschaft Vorzügliches zu leisten vermochte, hat er durch seine Ausgabe von Milton's „Works“ bewiesen.

Der Staatsmann Alexander H. Everett (1790

*) Siehe über ihn, Richard Grant White, Furneß, Rolfe, Hudson, und andere Shakespeare-Forscher die Schrift: „Shakespeare in Amerika“. Von Karl Knortz, Berlin, 1882.

—1847), schrieb außer einem mit Recht längst vergessenen Bändchen Gedichte und einigen Beiträgen zu Sparks' „American Biography", ein Werk über die politischen Zustände Europa's und ein ähnliches über Amerika, die beide wegen ihrer ausgezeichneten Sprache und ihres reichen Inhaltes zur Zeit des Erscheinens großes Aufsehen erregten und auch in mehrere europäische Sprachen übersetzt wurden. Sein Bruder Edward (1794—1865), der ebenfalls lebhaften Antheil an der Politik nahm und ein außergewöhnliches Rednertalent besaß, hat sich durch die neun Bände seiner „Orations" ein dauerndes Denkmal gesetzt.

Daniel Webster (1782—1852), als Advokat, Staatsmann und Redner Jahre lang die Geschicke seines Vaterlandes, leider aber nicht immer in fortschrittlichem Sinne, beeinflussend, dessen Leben George Ticknor Curtis in zwei dicken Bänden (1869—70) beschrieben hat, war Meister eines kräftigen Stiles. Seine juristischen Reden wurden mit Recht als Muster der Rednerkunst geschätzt. Seine Werke füllen sechs Bände. Andere schriftstellernde Staatsmänner der hier besprochenen Periode, wie Thomas J. Benton (1782—1858), Rufus Choate (1799—1859), Henry Wheaton (1785—1848) u. s. w. wollen wir jedoch, um nicht zu ausführlich zu werden und nicht durch trockene Notizen zu sehr zu langweilen, lieber übergehen. Aber des Deutsch-Amerikaners Francis Lieber, dessen Ueberreste auf dem Woodlawn-Friedhofe in New-York schlummern, sei doch speciell rühmend gedacht.*)

*) Siehe „Life and Letters of Francis Lieber." Edited by T. S. Perry (Boston 1882) und „Francis Lieber: sein Leben und seine Werke". Von F. W. Holls. (New-York 1884).

Joseph E. Worcester (1784—1865), der Verfasser zahlreicher, für den Schulgebrauch bestimmter geographischer Werke, hat durch sein „English Dictionary", dessen Ausgabe von 1860 beinahe zwei Tausend Seiten füllt, Webster den Ruf des bedeutendsten amerikanischen Lexikographen streitig gemacht und es schien wirklich eine Zeitlang, als ob sein Wörterbuch schließlich das Webster'sche verdrängen wolle. Doch es hat sich inzwischen gezeigt, daß der amerikanische Markt groß genug für zwei solcher Werke ist, besonders da die Verleger derselben weder Mühe noch Ausgaben scheuen, sie häufig in verbesserten, die neuesten philologischen Forschungen berücksichtigenden Auflagen erscheinen zu lassen.

George P. Marsh (1801—1882), ein bedeutender Philologe, ist am 14. März 1801 zu Woodstock in Connecticut geboren; er wandte sich, nachdem er vom Dartmouth College graduirt worden war, dem Studium der Jurisprudenz zu. Da ihm die praktische Verwendung derselben jedoch nicht gefiel, so stürzte er sich in das politische Leben und wurde 1842, nachdem er vorher seinen Staat im Kongreß repräsentirt hatte, als Gesandter nach der Türkei geschickt. Seit jener Zeit blieb er mit kurzen Unterbrechungen bis zu seinem Tode im Staatsdienste. Marsh sammelte eine an nordischen Sprachdenkmälern sehr reiche Bibliothek, die späterhin von Frederick Billings angekauft und der Universität von Vermont geschenkt wurde.

1838 veröffentlichte er für Privatzirkulation seine „Icelandic Grammar", die hauptsächlich auf Rask's Forschungen beruht. 1861 erschienen seine „Lectures on the English Language" und ein Jahr später gab er das Werk

„Origin and History of the English Language“ heraus. Außerdem schrieb er „The Earth as modified by Human Action“, und ein Buch über das Kameel. Von seinen drei Hauptwerken hat die New-Yorker Verlagsfirma Charles Scribner's Sons mehrere Ausgaben erscheinen lassen. Seine philologischen Werke sind außerordentlich anziehend und belehrend, und wenn der Verfasser auch gerade kein solcher Sprachphilosoph wie Whitney oder kein solcher Einzelforscher wie March ist, so versteht er es wenigstens, die Ergebnisse seiner Forschungen in populärer Weise wieder zu geben und so den Laien dafür zu erwärmen.*)

Gould Brown's (1791—1857) „Grammar of English Grammars“, bildet ein Seitenstück zu Webster's oder Worcester's Wörterbuch und ist für Jeden, der das Studium der englischen Sprache gründlich betreiben will, zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel geworden.

Der Sonderling Dr. James Rush (1786—1869), ist der Verfasser des in seiner Art klassischen Werkes „The Philosophy of the Human Voice“. Er hat nach seinem Tode durch ein Vermächtnis dafür gesorgt, daß von Zeit zu Zeit neue Ausgaben dieses Buches veranstaltet werden sollen, in denen stets den neuesten Forschungen Rechnung getragen wird.

Von den einflußreichen theologischen Schriftstellern dieser Periode sind anzuführen: Addison Alexander (1809—1860), Lyman Beecher (1775—1863), Edward Robinson, der Gemahl der Schriftstellerin „Talvy“ (1794—1863), Dr. Bethune (1805—1862), William Ellery

*) Siehe über Marsh die „Literary World“ vom 21. Oktober 1882. Sein Leben und seinen Briefwechsel hat seine Wittwe 1888 zu New-York in zwei Bänden erscheinen lassen.

Channing (1780—1842), Andrews Norton (1786—1883), Dr. Furneß (derselbe übersetzte auch eine Anzahl Gedichte, darunter Schiller's „Glocke“ musterhaft in's Englische), Theodore Parker (1810—1860) und George Washington Doane, von dessen „Songs by the Way“ 1875 eine neue Ausgabe in Albany erschien.

Frau Lydia H. Sigourney (1791—1865), die während eines halben Säculums wenigstes einen Band jährlich erscheinen ließ, hat sich vielleicht mehr durch die Zahl als den Wert ihrer Schriften einen Platz in der amerikanischen Literaturgeschichte erobert. Der moralisirende Ton, den sie in allen ihren Schriften zur Schau trägt, ist wohl dem Umstande zuzuschreiben, daß sie von ihrem 19. bis 28. Jahre, dem Jahre ihrer Verheirathung mit dem Kaufmann Charles Sigourney in Hartford, Conn., als Lehrerin thätig gewesen war. Trotzdem ihre prosaischen Werke einen relativ größeren Werth als ihre poetischen haben, so ist sie doch unserer Zeit nur noch als Dichterin einiger anmuthiger Lieder bekannt.

Henry Ware (1797—1852), ein zur Sekte der Unitarier gehörender Geistlicher, ist der Verfasser der „Letters from Palmyra“ (1836), eines früher viel gelesenen Buches, das aus elegant geschriebenen Briefen besteht, die angeblich ein römischer Edelmann, der während der Regierung Zenobia's Palmyra besuchte, verfaßt hat und in denen das tägliche Leben der Römer während der Kaiserzeit sehr anschaulich geschildert wird. In dem Werke „Probus“ (1838) macht er seine Leser mit den römischen Sitten und Gebräuchen zur Zeit der letzten großen Christenverfolgung bekannt.

Horace Mann (1796—1859) hat durch seine zahl-

reichen „Educational Reports“ und andere Werke pädagogischen Inhaltes dem amerikanischen Schulwesen unvergängliche Dienste geleistet. Man kann ihn mit Recht den Diesterweg Amerika's nennen.

Henry Schoolcraft (1793—1864), hatte sich die Aufgabe gestellt, der Tacitus der Indianer zu sein, wozu er aber infolge seiner höchst mangelhaften Kenntnisse nicht im mindesten befähigt war. Sein auf Kosten der Bundesregierung gedrucktes Werk „Historical Information concerning the Indian Tribes“ enthält allerdings werthvolles, von kompetenten Verfassern zusammengetragenes Material zur Ethnologie und Philologie der Ursprachen, allein die darin befindlichen Abhandlungen vom Herausgeber, der an einer fabelhaften Selbstüberschätzung litt, sind nichts als eine unverzeihliche Papierverschwendung. Als Sammler indianischer Sagen, besonders derer, die sich auf Menabuscho, den Halbgott der Tschippewäer beziehen, hat er Anerkennenswerthes geleistet. Longfellow's „Hiawatha“ ist, beiläufig bemerkt, aus diesen Märchen zusammengestellt.*)

Der Maler George Catlin hat sich durch seine zwei Bände „Illustrations of the Manners, Customs and Conditions of the North American Indians“, die in mehrere Sprachen übersetzt wurden und deren Inhalt auf langjährigem Aufenthalt unter den westlichen Stämmen beruht, einen ungleich werthvolleren und zuverlässigeren Bericht über die amerikanischen Urbewohner geliefert.

John L. Stephens (1805—1852), der über seine Reisen in Europa und Asien mehrere Bände herausgab,

*) Siehe über ihn die Einleitung zur Uebersetzung des „Hiawatha“ von Karl Knortz, Jena, 1872.

ist jedoch hauptsächlich durch seine Reisewerke, besonders über Yucatan, bekannt geworden. Seine und Squier's Schriften bilden die zuverlässigsten Publikationen betreffs Centralamerika's.

Der aus einer katholischen und aristokratischen Pflanzerfamilie stammende Historiker, Politiker und Novellist Charles Gayarré (geb. 9. Januar 1805 zu New-Orleans) verstand es trefflich, schon in seiner Jugend die Aufmerksamkeit der einflußreichen Südländer auf sich zu lenken. In seinem zwanzigsten Jahre veröffentlichte er eine Broschüre, in welcher er einem in der Legislatur von Louisiana gestellten Antrage, die Todesstrafe abzuschaffen, mit solchen schwerwiegenden Gründen entgegentrat, daß derselbe mit großer Majorität verworfen wurde. Nachdem er sich mehrere Jahre in Philadelphia mit dem Studium der Jurisprudenz befaßt hatte und zur Rechtspraxis zugelassen worden war, kehrte er wieder nach seiner Vaterstadt zurück und veröffentlichte eine in französischer Sprache geschriebene Studie über die Geschichte Louisiana's. Es wurden ihm darauf mehrere wichtige Aemter anvertraut, aber dieselben schienen ihn doch nicht zu fesseln, denn er begab sich auf acht Jahre nach Europa. Als er 1844 wieder in seine Heimat zurückkehrte, wurde er in die Staatslegislatur gewählt; auch bekleidete er sieben Jahre lang das Amt eines Staatssekretärs. Während dieser Zeit veröffentlichte er in französischer Sprache eine zweibändige Geschichte Louisiana's, welche zahlreiche damals unbekannte Dokumente enthält, die er in Frankreich gesammelt hatte. In englischer Sprache ließ er im Verlage von Harper & Co. in New-York das Werk „The Romance of the History of Loui-

siana“ erscheinen, das aber wenig Anklang fand. Trotz der vielen Anforderungen, die sich an seine politische Stellung hefteten, fand er immer noch Zeit und Muße genug, seine historischen Forschungen weiter zu verfolgen, als deren Frucht dann eine ausführliche Geschichte von Louisiana in vier Bänden erschien. Dieselbe beginnt mit den ersten Ansiedlungen des genannten Staates bis zum Jahre 1861, also bis zum Jahre, in dem sich Louisiana von den Vereinigten Staaten lossagte und der südlichen Conföderation anschloß.

Darauf ließ Gayarré „School for Politics“ (3. Aufl. New-York 1877), eine dramatisirte Novelle, erscheinen, in der das Dichten und Trachten der professionellen Politiker und hungrigen, egoistischen Aemterjäger derb gegeißelt wird. Es ist dies Werk eine beißende Satyre auf das Princip der Selbstregierung, welchem Umstande es wohl hauptsächlich zuzuschreiben ist, daß es Graf de Lartiges, der frühere Gesandte Frankreich’s in Washington, in das Französische übersetzte. Besondere Erwähnung verdient noch die seltene Thatsache, daß in jener Novelle ausnahmsweise einmal einem deutschen Adoptivbürger eine halbwegs anständige Rolle zuertheilt ist.

Gayarré gehörte sein Leben lang der demokratischen Partei an, ohne sich jedoch mit derselben vollständig zu identifiziren. Ja, er klagte dieselbe mehrmals öffentlich in geharnischten Broschüren der Korruption an und nannte die Vertreter derselben mit Byron „an aristocracy of blackguards“, was ihm natürlich nie vergessen wurde. Die „School for Politics“ ist aus seinen persönlichen Erlebnissen hervorgegangen. 1861 war Gayarré unter denjenigen, welche eine Trennung Louisiana’s von der Union

energisch befürworteten. Während des darauf folgenden Bürgerkrieges hielt er sich auf seiner Farm auf und arbeitete hauptsächlich für ein zwischen Frankreich, England und den konföderirten Staaten abzuschließendes Schutz- und Trutzbündniß. Nach Beendigung des Krieges war auch sein politischer Stern erloschen. Er veröffentlichte seitdem die zweiactige Comödie „Dr. Bluff, or, the American Doctor in Russia“, Die „History of Philipp II. of Spain“ und die biographische Novelle „Fernando de Lemos“, deren Inhalt größtentheils auf eigenen Erlebnissen beruht. Sein Hauptverdienst jedoch hat er sich als Verfasser der Geschichte Louisiana's erworben.



James Fenimore Cooper.

Dem alten, gemüthlichen, aber wenig bekannten amerikanischen Schriftsteller Joseph Dennis (1769—1812) gefiel der bekannte Kinderreim:

„Jack and Jill went up a hill,
To fetch a bucket of water,
Jack fell down and broke his crown,
And Jill came tumbling after“

so gut, daß er ihm eine lange humoristische Abhandlung widmete und ihn allen Dichtern als Urbild einer gedrungenen epischen Darstellung empfahl. Jener Vers, so argumentirte Dennis, enthält die Namen der handelnden Personen, ihre Thaten und ihr schließliches Schicksal, also Alles, was darzustellen die Aufgabe eines Historikers, Novellisten oder Dichters ist, und entspricht daher allen ästhetischen Anforderungen, die man an ein poetisches Werk überhaupt machen darf. Er führt uns gleich in medias res, und die Aktion geht schnell von statten, was in Anbetracht der Kürze unseres Lebens und der Länge der Kunst nicht genug gelobt werden kann. Ueber das

Schicksal des Eimers läßt uns der Vers allerdings im Unklaren, doch ist dasselbe überhaupt von keiner Bedeutung und kann es sich ja leicht ein Jeder, ohne einen besonders anstrengenden Ritt in das Reich der Phantasie zu unternehmen, selber vorstellen. Als ganz besonderes Verdienst des unbekannten Dichters dieses Verses aber stellt Dennis noch fernerhin den Umstand hin, daß wir nicht in die Genealogie der Helden Jack und Jill eingeweiht und mit ihren Großvätern und Tanten der Haupt- und Nebenlinien bekannt gemacht werden, — und diese Bemerkung war es, die uns einfiel, als wir die von Charles D. Warner edirte Serie „American Men of Letters“ und die von Kennedy und Underwood verfaßten Biographien amerikanischer Dichter durchmusterten und darin gar lange und trockene, allem Anscheine nach mit großem Zeitverlust zusammengestellte genealogische Kapitel sahen, die allenfalls der Eitelkeit der Verwandten und Nachkommen jener Größen schmeicheln, für das Publikum aber größtentheils ohne das geringste Interesse sind. Was liegt der Welt daran, ob der Vorfahre einer amerikanischen Celebrität auf der „Maiblume“ auswanderte, oder ob er um ein englisches Gefängnis zu leeren, zum Leben in den überseeischen Kolonien begnadigt wurde?

Der hier empfohlenen Kürze wollen wir uns denn auch in diesem Abschnitt, welcher der Lebensgeschichte und der literarischen Bedeutung Cooper's gewidmet ist, befleißigen, und gleich mit Cooper selbst beginnen.

James Fenimore Cooper wurde am 15. September 1789 zu Burlington in New-Jersey geboren. Sein Vater war kurz nach der Revolution in den Besitz einer großen Landstrecke im Staate New-York gelangt. Im

Jahre 1790 siedelte er sich auf derselben mit seiner zahlreichen Familie an und legte den Grund zu dem Städtchen Cooperstown am südöstlichen Ufer des Otsego-Sees. In jener abgelegenen Gegend trieben sich damals Abenteurer aller Nationalitäten auf längere oder kürzere Zeit herum; ein Exgouverneur von Martinique hielt eine Spezereiwaarenhandlung daselbst, und ein ehemaliger Hauptmann der britischen Armee suchte sich als Händler mit allen erdenklichen Gegenständen durchzuschlagen. Auch Talleyrand hielt sich einst einige Monate im gastlichen Hause des alten Cooper auf und verfolgte eine seiner Töchter mit Liebesbriefen, die noch heute im Besitze der Familie sind.

Nachdem James Fenimore Cooper in Albany den zum Eintritt in eine amerikanische Universität erforderlichen Unterricht erhalten hatte, ward er nach dem Yale College gesandt; doch mußte er dasselbe nach drei Jahren infolge seiner Theilnahme an einem lärmenden Trinkgelage verlassen.

Darauf trat er in den Dienst der Marine und befuhr als Midshipman amerikanische und europäische Gewässer. Als die Vereinigten Staaten im Jahre 1808 einen Krieg mit England befürchteten, wurde eine Anzahl Seeleute, darunter auch Cooper, nach dem Hafen von Oswego geschickt, um ein Kanonenboot zu bauen. Diesem Umstande verdanken wir Cooper's herrliche Beschreibung des Ontario-Sees im „Pathfinder“.

1811 verheirathete sich Cooper mit Fräulein DeLancey und schied dann aus dem Seedienste. Da seine Frau einer Hugenottenfamilie angehörte, die während der amerikanischen Revolution mit England sympathisirt hatte, und er

zeitlebens unter dem Pantoffel derselben stand, so erklärt es sich denn auch, warum er in einigen seiner Schriften, wie „The Spy“, „Wyandotte“ u. s. w. die Tories so außerordentlich glimpflich behandelte, trotzdem dies durchaus nicht dem damaligen Geschmacke entsprach.

Von 1814—17 wohnte Cooper in der Nähe von Cooperstown und beschäftigte sich hauptsächlich mit Landbau. Er pflanzte Bäume, legte Sümpfe trocken und gab dafür mehr Geld aus, als er kluger Weise hätte thun sollen. 1817 zog er auf den Rath seiner Frau, die gerne in der Nähe ihrer Eltern sein wollte, nach dem Dorfe Searsdale und setzte seine verlustbringende landwirthschaftliche Beschäftigung fort. Vor seinem dreißigsten Jahre hatte er nicht die geringste Idee, dereinst Schriftsteller zu werden. Als er eines Tages seiner Frau eine das gesellschaftliche Leben England's beschreibende Novelle vorlas, machte er die Bemerkung, daß er doch eine bessere produciren könne, worauf seine Frau erwiderte, er solle seine Prahlerei einfach durch die That beweisen. So entstand dann in kurzer Zeit die zweibändige Novelle „Precaution“, die in einer jämmerlichen Ausstattung zu New-York erschien und eine ungünstige Aufnahme fand. Amerika stand damals in literarischer Hinsicht noch ausschließlich unter dem Einflusse Englands; die englische Kritik war, da sie für maßgebend galt, gefürchtet, und so wagte sich denn sehr selten ein amerikanischer Verleger an die Herausgabe eines Werkes von einem unbekannten amerikanischen Schriftsteller, denn er war sicher, daß derselbe schon der Konkurrenz wegen von den Engländern unbarmherzig mitgenommen würde, und er somit die beste Aussicht hatte, sein Geld los zu werden. Diesen Vorurtheilen

suchte nun Cooper dadurch entgegen zu treten, daß er erstens den Schauplatz seiner Erzählung nach England, von dem er doch so gut, wie gar nichts aus eigener Anschauung wußte, verlegte, und daß er zweitens seinen Namen nicht auf dem Titelblatte nannte, was denn zur Folge hatte, daß man den anonymen Verfasser für einen Engländer hielt und auch das Werk in England nachdruckte.

Diese Novelle ist heutigen Tages hauptsächlich deshalb ungenießbar, weil darin die Wittwe Wilson zu viel trockene Moral predigt. Sie vertritt die Stelle des Verfassers, der bei jeder Gelegenheit seiner pietistischen Gesinnung freien Spielraum gewährt, dabei aber den Puritanern hin und wieder doch gerne etwas am Zeuge flickt, obgleich er, ein eifriges Mitglied der Episkopalkirche, die Fehler und Tugenden, den Ernst, die Einseitigkeit und die Intoleranz der Puritaner in hohem Grade besaß.

Seinen Freunden gefiel diese Novelle übrigens ganz gut, und sie ermuthigten ihn daher, die Feder nochmals in Bewegung zu setzen; denn hat er Dinge beschrieben, — so argumentirten sie, — von denen er gar nichts wußte, so müßte es ihm doch ein Leichtes sein, ein Thema, mit dessen Details er vollständig vertraut sei, erfolgreich zu behandeln. Da seine erste Novelle auch schon deshalb nicht in Amerika Anklang fand, weil daselbst die englische Gesellschaft, wenigstens bei dem größeren Publikum, doch mißliebig war, so nahm er auf Anrathen seiner Freunde nun die amerikanische Revolution zum historischen Hintergrunde seiner nächsten Novelle.

In der unmittelbaren Umgegend der Besitzung Coopers lebten noch mehrere Leute, die sich mancher Begebenheiten aus dem Unabhängigkeitskriege deutlich erinnerten, und

als ihm einer derselben nun einst von den fabelhaften Thaten eines Spiones erzählte, beschloß er, denselben zum Helden seiner Novelle zu machen. Große Hoffnungen setzte er jedoch nicht auf dieselbe, und als er den ersten Band fertig hatte, beabsichtigte er sogar, das ganze Unternehmen fallen zu lassen. Auf energisches Zureden seiner Freunde, entschloß er sich jedoch, auch den Schlußband zu schreiben, und so erschien denn ausgangs 1821 „The Spy“.

Bald nach dem Erscheinen des „Spions“ verkündeten die Zeitungen, daß dies die bedeutendste, in Amerika entstandene Novelle sei, und sich eines Erfolges wie kein anderes Werk irgend eines amerikanischen Schriftstellers rühmen könne, was damals ungefähr so viel meinte, als daß in kurzer Zeit drei Auflagen gedruckt werden mußten. Auch wurde die Erzählung dramatisirt. Ein anderes Urtheil aber wurde vorläufig darüber noch nicht abgegeben, da man erst abwarten wollte, was die Kritiken Englands darüber zu sagen hatten.

Cooper ließ diese Novelle durch Washington Irving dem Londoner Verleger Murray anbieten; derselbe gab sie Herrn Gifford, dem Redakteur des „Quarterly“, einer Vierteljahrschrift, die sich hauptsächlich durch Beschimpfung amerikanischer Zustände auszeichnete, zur Begutachtung. Daß sein Urtheil ungünstig war, ließ sich erwarten, und so stand denn Murray von der Uebernahme des Verlages ab. Miller, der Verleger von Irvings „Sketch-Book“, las hingegen Coopers Werk selber durch, und druckte es auch so schnell wie möglich nach, und die Folge davon war, daß Cooper in England bald ebenso berühmt war, wie in Amerika. Der französische Uebersetzer der „Waverly Novels“ übersetzte „The Spy“ in seine Sprache, und noch

heute ist diese Novelle in Frankreich, wie auch in Deutschland, eines der Lieblingsbücher des Lesepublikums. Auch im spanischen Südamerika fand, wie E. G. Squier in seinem Werke über Nicaragua berichtet, dieses Werk eine begeisterte Aufnahme.

Von nun an betrachtete sich Cooper selber als professionellen Romanschreiber, und in den Jahren 1820 bis 1830, der glücklichsten Periode seines ganzen Lebens, veröffentlichte er elf Werke, die zwar nicht alle von gleichem Werthe waren, aber doch zeigten, daß seine schöpferische Kraft durch diese Schnellproduktion nicht nachgelassen hatte.

Mit „The Pioneers“ (1823) eröffnete er die Lederstrumpf-Erzählungen, durch welche er, wenigstens der unmittelbaren Wirkung nach, das für Amerika wurde, was Walter Scott für Schottland geworden war. Cooper beschreibt darin Leute im Kampfe mit der Natur und der in die amerikanischen Urwälder eindringenden Civilisation, und zwar mit einer solchen Anschaulichkeit, daß man zuletzt ganz und gar vergißt, man habe ein Buch vor sich, sondern nur noch glaubt, man nähme an den Abenteuern seiner Helden selber Antheil.

Da es jedoch der „Spion“ war, der Cooper plötzlich zu einem berühmten Manne gemacht hatte, so sah er sich abermals nach einem Stoffe mit patriotischer Tendenz um und wählte dann wieder ein Thema aus dem Revolutionskriege. So entstand „Lionel Lincoln“, eine Novelle, zu der er in Boston eingehende Spezialstudien gemacht hatte. Historische Treue ist nun für einen Roman gerade kein wichtiger Bestandtheil, und unstreitig hätte Cooper klüger gethan, wenn er hier mehr Sorgfalt auf die Karakterzeichnung seiner auftretenden Personen verwandt hätte.

Keine derselben gewinnt uns ein besonderes Interesse ab, die Konversationen sind sogar häufig albern und gemeinplätzlich, und nur in einigen Schlachtscenen verräth sich das angeborene Talent des Verfassers.

1824 machte Cooper mit einigen Freunden aus England eine Reise nach den Seen George und Champlain, und als dieselben die durch das Wasser bewirkten Aushöhlungen am Glens Falls bewunderten, sprach Stanley, der spätere Lord Derby, zu Cooper, er möge doch einmal eine Novelle schreiben und den Schauplatz derselben in diese romantische Gegend verlegen. Cooper versprach es und hielt auch Wort, und so erschien denn im Februar 1826 das Werk „The Last of the Mohicans", das einen beispiellosen Erfolg in Amerika, wie in Europa hatte und denselben auch verdiente. Die Nachfrage nach dieser Novelle war so groß, daß sie stereotypirt werden mußte. In derselben ist dem bekannten Lederstrumpf, (den wir in den „Pionieren", als alten, menschenscheuen Mann kennen lernten, dem das Vordringen der Civilisation ein Dorn im Auge ist und der glaubt, die Luft einer Stadt oder eines Dorfes würde ihn ersticken,) ein poetischer Anstrich verliehen worden. Er erscheint hier in der Vollkraft seiner Jugend; er ist noch Optimist, der alle Dinge nur von der Sonnenseite betrachtet. Nicht allein der weiße Jäger wird in dieser packenden Erzählung idealisirt, sondern auch der Indianer; besonders sind es die Schilderungen von Chingachcook und Uncas, die Veranlassung zu ermüdenden Kontroversen gegeben haben. Um den Indianer zu studiren, hat sich übrigens Cooper nie eine Gelegenheit entschlüpfen lassen; da er jene Kinder des Urwaldes jedoch nicht mit den Augen eines betrügerischen Indianeragenten,

sondern mit denen des Dichters ansah, so war es selbstverständlich, daß er ihre Tugenden in den Vordergrund stellte, ohne gerade deshalb ihre Laster zu ignoriren.

Coopers Popularität hatte nun den Zenith erreicht, und seine Landsleute nannten ihn stolz den Scott Amerikas. Sobald nur eines der Cooper'schen Werke die Presse verlassen hatte, wurde es auch schon in dramatische Form gegossen und hielt seinen Triumphzug über die amerikanischen Bühnen. Auch bemächtigten sich die Künstler und Dichter seiner Schöpfungen, und die Uebersetzer aller Länder beeilten sich, Coopers Novellen der gesammten Lesewelt der Erde zugänglich zu machen. Trotz alledem aber ignorirten ihn noch einige einflußreiche Journale Englands beharrlich, und wenn sie gezwungen waren, Cooper zu erwähnen, so geschah es niemals ohne bissige Bemerkungen. Auch in Amerika fehlte es Cooper nicht an Feinden. Unter denselben machte sich vorzugsweise der ebenso gebildete wie eingebildete Dichter Percival, dem Coopers Popularität ein Dorn im Auge war, bemerklich. Diesem neidischen, giftigen Menschen ward es nämlich gar zu sauer, es mit ansehen zu müssen, daß ein Novellist Triumphe feierte, auf die eigentlich nur er, als der bedeutendste Dichter der damaligen Zeit, Anspruch hatte. Das Publikum bekümmerte sich jedoch nicht im Geringsten um derartige Begeiferungen; Percivals Gedichte ließ es unangetastet, Coopers Novellen aber wurden nach wie vor verschlungen.

Cooper, der vor dem Betreten der literarischen Laufbahn große pekuniäre Verluste erlitten hatte und sich in sehr zerrütteten Vermögensverhältnissen befand, war nun auf einmal zu einem reichen Manne geworden und konnte

sich daher den Luxus erlauben, im Jahre 1826 mit seiner ganzen Familie nach Europa zu reisen und daselbst sieben Jahre zu bleiben. Während dieser Zeit hielt er sich in Frankreich, England, Holland und Belgien, Italien und Deutschland auf, ohne jedoch seine literarische Thätigkeit im Geringsten zu unterbrechen.

Nachdem er wieder zurückgekehrt war, fand er zu seinem größten Erstaunen, daß sich die öffentliche Meinung über ihn bedeutend zu seinen Ungunsten geändert hatte. Cooper hatte in seinem persönlichen Auftreten wenig Sympathisches; er war unerträglich stolz und anmaßend, und predigte in mehreren Werken die Nothwendigkeit des sozialen Klassenunterschieds. Trotz alledem aber erblickte er das Heil der Republik und überhaupt einer jeden Nation in dem ungeschmälerten Stimmrecht der Massen und verzweifelte niemals, wie so Viele seiner Zeit, an der Zukunft des amerikanischen Volkes. England, das ja beständig Amerika als den Sitz des Lugs und Trugs, der Bestechung und überhaupt aller Laster hinstellte, war ihm in tiefster Seele verhaßt, und er kanzelte es mehrmals so derb ab, daß der Verkauf seiner Werke daselbst in bedenklicher Weise nachließ, was ihn übrigens nicht im Geringsten veranlaßte, seine Ansichten zu ändern oder zu verheimlichen. In „Red Rover“ und „The Wept of Wishtonwish“ geißelt er die heuchlerische Frömmigkeit der nach Amerika gesandten englischen Missionäre und weist den alten Vorwurf, daß die Menschen in den amerikanischen Kolonien degenerirten, energisch zurück.

Das 1828 veröffentlichte Werk: „Notions of the Americans, picked up by a traveling Bachelor“, liest sich wie eine von einem bezahlten Panegyriker am 4. Juli ge-

haltene Rede; es ist ein prosaisches Loblied auf republikanische Institutionen, das sich aber streng in den Grenzen der Wahrheit hält. In Amerika bekümmerte man sich um diesen Herzenserguß nicht im Mindesten; und wo man dieses Werk in England las, da that man es nur zu dem Zwecke, weiteres Material zur Verunglimpfung des Verfassers zu sammeln. Man muß gestehen, Cooper war, trotz allen seinen persönlichen Fehlern, doch ein Republikaner von ächtem Schrot und Korn, den auch Nichts bewegen konnte, sein politisches Glaubensbekenntniß zu ändern. In seinen Novellen: „The Bravo“ und „The Headsman“, die in Europa spielen, empfiehlt er ebenfalls republikanische Institutionen, und in der „Heidenmauer“, seiner langweiligsten Schöpfung, bekämpft er die alten, nur auf ihren Vortheil bedachten Patricier.

Währenddem Cooper in Paris war, unterstützte er die polnische Revolution liberal mit Geld und verfocht auch nachdrücklich die Ansichten Lafayette's, der eine demokratische Regierungsform für die beste und billigste hielt.

Als Cooper nach Amerika kam, hatte er sich geändert, und seine Heimath ebenfalls, und zwar zum Schlechteren, wie er glaubte. Das stille, ruhige Kulturleben Europas, besonders aber Italiens, hatte solchen nachhaltigen Eindruck auf ihn gemacht, daß ihn die tolle Spekulationswuth der Amerikaner anekelte. Der persönliche Einfluß der alten Aristokraten war dahin, und eine neue, ihm fremde Generation herrschte. Cooper fand auch das alte, gewohnte Zuvorkommen nicht mehr; man hielt ihn gleichsam für überlebt, und vermied seine Gesellschaft in auffallender Weise. Bulwer war inzwischen der

Liebling des lesenden Publikums geworden, und für Coopers und Scotts Helden interessirte man sich schon deshalb nicht mehr wie früher, weil dieselben durch ihre strenge moralische Haltung dem herrschenden Zeitgeiste nicht konvenirten.

Da veröffentlichte Cooper, um seiner Entrüstung freien Lauf zu lassen, 1834 die „Letters to his Countrymen", in denen er den Amerikanern derbe Wahrheiten ins Gesicht schleuderte, leider aber die Unvorsichtigkeit, oder vielmehr Dummheit beging, Bemerkungen seiner Kritiker und Feinde einen Werth beizulegen, den dieselben nicht verdient hatten. Wer den Stolz der Amerikaner beleidigt, muß sich darauf gefaßt machen, daß er sie zeitlebens zu Feinden hat. Dies aber that Cooper unvorsichtigerweise, und da er sich außerdem durch Parteinahme für eine höchst unpopuläre politische Angelegenheit bitter verhaßt machte, so hatte er nun die ganze Nation gegen sich, und es gehörte Jahre lang zum guten Ton, ihn öffentlich und privatim zu verlästern. Cooper vertheidigte sich mit der Feder gewaltig; er blieb keinem eine Antwort schuldig, und wenn er mit der Feder nichts mehr ausrichten konnte, so wandte er sich an die Gerichte, und hatte auch mit seinen zahlreichen Preßprozessen meistentheils Erfolg, was natürlich auch wieder nicht dazu angethan war, den heraufbeschworenen Sturm zu beschwichtigen.

Auch suchte er sich an seinen Feinden durch die satyrische Novelle „The Monikins" (1835) zu rächen; doch bedachte er nicht, daß ihm zu einer wirksamen Satyre alle und jede Anlage abging. Das Werk blieb ungelesen und verfehlte somit seinen ursprünglichen Zweck gründlich.

Hin und wieder benahmen sich auch die Leute Cooper gegenüber als ächte Rüpel. Als er nach seiner Rückkehr

aus Europa seinen Wohnsitz in Cooperstown aufschlug, und nicht erlauben wollte, daß Jeder auf seinem Eigenthum schaltete und waltete, wie er nur wollte, und besonders einen Theil desselben als Gemeingut betrachtete, hielten jene in ihren vermeintlichen Rechten gekränkte Bürger eine stürmische Versammlung ab, in der sie gegen Coopers Anmaßung protestirten und den Bibliotheken anriethen, seine Werke zu vernichten.

Diese und ähnliche unliebsame Erlebnisse verarbeitete Cooper nun zu den Romanen „Homeward-Bound“ und „Home as Found“ (1837—38). Besonders in dem letztgenannten Werke gießt er rücksichtslos über Amerika und die Amerikaner die Schale seines Zornes aus. Von den heranwachsenden jungen Männern sagt er, daß dieselben, wenn sie mit ihrem dünnen Backenbart über den Broadway stolzirten, glaubten, New-York sei die ganze Welt, und eine langweilige Unterhaltung mit einer modisch gekleideten Dame sei der Inbegriff des guten Tones und der höchsten Bildung. In den Mitgliedern der Familie Effingham, die er aus Europa importirte, und deren Bekanntschaft er uns in „Homeward-Bound“ machen läßt, zeigt er uns nun die gute Gesellschaft, wie er sie sich vorstellt. Darin entpuppt sich Cooper, den man nun oft spöttisch Effingham nannte, als Aristokraten vom reinsten Wasser, und James Russel Lowell trifft daher den Nagel auf den Kopf, wenn er sagt, Cooper habe sechs Bände geschrieben, um der Welt zu beweisen, daß er so gut wie irgend ein englischer Lord sei. Diese, die amerikanische Gesellschaft derb tadelnden Werke, fanden übrigens in Europa zahlreiche Leser, und man betrachtete sie daselbst als getreues Spiegelbild der Wirklichkeit, da man von Cooper voraus-

setzte, daß er den von ihm behandelten Gegenstand gründlich kannte. Coopers Feinde nahmen nun eine immer drohendere Haltung an. Sie gaben zwar vor, im Besitze seiner Manieren zu sein, zeigten jedoch durch ihr Auftreten gegen Cooper, daß derselbe am Ende doch nicht so unrecht hatte. Cooper verstand das Schmeicheln nicht, sondern liebte es vielmehr, den öffentlichen Moralprediger, der da mehr tadelte, als verbesserte, zu spielen. Die Puritaner Neuenglands machte er sich dadurch zu unversöhnlichen Feinden, daß er sagte, sie seien die Großinquisitoren des Privatlebens; die Ueberlebenden der Föderalistenpartei beleidigte er dadurch, daß er ihnen nachsagte, sie hätten 1812 den Ruin der Republik herbei gewünscht, sich nach einer Monarchie gesehnt und von Sternen und Ordensbändern geträumt. England griff ihn damals heftig an, weil er ein begeisterter Verehrer republikanischer Institutionen war, und Amerika verkleinerte ihn, weil es ihm nachsagte, er suche die englische Aristokratie nachzuäffen. Bald sah sich Cooper in zahlreiche Preßprozesse verwickelt; denn die meisten amerikanischen Journalisten vindizirten sich nämlich damals das Recht, nicht allein ein Buch schlecht zu machen, sondern auch den Karakter des Verfassers desselben zu verdächtigen. Trotzdem Cooper stets gegen die geriebensten Advokaten anzukämpfen hatte, so endeten die meisten Prozesse doch mit einer Verurtheilung seiner Gegner, die ihm mitunter solch hohe Schmerzensgelder zahlen mußten, daß einst ein verklagter und besiegter Redakteur den Vorschlag machte, zum Schutze seiner Kollegen einen „Effingham Libel Fund" zu gründen. Zeitungsangriffen gegenüber war Cooper außerordentlich dünnhäutig, und ließ nicht die geringste Beleidigung hin-

gehen. Gewöhnlich wurde er „the great persecutor" genannt, und ihm vorgeworfen, daß er die Freiheit der amerikanischen Presse zerstören wolle; denn unter Freiheit verstand man damals größtentheils das Recht, den Karakter irgend eines Bürgers verdächtigen zu können.

1839 erschien Cooper's „History of the United States Navy", ein auf sorgfältigen Quellenstudien beruhendes Werk, das aber, da darin manche historische Irrthümer blosgelegt wurden, weder England noch Amerika befriedigte, und zu langjährigen hartnäckigen Kontroversen Veranlassung gab. Cooper beabsichtigte, die historische, von allem Parteigeiste ungetrübte Wahrheit zu schreiben, und es wurden ihm, da er durch dieses Bestreben den Nationalstolz der Engländer und Amerikaner gleichzeitig beleidigte, damals mehr gehässige Zeitungsartikel in das Haus gesandt, als in allen von ihm beschriebenen Seeschlachten Kugeln abgefeuert worden waren. Doch fand dieses Werk zahlreiche Käufer; es erlebte mehrere Auflagen, und noch im Jahre 1853 veranstaltete Charles W. Harp eine bis auf die damalige Zeit fortgeführte Ausgabe, zu der er auch noch vieles von Cooper gesammeltes Material benutzte.

Von 1840—50 schrieb Cooper noch 17 Bände novellistischen Inhalts. Elf derselben verfaßte er zur Zeit, als er durch Preßprozesse gequält wurde, und man nimmt nicht mit Unrecht an, daß er damals durch diese angestrengte Thätigkeit das auf ihm lastende Odium beseitigen wollte. Die Lederstrumpf-Erzählungen brachte er durch die Werke „The Pathfinder" und „The Deerslayer" zum Abschluß. Diese Serie ist unstreitig das gereifteste Werk der Cooper'schen Muse, das ihn, wie er selbst sagte, überleben würde.

Seine Erzählung „Ned Myers“ ist gegen Neuengland und dessen Puritanismus gerichtet; auf beide war er überhaupt nie gut zu sprechen, und er läßt daher auch häufig die in seinen Novellen auftretenden Halunken aus Neuengland stammen.

Je älter Cooper wurde, desto unliberaler, engherziger und frömmer ward er. In seinen späteren Romanen überwuchert daher auch das didaktische Element das romantische, und doch war es gerade das letztere, dem er seine Erfolge verdankte. Seine beschränkte konservative Gesinnung zeigt er hauptsächlich in der Novelle „The Crater“. Darin erzählt er von Seefahrern, die sich auf einer bisher unbekannten Insel ansiedelten und ein Utopien gründeten. Unter der Leitung des Organisators, der ein Mitglied der Episkopalkirche war, grünte, blühte und gedieh Alles; die Demagogen hatten nichts zu sagen und die Kinder lernten keine schlechten Prinzipien. Bald aber siedelten sich daselbst ein Advokat, ein Journalist und vier verschiedene Geistliche an, und dieselben wiegelten die Kolonisten in kurzer Zeit so auf, daß sie gegen ihren Gouverneur auftraten und die Behauptung aufstellten, er sei überhaupt nicht auf ehrliche Weise zu seinem Eigenthume gekommen. Derselbe verkaufte darauf seine Habseligkeiten und reiste ab. Nach einigen Monaten nun kehrte er zurück, um zu sehen, was aus der von ihm gegründeten Niederlassung geworden war; doch die Niederlassung war verschwunden — ein Erdbeben, das die Insel einst aus dem Meere gehoben, hatte sie wieder sammt Advokat, Journalist und den vier Geistlichen in die Tiefe gezogen.

Coopers letzte Werke sind nichts als Fabrikationen, die des Honorars wegen geschrieben wurden. Er hatte

damals durch unglückliche Spekulationen viel Geld verloren, und nach dem Jahre 1838 sicherte England keinem ausländischen Schriftsteller, dessen Land nicht auch die Schriften der Literaten Englands gegen Nachdruck schützte, das Verlagsrecht zu. Nun konnte jeder englische Verleger Cooper's Novellen nachdrucken, und dasselbe geschah denn auch in großem Maßstabe. Vorher hatte Cooper von seinem englischen Verleger ein Honorar von 300 bis 1000 Pfd. Sterling für jede Novelle erhalten, nun aber gab ihm keiner derselben einen Heller mehr. Amerika druckte dagegen die besten und beliebtesten englischen Erzählungen in Zeitungen ab und verbreitete sie außerdem in äußerst billigen Buchausgaben, und die Folge davon war, daß auch die Werke der einheimischen Schriftsteller spottbillig verkauft werden mußten, wenn man Leser dafür erwartete.

Cooper wollte sich daher der dramatischen Dichtung zuwenden, doch sein 1850 verfaßtes Schauspiel „Upside down, or Philosophy in Petticoats“ wurde, nachdem es drei Mal in Burton's Theater zu New-York aufgeführt worden war, der wohlverdienten Vergessenheit anheimgegeben und ist nicht einmal gedruckt worden.

Am 14. September 1851 starb Cooper; vier Monate darauf folgte ihm seine Frau in das Grab. Beide liegen auf dem Friedhofe der Christ Church zu Cooperstown beerdigt.

Cooper's Werke, besonders aber die Lederstrumpf-Erzählungen, werden heute noch gerne gelesen. Viele der sich in seinen Büchern vorfindenden Fehler sind dem Umstande zuzuschreiben, daß der Dichter sich bei der Abfassung nicht die nöthige Ruhe gönnte und überhaupt zu massenhaft

produzirte. Sein Stil wird oft durch lange, unbeholfene Sätze und Wörter, denen er einen ganz anderen Sinn, als sie bisher hatten, unterschiebt, unangenehm und unklar; der Glaubenskraft seiner Leser muthet er mitunter zu viel zu, und seine Helden thun manchmal das Rechte zur unrechten Zeit, oder auch umgekehrt. Seine Frauen sind reine, fromme, hülflose, lauwarme Geschöpfe, die auf den geringsten Verdacht hin ihr Liebesverhältniß zu einem Manne lösen. Sie fallen leicht in Ohnmacht und vertheilen späterhin, nachdem jede Aussicht auf eine eheliche Verbindung geschwunden ist, fromme Traktätchen, besuchen Sonntagsschulen, sticken Weihnachtspantoffeln für die Herren Pastore, und unterstützen die Missionäre auf den Südseeinseln, — kurzum, sie spielen Rollen, die uns in Novellen nicht sonderlich anziehen. Liebesepisoden sind überhaupt in Cooper's Novellen von untergeordneter Bedeutung. Der Reiz seiner Werke liegt in der meisterhaften Zeichnung abenteuerlicher Scenen. Da folgt Bild auf Bild, da ist keine Effekthascherei und kein Prunken mit Worten; er erzielt mit den scheinbar wenigsten Mitteln die höchste Wirkung. Cooper's „Lederstrumpf“ ist die herrlichste Figur, welche die gesammte amerikanische Novellistik geschaffen hat.

Trotz der vielen Eigenheiten und Vorurtheile Cooper's sind alle seine Werke doch von einem moralischen Ernst durchdrungen, der uns zwingt, mit dem Edlen und Guten zu symphatisiren. Die Luft seiner Novellen ist so rein und gesund, wie die seines Landsitzes.

Nur wenige vertraute Freunde wußten Cooper als Privatmann zu würdigen. Er sprach offen und unverhohlen über Alles, für das er sich interessirte, und

diese Offenheit ist von der Außenwelt gar oft mißdeutet worden. Er vermied alles literarische Cliquenwesen, und wenn er wußte, daß irgend eine Zeitung, mit welcher er in Verbindung stand, beabsichtige, eine günstige Besprechung seiner Werke zu bringen, so verhinderte er es. Scott und Irving schrieben öfters lobende Kritiken ihrer Werke selber; Cooper hingegen wollte sich nicht einmal dem Vorwurf aussetzen, als beeinflusse er nur im Geringsten das Urtheil über seine Schriften. Er verfaßte gegen hundert Bände; doch kann man ruhig die Hälfte seiner Schriften, besonders diejenigen, die von seinem Aufenthalte in Europa handeln, als werthlos bezeichnen. Folgendes ist ein chronologisches Verzeichniß seiner hauptsächlichsten Novellen:

„The Spy", 1821. „The Pioneers", 1823. „The Pilot", 1823. „The Last of the Mohicans", 1826. „The Prairie", 1827. „The Red Rover", 1828. „The Wept of Wish-ton-wish", 1829. „The Water Witch", 1830. „The Bravo", 1831. „The Heidenmauer", 1832. „The Headsman", 1833. „The Pathfinder", 1840. „Mercedes of Castile", 1840. „The Deerslayer", 1841. „The two Admirals", 1842. „The Wing-and-wing", 1842. „Wyandotte", 1843. „Ned Meyers", 1843. *)

*) Siehe „J. F. Cooper". By T. R. Lounsburg. Boston 1883.



Irving — Paulding.

Washington Irving und die amerikanische Republik wurden in einem und demselben Jahre geboren. Fünfzig Jahre lang unterhielt und belehrte dieser gemüthreiche Schriftsteller das Lesepublikum auf beiden Seiten des Ozeans und er entfremdete sich dasselbe nie durch aristokratische Neigungen, endlose Preßprozesse und ähnliche Dinge, durch die sich z. B. der geniale Romancier Cooper Jahre lang so bitter verhaßt machte. Washington Irving war und blieb der Lieblingsschriftsteller seiner Nation, die es dankbar anerkannte, daß er der Erste war, der Europa an den Gedanken gewöhnte, daß sich Amerika ebenfalls mit der Zeit eine Achtung gebietende Literatur schaffen und sich, wie es bereits in politischer Beziehung gethan hatte, auch intellektuell von Europa unabhängig machen werde.

Washington Irving ward mit einem Wurf plötzlich zum populärsten Schriftsteller der neuen Welt. Mit der Popularität ist es nun allerdings eine eigene Sache, besonders aber mit derjenigen, die gleichsam im Hand-

umdrehen entsteht; oft wird sie durch Mode oder Laune, die beide so veränderlich und unzuverlässig wie Aprilwetter sind, bestimmt, und verflüchtigt sich daher auch ebenso schnell wieder, wie sie entstanden ist, und dann haben auch nur wenige Dichter, wie z. B. Goethe und Byron, die auf sie in Folge eines glücklichen Werkes gesetzten Hoffnungen durch spätere Schöpfungen gerechtfertigt; die meisten, anfangs vom Publikum verhätschelten Schriftsteller hingegen haben Grund genug gehabt, sich über den Wankelmuth der Lesewelt, die stets begierig nach dem Neuesten greift und die stets Demjenigen, der dem herrschenden Zeitgeiste genügt, den Vorzug gibt, zu beklagen.

Die Klassiker haben immer ein kleines Publikum gehabt, denn wer lediglich zur Unterhaltung und zum Zeitvertreib liest, vergreift sich selten an denselben; der Romanschriftsteller jedoch, besonders aber der berufsmäßige, legt schon aus pekuniären Gründen mehr Gewicht auf die Quantität, als auf die Qualität seiner Verehrer, denn mit dem Lorbeerkranze und Denkmale nach dem Tode ist ihm meistentheils wenig gedient.

Zu den Büchern Washington Irvings greift noch immer Jung und Alt mit Freuden. Seine geschichtlichen Werke haben allerdings längst den gediegeneren, auf den neuesten Forschungen beruhenden Schriften weichen müssen, und die Fachgelehrten haben gar Vieles an ihnen auszusetzen gehabt; wer jedoch vorzieht, Belehrung und Unterhaltung angenehm verbunden zu sehen, greift auch heute noch gerne zu Irvings historischen Schriften mit ihrer eleganten, leichten und ungekünstelten Diktion, und kümmert sich wenig darum, ob darin diese oder jene Angabe durch professionelle Historiker längst widerlegt

worden ist oder nicht. Irving schrieb einfach nicht für trockene Fachgelehrte, sondern für die große Masse.

Die amerikanischen Schriftsteller während und nach der Revolutionsperiode beschäftigten sich vorzugsweise mit brennenden politischen Fragen; die eigentlich schöne Literatur aber, d. h. eine Literatur, die sich Selbstzweck ist, begann in Amerika erst mit Washington Irving. Trotzdem war er nicht der erste, der dahier die literarische Beschäftigung zu seinem Lebensberufe erkor; diese Ehre gebührt Charles Brockden Brown (gestorben 1810 in seinem 39. Lebensjahre), dessen kunst- und humorlose Novellen besonders in England übermäßig gepriesen wurden, jetzt aber nur noch höchst selten angerührt werden.

Washington Irving ward am 3. April 1783 zu New-York und zwar in einem Hause an der William Street, zwischen Fulton und John Street, geboren und nach dem politischen Vater der amerikanischen Republik genannt. Keiner seiner Biographen vergißt den Umstand zu erzählen, daß der Knabe einst auf Ersuchen einer Kindsmagd vom alten General Washington in New-York „gesegnet" wurde.

Irvings Vater war ein strenger Presbyterianer, dem nichts höher galt, als seine Kinder ebenfalls in sektirerischer Furcht und Anbetung des Herrn zu erziehen. Dieselben mußten daher an gewissen Werktagen Katechismussprüche hersagen, Sonntags dreimal die Kirche besuchen und durften außer der Bibel nur Bunyan's „Pilgrim's Progress" zum Lesen in die Hand nehmen. Die Mutter, welche der Episkopalkirche angehörte und mit den puritanischen, trockenen Ansichten ihres Gemahls durchaus nicht sympathisirte, hatte, da sie im Hause das gemüth-

liche und gesellige Element repräsentirte, größeren Einfluß auf ihre Kinder, und so kam es denn, daß sich dieselben mit einer einziger Ausnahme späterhin jener Kirche anschlossen.

Dem jungen Irving aber machte die Religion nicht viel Kopfzerbrechens; er war stets heiter gestimmt, trieb sich gerne in dem Tempel Gottes, der da nicht von Menschenhänden gemacht ist, herum, blies leidenschaftlich die Flöte und wenn es sich machen ließ, so besuchte er heimlich mit seinem Freunde James K. Paulding, dessen Schwester die Frau seines Bruders William war, das Theater.

Seine wissenschaftliche Ausbildung durch die Schule erlangte mit seinem 16. Jahre ihr Ende. Latein hatte er nur wenige Monate getrieben dafür aber mehr Reisebeschreibungen und Berichte über Abenteuer zu Wasser und zu Land gelesen, als nach spießbürgerlichen Ansichten gut für ihn war. Zum Besuche eines College hatte er weder Lust, noch die nothwendige wissenschaftliche Vorbereitung; dem methodischen Studium ist er überhaupt während seines ganzen Lebens abhold gewesen. Zur Entschuldigung sei hier angeführt, daß er in seiner Jugend stets sehr schwächlich war und daß sein Gesundheitszustand mehr als einmal Veranlassung zu den schlimmsten Befürchtungen gab.

In seinem 16. Lebensjahre ging Irving in die Office eines New-Yorker Advokaten, um sich auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft umzuschauen; doch da erging es ihm, wie späterhin Bryant, Lowell und noch so vielen anderen Amerikanern: er las alle erdenklichen Bücher, nur keine, die von der edlen Jurisprudenz handelten.

Allmälig regte sich denn der Schriftsteller in ihm, und er veröffentlichte 1802 unter dem Pseudonym „Jonathan Oldstyle“ im „Morning Chronicle“, einer von seinem Bruder Peter gegründeten Zeitung, eine Reihe von satyrisch angehauchten Artikeln über Theater, Schauspieler und ähnliche Themen, für die sich gerade das Publikum interessirte. Er geißelte im Sinne des „Spectator“ und „Tatler“ die Thorheiten des Tages und legte bei dieser Gelegenheit auch eine kräftige Lanze zu Gunsten der alten Jungfern ein; trotz seiner Hochachtung für dieselben aber hat er sich doch in seinem ganzen Leben nicht dazu entschließen können, eine aus ihrem socialen Elende zu erlösen.

Da im Jahre 1804 sein Gesundheitszustand sehr bedenklich war, beschlossen seine Brüder, ihn zur Erholung nach Europa zu senden. Der Kapitän, der ihn nach Bordeaux bringen sollte, machte die Bemerkung, daß der bleiche, schwindsüchtig aussehende Jüngling wohl nie den europäischen Boden betreten werde. Kaum befand er sich jedoch auf dem atlantischen Ozean, da trat auch in seinem Gesundheitszustand eine entschiedene Wendung zum Bessern ein, und bald war Irving wieder zu den lustigsten Scherzen und tollsten Streichen aufgelegt.

Nachdem er sich in Bordeaux sechs Wochen aufgehalten hatte, setzte er in Gesellschaft eines geschwätzigen amerikanischen Arztes und eines französischen Offiziers in einer Postkutsche seine Reise durch Frankreich fort und half sich mit seinem mangelhaften Französisch durch, so gut es nur ging. Zu Tonneins, einem Landstädtchen an der Garonne, kamen sie zufällig in die Gesellschaft einiger junger Mädchen, und der betreffende Doktor er-

zählte denselben, daß der junge Engländer, worunter er Irving meinte, ein Kriegsgefangener sei und daß ihn der französische Offizier nach dem Gefängnisse bringe, woselbst er entweder erschossen oder geköpft würde. Jammernd und wehklagend füllten die Mädchen nun dem Unglücklichen die Taschen mit Kuchen und nahmen rührend Abschied von ihm. Vierzig Jahre später, als Irving auf einer Reise von Madrid nach Paris begriffen war, machte er einen Abstecher nach Tonneins, um wegen dieses Betruges um Entschuldigung zu bitten; er glaubte das Haus wieder zu erkennen und sah auch einige alte Weiber aus demselben kommen, die beabsichtigte Entschuldigung aber unterließ er.

Ueber die Unannehmlichkeiten der ersten europäischen Reise half er sich durch seinen unverwüstlichen Humor weg. „Wenn das Mittagessen", schrieb er damals, „meinem Geschmacke nicht entsprach, so richtete ich meinen Geschmack derart ein, daß er zum Essen paßte und dann ging es schon bedeutend besser." Er bereiste die Küste des Mittelmeeres, besuchte Sizilien, Neapel und Rom, und überall amüsirte er sich köstlich. Auch machte er infolge seiner stets heiteren Laune überall angenehme Bekanntschaften.

Im Februar 1806 kehrte er nach New-York zurück und ward zum Barreau zugelassen, suchte aber mehr frohe Gesellschaften, als Klienten auf. Er war Freund eines guten Weines und verehrte die Frauen, besonders aber die schönen. In einem alten Landhaus am Passaic, das er in „Salmagundi" als „Cocklofts Hall" bezeichnet, wurden von den „Nine Worthies", einer ausgelassenen Gesellschaft junger Männer, der Irving angehörte, zu-

weilen Walpurgisnächte gefeiert, deren Beschreibung jedem Tugendhelden das Haar in die Höhe treiben würde; getrunken wurde dabei nicht schlecht, und wer gerade nicht gleich auf dem Platze liegen blieb, fand sicherlich seinen Weg nicht nach Hause. Auch fehlte es nicht an den obligaten Liebesabenteuern.

Da ihn seine Klienten in Ruhe ließen, und doch wenigstens etwas zur Gewinnung des Lebensunterhaltes gethan werden mußte, so gab er mit seinem Bruder William und dem bereits erwähnten Paulding die halbmonatliche Zeitschrift „Salmagundi" heraus. In derselben, von der überhaupt nur zwanzig Nummern erschienen, wollte er die Jugend instruiren und die Alten reformiren. Diese Zeitschrift hat jetzt noch dadurch Bedeutung, daß sie uns ein Bild des damaligen sozialen Lebens in humoristischem Rahmen gewährt.

Irving beschäftigte sich auch, wie in Amerika ein jeder Jurist, eine Zeit lang mit unerquicklicher Lokalpolitik; er trank, wie er selbst schreibt, Bier mit der großen Masse, geberdete sich wie ein ächter Demagoge, suchte die schmutzigsten Spelunken auf, und drückte jedem Gauner, der das Stimmrecht besaß, herablassend die Hand; doch, fügte er hinzu, wenn man dies Patriotismus nennt, so will ich von dieser Tugend nichts wissen.

Da der Versuch, eine untergeordnete Beamtenstelle in Albany zu erlangen, fehl schlug und Irving inzwischen seine Befähigung zur Schriftstellerei erkannt hatte, so beabsichtigte er mit seinem Bruder Peter eine Satyre auf Dr. Samuel Mitchells Buch „Picture of New-York" zu schreiben, und Beide begaben sich auch gleich an die Arbeit; glücklicherweise mußte jedoch Peter in Handelsgeschäften

nach Englaud reisen, so daß also Washington die Ausarbeitung des projektirten Werkes allein zu übernehmen hatte. Auf diese Weise entstand denn (1809) das köstliche Werk „Dietrich Knickerbocker's History of New-York", das man ruhig als sein Meisterstück bezeichnen kann. Irving schrieb dieses Buch zu gleicher Zeit zu seiner Zerstreuung, denn seine Braut Mathilde Hoffman, die Tochter des bekannten New-Yorker Bürgers Jeremiah Ogden Hoffman, war damals sehr krank und starb auch, ehe das betreffende Buch erschien.

Irving verstand es trefflich, das Lesepublikum auf das Erscheinen seines Werkes vorzubereiten und den Namen „Knickerbocker" mit einem mysteriösen Nimbus zu umgeben. Er ließ nämlich in die gelesenste Zeitung jener Stadt eine Notiz einrücken, in der die Mittheilung gemacht wurde, daß ein kleiner, alter und altmodisch gekleideter Gentleman, Namens Knickerbocker, plötzlich und spurlos verschwunden sei, ohne vorher seinen Gastwirth bezahlt zu haben. Die betreffende Notiz war so geschickt abgefaßt, daß sogar ein städtischer Beamter eine Belohnung für das Auffinden jenes alten Herrn aussetzen wollte. Bald darauf erschien eine andere Notiz, in welcher angezeigt wurde, daß der geheimnißvolle Knickerbocker das Manuscript eines sonderbaren Werkes hinterlassen habe, welches zum Besten seiner Gläubiger versteigert werden sollte. Dieses Werk war dann natürlich Irving's humoristische Geschichte der Holländer in New-York, deren Erfolg alle Erwartungen übertraf.

Die Holländer New-Yorks, welche in diesem Werke eine authentische Geschichte ihrer früheren Gouverneure und der Ansiedelungen und Abenteuer ihrer Vorfahren

erwarteten, waren höchst entrüstet, als sie darin gerade das Gegentheil fanden. Irving erzählt allerdings darin die Kriegs- und Friedens-Abenteuer verschiedener hervorragender Holländer, aber in solcher Weise, daß seine Helden uns als leibhaftige Don Quixote-Gestalten erscheinen. Doch die Erbitterung der Holländer wich bald einer besseren Einsicht und sie erkannten, daß der Verfasser zwar ein Schalk, aber doch ein gutmüthiger war, dem man nicht gram werden konnte. Walter Scott schrieb damals, daß er nie etwas gelesen, das ihn so sehr an die Schreibweise Dean Swift's erinnert habe, wie diese Annalen Dietrich Knickerbocker's, und daß er dies Buch einigen Damen vorgelesen habe, die sich fast krank darüber gelacht hätten.

Dieses Werk ist in jeder Hinsicht eine Originalschöpfung und wird leben, so lange es überhaupt noch Menschen gibt, die an einem frischen, kräftigen, ungekünstelten und harmlosen Humor ihre Freude haben.

Während der zwei auf die Publikation dieses Werkes folgenden Jahre war Irving ziemlich unthätig, denn er wartete bestimmt auf ein politisches Aemtchen. Diese Hoffnung ward jedoch zu Schanden, und so trat er denn in die von seinen Brüdern gegründete Eisen- und Stahlwaarenhandlung als Theilhaber ein, trotzdem er auch nicht die allergeringsten kaufmännischen Anlagen besaß. Diese Stellung brachte es jedoch mit sich, daß er, sobald Kongreßbeschlüsse das Geschäft der amerikanischen Kaufleute bedrohten, nach Washington reisen und dort Mittel und Wege zur Verhinderung derselben aufsuchen mußte. Dadurch wurde er denn mit den leitenden Politikern des Landes bekannt und war auch bei dem damaligen Präsi-

denten Madison, dessen Gemahlin für den jungen Schriftsteller schwärmte, ein gerngesehener Gast.

1812 veranstaltete er eine neue Ausgabe seines Knickerbockers, für die ihm sein Verleger ein Honorar von fünfzehnhundert Dollars zahlte. Ein politisches Amt fand er nicht, und da er sich mit dem kaufmännischen Leben, auch wenn er die Aussicht gehabt hätte, dadurch ein zweiter Astor oder Crösus zu werden, doch auf die Dauer nicht befreunden konnte, so beschloß er sein Heil nochmals mit der Feder zu versuchen und sich ganz auf dieselbe zu verlassen, auch wenn er sich dadurch nur eine bescheidene Dachstübchenexistenz gründen würde.

Da kam nun der Krieg mit den Engländern. Dieselben hatten bereits das Haus des Präsidenten und das Kapitol mit allen Archiven zerstört, als Irving dem Gouverneur von New-York seine Dienste anbot; derselbe ernannte ihn zu seinem Sekretär und gab ihm die Erlaubniß, sich „Colonel“ zu tituliren. 1815 ging Irving nach England, um seine Brüder, die daselbst ein Handelsgeschäft, und zwar unter so ungünstigen Verhältnissen betrieben, daß sie späterhin Bankerott machen mußten, zu besuchen. Auch er wurde durch diesen Krach in unangenehme Mitleidenschaft gezogen und da er gerade nicht als Bettler nach New-York zurückkehren wollte, so griff er rüstig zur Feder und schrieb sein herrliches „Sketch-book“. Der Verleger Murray offerirte ihm damals ein Jahresgehalt von 1000 Pfd. Sterling, wenn er die Redaktion einer von ihm zu gründenden Zeitschrift übernähme. Irving lehnte diesen ehrenvollen Antrag ab; auch wies er die Offerte, für das „London Quarterly“ einige Aufsätze zu liefern, die ihm mit 100 Pfund per Stück honorirt werden

sollten, zurück und zwar aus dem Grunde, weil sich jene Vierteljahrsschrift bei jeder Gelegenheit ungünstig über Amerika ausdrückte.

Scott und Byron standen damals auf der Höhe ihres Ruhmes, und doch erzwang sich Irving die Gunst des englischen Lesepublikums. Auch von seinem Werke „Bracebridge Hall" mit den köstlichen Skizzen „Dolph Heyliger" und „The Stout Gentleman" ward Auflage über Auflage verkauft, trotzdem es gerade nicht wesentlich zur Erhöhung seines Schriftstellerruhmes beitrug.

Während sich Irving 1818 den demüthigenden Untersuchungen betreffs der Bankerotterklärung seiner Firma aussetzen mußte, studirte er, um seinen Kummer zu vergessen, die deutsche Sprache; sicherlich aber hat er dieselbe damals nicht so bemeistert, um ein deutsches Buch lesen und daraus etwa den Stoff zu seinem „Rip van Winkle" entnehmen zu können. Da Murray in London den Verlag seines Skizzenbuches abgelehnt hatte, so ließ er es zuerst lieferungsweise in New-York erscheinen. Das erste Heft, das im Mai 1819 erschien, enthielt nun auch die Erzählung von „Rip van Winkle", die das Weitererscheinen des Skizzenbuches sicherte und die so günstige Aufnahme fand, daß sich Murray bereit erklärte, Irving für das Verlagsrecht des genannten Werkes ein Honorar von 200 Pfund Sterling zu zahlen.

In Kaaterskill-Clove, einer Thalschlucht der Katskill-Gebirge am Hudson, die Irving als fröhlicher Jüngling mit Hund und Flinte zur Stärkung seiner Gesundheit häufig durchstreift hatte, und die jetzt mit fashionablen Hotels besät ist, befindet sich Rip's halbzerfallenes Haus; über dem Eingang desselben ist noch heute zu sehen ein

altes, roh gezeichnetes Wirthshausschild, das uns den gutmüthigen, aber dem Trunke ergebenen Holländer mit der Flasche in der Hand zeigt. Links davon, hoch unter Felsen und Strauchwerk, soll dann die Stelle sein, wo Rip sich als britischer Unterthan schlafen legte und als Bürger der Vereinigten Staaten aufstand. Um sich nun gegen die Anklage, als habe Irving etwa die alte Kyffhäusersage auf amerikanischen Boden verpflanzt, sicher zu stellen, sagt er in einer der Erzählung beigedruckten Notiz, daß der bekannte Knickerbocker noch den alten Rip gekannt, und doch hat hier Irving einer bei den meisten Nationen der Erde in vielfachen Gestalten bekannten Legende einfach ein amerikanisches, aber herrliches und naturgetreues Lokalkolorit verliehen, überhaupt in ein humorvolles, außerordentlich anziehendes Gewand gekleidet.

Aus dem von seinem Neffen Pierre Irving herausgegebenen vierbändigen Werke, welches die Korrespondenz und Tagebücher unseres Novellisten enthält, ersehen wir, daß letzterer 1817 eine Reise nach Schottland machte und mit Walter Scott bekannt wurde. Derselbe erzählte ihm die alte Sage von Thomas von Ercildoune und zeigte ihm auch die Stelle, wo der sogenannte Thomas der Rhymer von der Elfenkönigin in eine Bergschlucht gelockt und dort sieben Jahre festgehalten wurde.

Dann besuchte auch Irving den bei Inverneß in dem schottischen Hochlande gelegenen Tom-na-Hurich oder Elfenberg, und ließ sich daselbst die Geschichte der beiden Geiger von Strathspey erzählen. Diese Musikanten hatten nämlich in einem Gasthaus des genannten Ortes Quartier genommen, als sie ein graubärtiger Mann aufforderte, mit ihm nach seiner außerhalb des Städtchens befindlichen

Wohnung zu gehen, woselbst er ihr Violinspiel doppelt bezahlen wollte. Sie folgten ihm auch und kamen in eine lange Halle, die, ohne daß sie es merkten, in eine tiefe Bergschlucht führte. Am nächsten Morgen erhielten sie für ihr Spiel nicht nur doppelte, sondern dreifache Bezahlung.

Darnach gingen sie wieder in das Städtchen zurück, konnten aber ihr altes Wirthshaus nicht mehr finden; auch war Niemand der Bewohner im Stande, ihnen darüber Auskunft zu geben. Endlich erkannte ein steinalter Mann in ihnen die beiden Musikanten, die vor hundert Jahren bei seinen Großeltern logirt hatten und in den Tom-na Hurich gelockt worden waren. Da es gerade Sonntag war und die Glocken ertönten, gingen jene beiden Musikanten zur Kirche; sobald aber ein Abschnitt aus der heiligen Schrift verlesen wurde, zerfielen sie in Staub.

Die beiden Legenden mögen wohl die ursprüngliche Veranlassung zur Abfassung der Erzählung von Rip van Winkle gewesen sein, denn Irving schrieb dieselbe auch kurz nachdem er Schottland den Rücken gekehrt hatte. Auch mag die ihm bekannte Kyffhäusersage, deren er, wie bereits erwähnt, in einer Notiz gedenkt, seine Erzählung etwas beeinflußt haben. Nach dieser Sage ist der alte Rothbart zweimal in seinem unterirdischen Schlosse besucht worden. Erstens kam ein junges Paar zu ihm, das sich zum bevorstehenden Hochzeitsfeste das nöthige Porzellangeschirr borgen wollte und das jene Höhle erst nach dem Ablaufe von zweihundert Jahren verließ. Dann besuchte ihn der Ziegenhirt Peter Klauß. Derselbe wurde von einem jungen Manne aufgefordert, ihm zu folgen;

er ließ seine Heerde im Stich und ging in die betreffende Höhle, in welcher er zwölf mit Spielen beschäftigte Ritter sah. Aus einer großen Weinkanne that er einen gewaltigen Zug und fiel dann in einen gewaltigen Schlaf, aus dem er erst nach zwanzig Jahren erwachte. Als er nun wieder auf die Weide zurückging, fand er weder Hund noch Ziege vor; in seiner Heimath war Alles verändert und Niemand kannte ihn mehr.

Walter Scott hatte Irving gesagt, die Legende von Thomas dem Reimer eignete sich trefflich für eine novellistische Darstellung; die Idee des langen Zauberschlafes suchte dieser Schriftsteller also zu verwerthen und da er wußte, daß Bilder aus dem abenteuerlichen amerikanischen Kolonialleben auf das Publikum eine unwiderstehliche Zugkraft ausübten, so schuf er denn seinen Rip van Winkle, der im Grunde genommen nichts anderes ist, als der in die Katskills verpflanzte Peter Klauß. Auch Rip folgt einem ihm winkenden schweigsamen Manne in eine Höhle und sieht daselbst eine Anzahl Leute in antiker Kleidung mit dem Kegelspiel beschäftigt; er genießt das ihm angebotene berauschende Getränk, schläft ein und als er erwacht, sucht er nach seinem Hunde. In seinem heimathlichen Dorfe wird ihm dann erzählt, daß er zwanzig Jahre geschlafen habe. Als Rip die geheimnißvolle Höhle betrat, sah er einen Raben über die Felsen fliegen; als er erwachte und seinem Hunde rief, hörte er als Antwort die Stimme einiger Krähen.

Trotz dieser Uebereinstimmungen hat nun doch ein namhafter englischer Schriftsteller, irre geleitet durch die prachtvolle Schilderung der Katskill-Berge und des Lebens der holländischen Kolonisten daselbst, die Sage von

Rip van Winkle für eine amerikanische Originalsage gehalten.

Da in den alten Schlaf- und Schläferlegenden die Zahl Sieben sehr häufig vorkommt, so wittert Baring Gould darin einen alten Naturmythus, welcher die sieben Ruhemonate der Erde illustrire.

Die älteste Form der Siebenschläfer-Legende ist wohl die in syrischer Sprache von Jakob von Sarug verfaßte Darstellung. Nach derselben waren sieben aus vornehmen Familien stammende und dem Christenthum ergebene Jünglinge, in Folge der Verfolgungen des Decius, aus Ephesus geflohen, und hatten in einer Höhle des Berges Anchilus Zuflucht gefunden. Diese Höhle wurde späterhin vermauert, und als sie nach 200 Jahren wieder durch einen Zufall geöffnet wurde, gingen die Schläfer gesund und munter heraus, und sahen, daß nun überall das Kreuz als Siegeszeichen aufgepflanzt war. Diese Erzählung lieferte Kosegarten den Stoff zu einer gut geschriebenen Legende. Rückert gedenkt derselben in einem Gedichte, und auch Goethe, dem sie durch Rich's „Fundgruben des Orients“ bekannt war, verwerthete sie im „Buche des Paradieses“ seines westöstlichen Divans.

Schlafende Helden in Bergen, wie z. B. König Artus, die drei Stifter des Schweizerbundes, Ariovist, Holger Danske, Kaiser Rothbart, der Serbe Krajelvie Marko u. s. w., hat fast eine jede Nation aufzuweisen. Vernaleken erzählt von böhmischen und ungarischen Schläfern, die den Herbst und Winter in Schlangenhöhlen zubrachten. Eine indische Sage berichtet, daß einst König Raiwata zu Brahma gekommen sei, um sich betreffs der bevorstehenden Vermählung seiner Tochter Raths zu erholen; doch wurde

er von den Klängen eines himmlischen Liedes derart hingerissen, daß er Alles um sich her vergaß, und daß, als er wieder zu sich kam, inzwischen 20 Jahre verflossen waren. In dem chinesischen Romane „In-kiao-Li“ wird von zwei Jünglingen erzählt, welche Pfirsichbäume pflanzten, und dabei die Bekanntschaft zweier Frauen von bezaubernder Schönheit machten. Sie vermählten sich mit denselben, und zogen mit ihnen in die Berge. Als sie späterhin wieder in ihre Heimath zurückkehrten, fanden sie zu ihrem größten Erstaunen, daß aus den Pfirsichsteinen bereits hohe Bäume geworden waren, und daß sie sich 100 Jahre bei ihren Weibern aufgehalten hatten.

Der Cisstercienser-Mönch Felix war, wie Hagen in seinen „Gesammt-Abenteuern“ erzählt, einstens einem singenden Vogel gefolgt, und hatte dadurch die Wonnen des Paradieses geschaut. Erst nach dem Ablauf von 100 Jahren kehrte er wieder zurück.

Die Moral der hauptsächlichsten Schlaf-Legenden ist einfach die: dem Menschen verfliegt durch die Befriedigung seiner innigsten Wünsche die Zeit ungemein rasch, sodaß ihm 100 Jahre wie ein Tag vorkommen. Die schottischen Geiger ließen sich zur Betretung der mysteriösen Höhle durch ihren Geldedurst verleiten; den Schläfern von Ephesus verstrich die Zeit schnell, weil sie ungehindert ihre religiösen Bedürfnisse befriedigen konnten; den Tannhäuser ließ die Liebe die Flucht der Zeit vergessen; Raiwata, Ossian und der Mönch Felix huldigten dem Gesange und der Musik; Peter Klauß und Rip van Winkle aber führte das Löschen ihres Durstes zum Vergessen der Welt und der Zeit. Aus diesem Grunde haben denn auch die amerikanischen Schauspieler Jefferson und McCabe Irving's

Erzählung zum Vorwurfe von Temperenz-Dramen genommen, mit denen sie seit Jahren alle Städte der Vereinigten Staaten heimsuchen, und überall glänzende Geschäfte machen.

Reisen nach Paris und Dresden, sowie Kränklichkeit unterbrachen Irvings literarische Thätigkeit häufig; oft war er Wochen und Monate lang müßig, aber nicht zu seinem Schaden, da er nur den probaten Rath Goethes befolgte, nur dann zu schreiben, wenn er wirklich dazu aufgelegt war.

1824 erschienen seine „Tales of a Traveller", die nach seinen eigenen Ansichten die besten Erzeugnisse seiner Feder enthielten, und die auch bald in alle europäischen Kultursprachen übersetzt wurden. Nun gedachte Irving sich an ein wichtigeres Thema zu wagen; zuerst wollte er eine Biographie Washington's schreiben, dann aber entschloß er sich zur Abfassung einer Lebensgeschichte des Entdeckers Amerika's und siedelte, um dazu bequem die nöthigen Quellenstudien zu machen, im Februar 1826 nach Madrid über. Dort blieb er bis September 1829, eine Zeit, in der er wirklich eine fabelhafte Produktivität entfaltete, denn er verfaßte damals die Werke „The Alhambra", „The Conquest of Granada", „The Legends of the Conquest of Spain" und das Leben Columbus' und seiner Gefährten. Allem, was er berührte, verlieh er einen bezaubernden romantischen Anstrich, und seine Geschichtswerke lesen sich alle so angenehm, wie seine humoristischen Skizzen aus dem Leben der Holländer.

Ursprünglich beabsichtigte Irving einfach, die von Navarrete edirten historischen Dokumente, welche aus den Aufzeichnungen des Bischofs Las Casas und des Entdeckers

Amerikas bestanden, in das Englische zu übersetzen; da er jedoch noch außerdem reichhaltiges Material für die Seefahrten Columbus' und die spanische Kolonialgeschichte der neuen Welt in den Bibliotheken Madrid's vorfand, so beschloß er denn, dieses gesammte Material zu einem Geschichtswerke zu verarbeiten, und nicht nur die Bausteine zu einem solchen zu liefern. Diese Arbeit war 1828 druckfertig und Murray bezahlte ihm dafür das ansehnliche Honorar von 3500 Pfd. Sterling. Von der Volksausgabe, die er seinem liberalen Verleger zum Geschenke machte, setzte dieser in wenigen Monaten zehntausend Exemplare ab.

Die poetisch angehauchte Chronik von der Eroberung Granada's, die Coleridge für Irving's bestes Werk hält, brachte ihrem Verfasser 2000 Pfund ein, und währenddem derselbe sich so recht in seine spanischen Geschichtsstudien vertieft hatte, erhielt er zu seiner größten Ueberraschung aus Washington die Nachricht, daß er zum amerikanischen Gesandtschaftssekretär am englischen Hofe ernannt worden sei. Er nahm diese ihm ohne sein Mitwirken angetragene Stelle auch an, reiste nach London und überließ sein Projekt, eine Geschichte der Eroberung Mexiko's zu schreiben, dem jungen Prescott, der es bekanntlich in klassischer Weise ausführte.

Als er nach langjähriger Abwesenheit endlich nach Amerika zurückkehrte und sah, welch' gewaltige und erstaunliche Fortschritte sein Vaterland inzwischen gemacht hatte, bereiste er dasselbe nach allen Richtungen und hielt sich unter Anderem auch längere Zeit im Lande der Pawnees am Arkansasflusse, das bisher fast nur von Fallenstellern und Jägern besucht worden war, auf, und sammelte so den Stoff zu seinem Werk „A Tour on the Prairies“.

Da er seine Brüder Peter und Ebenezer und auch zahlreiche Nichten zu unterstützen hatte, so dachte er nie daran, sich eine eigene Familie zu gründen. Er wählte seinen „roost“ auf einer kleinen, bei Tarrytown am Hudson gelegenen Farm, nahe bei dem ihm aus seiner tollen Jugendzeit bekannten Sleepy Hollow, und nannte diesen Platz, auf dem sich ein in holländischem Stile erbautes Steinhaus befand, „Sunnyside“. Derselbe war ihm in zwiefacher Hinsicht bald die theuerste Stelle auf Erden; denn erstens erforderte es ungeheure Geldsummen, um ihn herzurichten, wie er ihn haben wollte, und zweitens verließ er sein geliebtes „Sunnyside“ nur höchst ungern; machte er wirklich einmal eine kleine Reise nach dem benachbarten New-York, so konnte er kaum die Zeit der Rückkehr erwarten.

Washington Irving war damals fünfzig Jahre alt; er war außerordentlich populär, und trotzdem er niemals in seinem Leben ein Parteipolitiker gewesen war, so stand ihm doch jede Ehrenstelle seines Landes offen. Großes Interesse nahm er an der Einführung eines internationalen Verlagsrechtes, aber durchaus nicht aus selbstsüchtigen Motiven, da seinen Schriften ja so wie so ein bedeutender und lohnender Absatz gesichert war. Er betrachtete vielmehr eine derartige Maßregel nöthig zur Hebung der jungen amerikanischen Literatur, denn die amerikanischen Verleger sagten einfach: Was sollen wir Geld für die Manuskripte einheimischer Autoren ausgeben, wenn wir ohne jede Vergütung die besten Werke der Engländer und anderer Ausländer nachdrucken dürfen?

Irving verfaßte damals noch folgende Werke: „Recollections of Abbotsford and Newstead Abbey“, „Astoria“,

„Captain Bonneville“, „Biography of Goldsmith“, „Mahomet and his Successors“ und „Wolfert's Roost“. An dem Werke über den alten Astor hatte sein Neffe Peter den Hauptantheil der Arbeit getragen. Irvings schwächstes Produkt ist unstreitig „Mahomet“. Großen Genuß bereitet hingegen dem Leser das Buch über den englischen Schriftsteller Goldsmith. Beide hatten Manches gemein; sie betrachteten das Leben stets von der gemüthlichsten Seite; auch besaßen beide die Schwachheit zu glauben, daß sie im Nothfalle der Welt durch ihr Flötenspiel nützen könnten.

1842 wurde Irving zu seinem und seiner Freunde Erstaunen plötzlich der Gesandschaftsposten am Hofe Spaniens angetragen. Als er diese Nachricht erhielt, war er gerade ernstlich an die Abfassung seines Werkes über Washington gegangen und es dauerte daher lange bei ihm, bis er zu dem Entschlusse kam, diese Stelle anzunehmen und nach Madrid zu reisen. Vier Jahre darauf kehrte er wieder wohlbehalten in sein geliebtes „Sunnyside“ zurück und starb daselbst am 28. November 1859.*)

Irving ist vorzugsweise ein Humorist, und seine historischen Schriften ließen sich, ohne seinem Ruhm und seiner Popularität zu schaden, entbehren. Das Skizzenbuch aber und Knickerbocker's Geschichte von New-York werden gelesen werden, so lange die Menschen überhaupt lesen. In letzterem Werke, um noch einmal darauf zurück zu kommen, wird uns die Geschichte der Holländer, von ihrer Abfahrt aus Amsterdam bis zum Untergange ihrer Herrschaft in Amerika auf das Anschaulichste beschrieben. Ihr Verkehr

---

*) Siehe „Washington Irving“. By C. D. Warner. Boston 1883. — Ad. Laun, W. Irving. 2 Bände. Berlin 1870.

mit den redseligen Indianern, des alten Stuyvesant Kriegszug gegen die rebellischen Schweden, auf dem unzählige Thonpfeifen zerbrochen wurden und an dem selbst die Herrscher im Himmelsgewölk zu ihrem Amusement theilnahmen und ähnliche Episoden, geben dem Verfasser die dankbarste Veranlassung zur Entfaltung seines herrlichen Talentes. Seine Hauptstärke liegt, wie bereits angedeutet, in der humorvollen und gemüthreichen Zeichnung des holländischen Koloniallebens in Amerika; Rip van Winkle und Ichabod Crane, der arme Schulmeister in Sleepy Hollow, sind Karakterschilderungen, die ihre Anziehungskraft nie verlieren werden. In diesem speziellen Genre steht Irving überhaupt nur ein Schriftsteller der Neuzeit, nämlich Fritz Reuter, ebenbürtig zur Seite; Charles Dickens erreicht ihn an manchen Stellen, entlehnt ihm aber auch gar manche Wendungen. Von keinem Schriftsteller fühlt sich der Leser gleich so sympathisch berührt, wie von Irving, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil der harmlose Humor desselben ungekünstelt und natürlich ist, und weil seine Karaktere frei und offen auftreten und nicht, wie z. B. bei Hawthorne, meistens in ein mysteriöses Dunkel gehüllt sind. Irving langweilt nirgends; der Ton seiner Schriften ist durchgängig rein und edel, ohne jedoch beständig, wie z. B. Cooper, an eine moralisch-christliche Predigt zu erinnern. In seinem Buche über Washington zeigt er uns den Helden der amerikanischen Nation, wie er wirklich war, und macht also nicht, wie so viele, mit aller Gewalt einen Heiligen aus ihm.

Der New-Yorker Verleger G. P. Putnam zahlte an Irving für das Verlagsrecht seiner sämmtlichen Schriften von 1848 bis 1859 über 88 000 Dollars Honorar; von

England bezog er in seinen letzten Lebensjahren verhältnißmäßig wenig, dafür aber ließ ihm Oxford den juristischen Doktortitel angedeihen, und vorher hatte man ihm eine von George IV. gestiftete goldene Medaille, als Auszeichnung für seine literarischen Verdienste, zuerkannt. —

James Kirke Paulding, der langjährige Freund Washington Irving's, theilt das Schicksal so vieler Novellisten; eine Zeitlang bilden ihre Werke gewissermaßen die Modeartikel des Lesepublikums, dann aber verstauben sie in den Bibliotheken und werden nur noch von dem Literarhistoriker zur Hand genommen. Paulding schrieb viel und schnell und nahm sich nur selten die Zeit zum ruhigen Schaffen; da seine Werke außerdem den Stempel ihrer Zeit stark an sich tragen und also nur für das zeitgenössische Publikum bestimmt waren, so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn sein Sohn und Biograph William J. Paulding im Jahre 1867 von nur wenigen Schriften des Vaters einen Wiederabdruck veranstaltete.

James Kirke Paulding wurde als der achte Sohn von William und Catharine Paulding am 22. August 1778 zu Great-Nine-Partners im Dutcheß County des Staates New-York geboren. Sein Vater, der ein eifriger Whig während der amerikanischen Unabhängigkeits-Bewegung war, und sich durch seinen opferfreudigen Patriotismus beinahe an den Bettelstab gebracht hatte, konnte seinen zahlreichen Kindern keine kostspielige Erziehung angedeihen lassen, und so wuchs denn auch James ohne gründliche Schulbildung heran; immerhin aber hatte er sich durch Privatlektüre solche Kenntnisse angeeignet, daß er eine ihm von seinem Bruder William in New-York verschaffte Schreiberstelle annehmen und ausfüllen konnte. Lange

hielt er jedoch in dieser Stelle nicht aus; er wurde mit Washington Irving bekannt, fing an für Zeitungen Prosa und Verse zu schreiben und ward ein hervorragendes Mitglied der jungen Taugenichtse von Cockloft Hall. Mit seinem Freunde Washington Irving gründete er die regelmäßig erscheinende Zeitschrift „Salmagundi“ oder „Old Sal“, wie sie sie gewöhnlich benamsten, in welcher sie die herrschenden Thorheiten wirksam verspotteten. Diese Zeitschrift wurde sogar von dem unternehmenden Galignani in Paris nachgedruckt; sie bezahlte sich und würde sich sicherlich Jahre lang gehalten haben, wenn der Verleger den Redakteuren den verlangten Antheil am Profite hätte zuwenden wollen.

1812 veröffentlichte Paulding die gegen England gerichtete, mehrfach nachgedruckte Satyre „The Diverting History of John Bull and Brother Jonathan“, in welcher er, wie überhaupt in vielen seiner Schriften, das egoistische und anmaßende Auftreten Englands gegen Amerika derb geißelte. Sein im folgenden Jahre erscheinender „Lay of the Scotch Fiddle“ parodirt die Schreibweise Walter Scott's, und läßt, wie das einmal seine Gewohnheit ist, bei jeder Gelegenheit wuchtige Seitenhiebe auf die Engländer fallen. Dieses aus fünf Gesängen nebst Einleitung und Anmerkungen bestehende Gedicht ist reich an herrlichen Naturbeschreibungen und praktischen Ideen; die Hauptaufgabe des Verfassers ist, die Engländer für ihre Zerstörung von Havre de Grace Spießruthen laufen zu lassen.

1815 erhielt Paulding eine Sekretärstelle im Marinedepartement zu Washington und siedelte nach dieser Stadt über. Es gefiel ihm aber daselbst nicht sonderlich, denn

er hatte nach eigenem Geständnis viel durch das Geklatsche arbeits- und lesefauler Frauen zu leiden. Trotzdem aber blieb er doch acht Jahre daselbst und wurde mit den leitenden Geistern der amerikanischen Politik bekannt und befreundet.

Als Frucht einer Reise, die er seiner Gesundheit wegen nach dem Süden unternahm, entstanden (1817) die beiden Bände „Letters from the South“, in welche er eine Anzahl Anekdoten, kurze Erzählungen und andere Dinge, die ihm gerade beim Schreiben in den Sinn kamen und die mit seiner Reise auch nicht im Entferntesten im Zusammenhang stehen, eingeschachtelt hat.

In seinem episch-didaktischen Gedichte „The Backwoodsmen“ (1818), welches eine an sehr losem Faden zusammengehaltene Geschichte amerikanischer Pioniere in Ohio enthält, will er hauptsächlich den künftigen Dichtern seines Landes den Beweis liefern, daß man, um dankbare Stoffe zu suchen, nicht in das Ausland zu gehen, auch nicht in längst entschwundene Zeiten zurück zu kehren brauche; man solle die Mären alter Zeit mit ihren Helden und Heldinnen fürstlichen Standes ruhig der verdienten Vergessenheit anheimgeben und nicht das Beispiel des verlorenen Sohnes nachahmen, der sich in der Fremde von Trähern kümmerlich ernährte, währenddem er doch zu Hause Alles in Hülle und Fülle genießen konnte. Es ist dies eine Idee, die bekanntlich späterhin Walt Whitman energisch verfocht und durch poetische Leistungen zu verwirklichen suchte.

Paulding's, von den damaligen Kritikern arg zerzauster „Hinterwäldler“ ist ein Farmer, dem es im Osten nicht recht glücken wollte, weshalb er denn seine Habseligkeiten auf einen Wagen packte, um im Westen billiges und

fruchtbares Land zu suchen. Eine Ansiedelung wird gegründet, sie blüht und gedeiht und überwindet den für solche Gedichte unumgänglich nöthigen Indianeraufstand siegreich. Die Sitten und Gebräuche der wilden Rothhäute sind anschaulich geschildert; die Hauptaufgabe dieses Epos aber ist, die Civilisation auf ihrem Gange nach dem Westen zu begleiten und zu verherrlichen.

1818 verheirathete sich Paulding mit Fräulein Kemble, der Tochter eines reichen New-Yorker Kaufmanns, was ihn aber durchaus nicht bewog, seiner Schreibseligkeit zu entsagen. Im Jahre darnach suchte er sogar eine neue Serie der Zeitschrift „Salmagundi" herauszugeben, brachte jedoch nicht über einen Band heraus; denn da sich die Mitglieder der alten Cockloft-Familie über Amerika und Europa zerstreut hatten und also auf ihre Mitarbeiterschaft nicht gerechnet werden konnte, so fehlte es der neuen Serie doch an dem attischen Salze der ersten.

In dem 1822 veröffentlichten zweibändigen Werke „A Sketch of Old England, by a New England Man" stellt Paulding Vergleiche zwischen Amerika und England an und zwar zu Ungunsten des letzteren, so daß wir uns durchaus nicht zu wundern brauchen, wenn diese literarische Leistung von einem englischen Kritiker ein Konglomerat radikaler Zeitungsartikel, vaterlandsverrätherischer Flugschriften und münchhausenmäßiger Verläumdungen genannt wurde.

Trotzdem sein Intimus Washington Irving mit Walter Scott auf sehr freundlichem Fuße stand, so konnte Paulding diesem Romanschriftsteller ebensowenig wie den politischen Agitationen Englands Geschmack abgewinnen und machte ihn daher öfters zur Zielscheibe seiner Satyre.

So verspottet er auch Scott's Schreibweise in dem Werke „Koningsmarke, the Long Finne“, einer an ergötzlichen Charakterschilderungen reichen Erzählung aus der amerikanischen Kolonialzeit. Da nach der Publikation dieses Werkes sein Schwiegervater starb und ein beträchtliches Vermögen hinterließ, so zog Paulding nun auf Wunsch seiner Gemahlin wieder nach New-York, wo ihm bald wieder ein Amt angetragen wurde, das er auch, da es eine Sinekure bildete, annahm und dann fleißig weiter schriftstellerte.

1825 veröffentlichte er „John Bull in America, or the New Munchhausen“, ein Werk, in dem er die in Amerika reisenden Engländer dem Gelächter des Publikums preiszugeben suchte. Dann folgte „The Merry Tales of the Three Wise Men of Gotham.“ Unter Gotham verstand er eine Stadt, welche nur als die Heimath dreier Philosophen bekannt war, sonst aber mit Bestimmtheit keinem Lande der Erde zugeschrieben werden konnte. Der erste Philosoph war der Sohn eines kinderreichen, aber geldarmen Vaters, welch' letzterer die Geheimnisse der politischen Oekonomie studirt hatte und zu der Ueberzeugung gekommen war, daß die moralische, religiöse, physische und politische Wohlfahrt der Gesellschaft nur auf der Ausnutzung der menschlichen Arbeitskraft beruhe; er schickte daher seine zahlreichen Kinder in die Baumwollenfabrik seines Ortes und ließ sie dort täglich 14 Stunden arbeiten, währenddem er seine Zeit mit Trinken und philosophischen Grübeleien hinbrachte. Dies Prinzip, nach welchem er sich von seinen Kindern ernähren ließ, nannte er produktive Arbeit.

Der zweite Philosoph war ein Märtyrer der Vernunft.

Er stammte ursprünglich aus einem Lande, in dem Jeder gelehrt genug war, Gesetze zu machen, aber Niemand genug Verstand besaß, sie erklären und auslegen zu können, weshalb denn die Gelehrten der Fremde mit dieser Aufgabe bedacht wurden. Dieselben schrieben nun innerhalb hundert Jahre einen drei Tausend Bände starken Commentar über jene Gesetze und darin fand ein Jeder die Auslegung, die er suchte und die ihm paßte, sodaß also die vollkommene Zufriedenheit hergestellt wurde.

Der dritte Philosoph war in einem Lande geboren, wo Jeder im Besitze aller Wissenschaften war, sodaß sich also die Leute nach Unwissenheit sehnten und die Kinder in Schulen schickten, wo man sich ihre Verdummung zur Aufgabe gemacht hatte, und wo man sie lehrte, bei wissenschaftlichen Vorträgen zu gähnen und einzuschlafen. Um dem angebornen Forschergeist nun neue Nahrung zu bieten, mußte unstreitig etwas Außerordentliches ersonnen werden und mit dieser Aufgabe wurde der dritte Weise von Gotham beauftragt. Man sagt, Paulding habe unter diesen drei Weisen drei Gelehrte seiner Zeit verspotten wollen; so habe er unter dem ersten den Schottländer Owen, den bekannten Sozialisten, und unter dem letzteren den Phrenologen Dr. Spurzheim gemeint — wie es dem auch nun sein mag, eine große Wirkung hat er mit diesem Buche nicht erzielt.

In „The New Mirror for Travellers“ (1828) geißelt er die Sitten und Trachten seiner Zeit. In den „Tales of the Good Woman“ (1829) und „Chronicles of the City of Gotham“ (1830) sind einige seiner besten Erzählungen, wie z. B. „Der Politiker“ und „Dispepsie“, enthalten. Ein von ihm für den Schauspieler James H. Hackett ver-

faßtes Drama wurde auf mehreren Bühnen England's und Amerika's unter verschiedenen Titeln erfolgreich aufgeführt, ist aber jetzt mit Recht gänzlich vergessen.

Als das populärste Werk Paulding's dürfte wohl die zweibändige Novelle „The Dutchmans Fireside“ (1831) angesehen werden; dieselbe bildet ein Seitenstück zu Irving's Knickerbocker-Geschichte und wurde in das Französische und Holländische übertragen. Auch die Emigrantenerzählung „Westward Ho“ (1852) wurde ihrer Zeit viel gelesen. Das vom reinsten Patriotismus diktirte Werk „A Life of Washington“ (1835—36, 2 Bde.), ist frei von allem in derartigen Biographien üblichen Bombast und Verhimmelung seines Helden; es ist in kräftigem, markigem Stil verfaßt und durch eingestreute wirksame Anekdoten zu einer anziehenden Lektüre gemacht. Das Werkchen „Slavery in the United States“, hätte Paulding am besten ungeschrieben gelassen, denn er redet darin der Negersklaverei, in der er durchaus kein soziales Uebel sieht, ganz offen das Wort. "The Book of Saint Nicholas“ ist eine für den Weihnachtstisch bestimmte, im Uebrigen werthlose Schrift des schreiblustigen Paulding.

1838 übernahm Paulding auf Veranlassung des damaligen Präsidenten Van Buren die Stelle als Marine-Sekretär in Washington und siedelte abermals nach jener Stadt über. Seine in diesem Jahre veröffentlichten Märchen gingen spurlos vorüber. Trotzdem es ihm in seiner neuen, an unangenehmen Arbeiten reichen Stellung durchaus nicht gefiel, so blieb er doch gegen vier Jahre in derselben und kaufte sich dann ein Haus zu Hyde Park am Hudson, woselbst er den Rest seines Lebens zubrachte. An Novellen veröffentlichte er noch „The Old

Continental“ (1846) und „The Puritan and his Daughter“ (1849); letztere, in welcher die Ansicht, daß Jemand trotz seiner besten Absichten Andere unglücklich machen könne, illustrirt wird, dürfte wohl als das reifste und am sorgfältigsten gearbeitete Produkt seines Alters bezeichnet werden. Nach diesen Publikationen schrieb Paulding hauptsächlich nur noch politische Artikel für Zeitungen. Er starb am 6. April 1860, also kurze Zeit nach dem Tode seines Freundes Washington Irving. Seinen Ruhm hatte er bereits überlebt.



William Cullen Bryant.

Die Vorfahren des Nestors der amerikanischen Poesie und Journalistik gehörten zu denjenigen Passagieren, welche das berühmte Schiff „Mayflower“ im Jahre 1640 nach der neuen Welt brachte. Es befanden sich darunter mehrere Personen, die in England eine klassische Erziehung genossen und sich an den Dichtungen Spensers und des damals im Anfange seiner Schaffungskraft stehenden Milton erquickt hatten; aber hier in Amerika brachten ihnen die Verhältnisse gleich die Idee bei, daß dergleichen Studien zu nichts führten, und daß man, wenn man existiren wolle, vor allen Dingen zur Axt und zur Hacke greifen müsse. Um Gedichte zu lesen, gab es keine Zeit mehr; viel weniger noch konnte man daran denken, selber einige zu schreiben. Wer das Bedürfniß hatte, in seinen Mußestunden in poetischen Genüssen zu schwelgen, konnte sich ja leicht Bücher von England importiren, wo sie sicherlich besser und billiger hergestellt werden konnten, als in den amerikanischen Kolonien. Auch darf außerdem nicht außer Acht gelassen werden, daß der damalige Einfluß der Puritaner durch-

aus nicht dazu angethan war, irgend einem schöngeistigen Streben Vorschub zu leisten; jene glaubten an ihrer Bibel einen Schatz zu haben, der allen Bedürfnissen des menschlichen Herzens entspräche und theilten daher auch die darin vertretene Geringschätzung der Natur und der Menschheit.

Aber die Liebe zur Dichtkunst schlummerte im Herzen der angelsächsischen Rasse und konnte nur für einen bestimmten, durch allerlei Verhältnisse bedingten Zeitraum am Erwachen verhindert werden. Und Derjenige, der das Dornröschen aus seinem Schlafe mit einer gewaltigen That erweckte, war William Cullen Bryant, der mit seiner unvergleichlichen Schöpfung „Thanatopsis" das Zeichen gab, daß nun endlich am amerikanischen Himmel ein Dichterstern erster Größe erschienen sei.

Er wurde am 3. November 1794 in dem Städtchen Cunnington in Massachusetts geboren. Sein Vater, ein tüchtiger Arzt und außerdem ein Mann von umfassender literarischer Bildung, geläutertem Geschmack und gesundem Urtheil, bemerkte mit großer Freude die poetische Anlage seines Sohnes; er kritisirte liebevoll dessen erste dichterische Versuche und ermunterte ihn wie einst Pope's Vater, zur weiteren Pflege seines Talentes. Dadurch legte er den Grund zu dem edlen klassischen Stile, welcher den späteren Produktionen William's so hohen Werth verlieh. Seinem Vater verdankt er auch die Vorliebe für die Natur und das gemüthvolle Versenken in das Leben derselben.

Das häusliche Leben der Eltern William's war einfach in jeder Hinsicht; Bedürfnisse, wie sie der Lauf der Zeit in amerikanische Familien einführte, und die jetzt von Tag zu Tag greller werdenden sozialen Unterschiede, waren

damals noch unbekannte Begriffe. Man beurtheilte die Menschen noch ausschließlich nach ihrem inneren Werthe und nicht nach Reichthum und Lebensstellung. Religiöse Uebungen bildeten einen Theil der regelmäßigen Tagesbeschäftigung; man fing den neuen Tag mit Beten an und schloß ihn auch damit; man betete bei Tische und las in den Mußestunden die Bibel oder die Watts'schen Hymnen. Den ersten Unterricht erhielten die Kinder noch durch die Mutter; denn die Zeit der Hausfrauen war damals noch nicht hauptsächlich von Theevisiten, Pflichten der Mode und zwecklosen Spaziergängen in Anspruch genommen und erlaubte es noch, Kleider zu flicken, Strümpfe zu stricken und der heranwachsenden Jugend Lebensart beizubringen.

Der alte Dr. Bryant hielt seinen Beruf für den erhabensten auf der Welt und hätte daher auch gerne den jungen William als seinen dereinstigen Nachfolger gesehen. Die Vornamen William Cullen wählte er deshalb für ihn, weil der schottische Mediziner William Cullen bei ihm in der größten Hochachtung stand.

Doch sein Söhnchen war von schwächlichem Körperbau und außerdem auch noch mit einem Kopfe von unförmlicher Größe behaftet, weshalb sich William denselben jeden Morgen von zwei Studenten seines Vaters in frisches Quellwasser tauchen lassen mußte. Das Wachsthum seines übrigen Körpers glich übrigens bald den unangenehmen Abstand aus.

Da der alte Bryant lebhaft Antheil an der Politik nahm und keine Gelegenheit vorübergehen ließ, bei der er ein politisches Gespräch anknüpfen konnte, so braucht es

uns nicht Wunder zu nehmen, daß sich auch sein Sohn frühzeitig ein Urtheil über die amerikanische Republik und ihre Repräsentanten anmaßte. Ja, schon in seinem 14. Jahre ließ er ein in gereimten Pentamentern verfaßtes Gedicht gegen den damaligen Präsidenten Jefferson, dessen Handelspolitik der Bryant'schen Umgebung sehr anstößig war, erscheinen. Dasselbe wurde als Broschüre von zwölf Seiten, auf grobes Papier gedruckt, und trug folgenden Titel:

The Embargo,
Or Sketches of the Times.
A Satire.
By a Youth of Thirteen.
Boston.
Printed for the Purchasers.
1808.

Die Sprache darin war sehr kühn; Jefferson wurde „a poor servile thing“ genannt und an seiner Administration kein gutes Haar gelassen. Doch jenes Schriftchen fand Beifall und erschien sogar bald in einer zweiten Auflage, welche, da man die Autorschaft inzwischen angezweifelt hatte, den vollen Namen des Verfassers auf dem Titelblatte trug. Auch gab er dieser Ausgabe noch mehrere andere seiner inzwischen in Zeitungen veröffentlichten Gedichte, wie „Spanish Revolution“ u. s. w., bei; von denselben hat er übrigens kein einziges späterhin in seine gesammelten Gedichte aufgenommen.

Als der junge Bryant in seinem 16. Jahre Williams College bezog, hatte er bereits einen Ruf als Dichter; aber seinen Mitschülern gegenüber erwähnte er die Kinder seiner Muße niemals. Während seines Aufenthaltes in Williamstown streifte er fleißig in den Bergen von Berk-

shire umher, ohne jedoch das Studium der Klassiker dadurch zu vernachlässigen.

Er blieb übrigens nur sehr kurze Zeit auf jenem College. Seine Absicht war, nach Yale zu gehen, um Jurisprudenz zu studieren; aber da ihm dies die Kasse seines Vaters nicht erlaubte, so mußte er sich nothgedrungen privatim für den Advokatenstand vorbereiten lassen. Doch er machte es dabei nicht, wie der berühmte Sir William Blackstone, der beim Anfange seiner Rechtsstudien sein nicht unbedeutendes poetisches Talent unterdrückte, sondern er betrachtete das seinige als ein Mittel, das ihm die freien Stunden erheitern und ihn gegen das geistige Versauern schützen sollte.

Nun fand sein Vater eines Tages zufällig das Gedicht „Thanatopsis“ in der Schublade seines Sohnes und zeigte es einer Freundin, die ob des Inhalts Thränen der Rührung vergoß. Es verdiente gedruckt zu werden, das war klar; aber wo? Für ein Winkelblättchen war es doch zu gut; auch wäre es in einem solchen leicht unbeachtet geblieben. Er sandte es daher der „North American Review“ ein, die in Boston erschien und von einer Anzahl junger Leute herausgegeben ward, welche sich den Titel „North American Klub“ beigelegt hatten. Die Redaktion lag in den Händen von Richard A. Dana und Edward T. Channing. Als dieselben jenes Gedicht, das in der damaligen Fassung 49 Zeilen statt der jetzigen 81 enthielt, sorgfältig durchgelesen hatten, war jeder der Ansicht, daß es nicht von einem amerikanischen Dichter herrühre, denn solche Sprache und Ideen hatte man bis jetzt in der neuen Welt nicht gefunden.

„Thanatopsis“ erschien in der Novembernummer 1816

und erregte das gerechteste Aufsehen. Als Dana hörte, Bryant sei Mitglied des Senates von Massachusetts, eilte er eines Tages von Cambridge nach Boston und suchte ihn auf, aber eine kurze Konversation überzeugte ihn bald, daß der alte Doktor der gesuchte Verfasser nicht sei und als er nun bald darauf mit dem wahren Dichter zusammentraf und dessen Karakter und Anschauungen kennen lernte, schloß er mit ihm einen Freundschaftsbund, der bis in den Tod dauerte.

Bryant ward nun Mitarbeiter jener Zeitschrift und dem Einflusse Dana's hatte er es auch zu verdanken, daß er im Jahre 1821 vor der Phi-Beta-Kappa-Gesellschaft des Harvard College sein Gedicht „The Ages“ rezitiren konnte. In demselben Jahre gab er auch ein 44 Seiten starkes Bändchen Gedichte zu Cambridge in den Druck.

Als Bryant seine Studien in Bridgewater vollendet hatte, wurde er nach bestandenem Examen zur Rechtspraxis zugelassen. Er praktizirte ein Jahr als Advokat in Plainfield und siedelte dann nach Great Barrington in der Grafschaft Berkshire über, woselbst er als Stadtschreiber und Friedensrichter thätig war. Im Jahre 1821 verheiratete er sich mit Frances Fairchild daselbst. Den Anfang der amerikanischen Literatur datirte er von jenem Jahre, denn trotzdem vorher schon Trumbull's „McFingal“, Dwight's „Conquest of Canaan“ und Barlows "Hasty Pudding“ erschienen waren und man besonders ersterem Werke einen gewissen literarischen Werth nicht absprechen kann, so hatten dieselben im Allgemeinen doch nur eine vorübergehende Bedeutung. Das Jahr 1821 aber sah die Herausgabe von Cooper's „Spy“, Irving's „Sketch Book“ und von der ersten Gedichtsammlung Bryant's.

Als das Gedicht „The Ages" erschien, brachte der „New-York American", eine Zeitschrift, die von Charles King, dem späteren Präsidenten von Columbia College, redigirt wurde, eine äußerst günstige Kritik desselben, welche der Feder von Gulian C. Verplanck, einem geistreichen, hauptsächlich durch seine politische Satire „The Bucktail Bards" bekannten New-Yorker entstammte. Dieser und Herr Sedgwick verschafften nun Bryant eine Stelle als Mitredakteur der projektirten Zeitschrift „New-York Review and Athenaeum Magazine" und im Winter 1824 legte dieser seine Gesetzbücher bei Seite, übergab seine Akten einem Kollegen und schickte sich an, sobald wie möglich New-York zu erreichen.

In der Knickerbockerstadt, die damals ungefähr 180,000 Einwohner zählte, fand er einen recht angenehmen Kreis von wahlverwandten Geistern vor, die im Hause der Novellistin Sedgwick ihre regelmäßigen Zusammenkünfte abhielten.

Bryant's Absicht war nun, sich ausschließlich journalistischer Beschäftigung zu widmen. Aber jene Zeitschrift konnte sich, trotzdem darin ausgezeichnete Arbeiten zum Abdruck kamen, doch nicht über Wasser halten, und da andere ähnliche Unternehmungen ebenfalls fehlschlugen, so nahm er 1826 eine Stelle als Mitredakteur an der „Evening Post" an.

Als im Jahre 1829 Herr Coleman, der Hauptredakteur jenes Blattes starb, erhielt Bryant seine Stelle. Als Journalist zeichnete sich Bryant hauptsächlich durch seine energische und consequente Freihandelspolitik aus; außerdem bekämpfte er die Sklaverei, die er auf einer Reise durch den Süden aus eigener Anschauung kennen lernte und

verfocht das Prinzip der Staatenrechte auch dann, wenn die strikte Ausübung derselben seine Ideen durchkreuzt hätte. Ein politischer Parteigänger war er niemals und nach Aemter und Ehren hat er nie gestrebt. Er vertrat Prinzipien, nie aber Parteien. Auch übte niemals der Name einer politischen Fraktion den geringsten Reiz auf ihn aus. Sobald er sah, daß sich die Partei, der er am nächsten stand, von ihrer ursprünglichen Plattform, mit der sie gesiegt hatte, trennte, schnitt er augenblicklich das Tischtuch zwischen sich und ihr entzwei. So war er auch vor Beginn des großen Bürgerkrieges einer der ersten, der öffentlich unerschrocken erklärte, daß sich die damals dominirende demokratische Partei mit Unrecht demokratisch nannte, da sie sich ziemlich offen für Beibehaltung der Sklaverei aussprach.

Er wurde somit einer der Gründer der republikanischen Fraktion. Und ebenso schnell sah er auch nach Beendigung des unheilvollen Krieges ein, daß die siegreiche Partei nicht mehr von ihren alten Verdiensten zehren könne und daß sie, wenn sie die herrschende bleiben wolle, den Forderungen der Neuzeit Rechnung tragen müsse. Das Motto seiner politischen Thätigkeit war: Freiheit, Ehrlichkeit und Gerechtigkeit.

Seine Leitartikel zeichneten sich durch edlen Styl und einfache Sprache aus und nichts berührte ihn unangenehmer, als wenn ihm eine Arbeit zum Drucke vorgelegt wurde, in welcher sich der Verfasser unnöthiger Weise Wörter romanischen Ursprungs bedient hatte.

In den Jahren 1827—30 gab Bryant mit Verplank und R. C. Sands den literarischen Almanach „Talisman“ heraus und schrieb auch während dieser Zeit

zwei Erzählungen, die jedoch bald der Vergessenheit anheim fielen.

1832 veröffentlichte er eine größere Auswahl seiner Gedichte, welcher die Ehre widerfuhr, daß sie in England nachgedruckt wurde. Damals war nämlich Washington Irving Sekretär der amerikanischen Gesandtschaft in London und da Verplank mit demselben sehr befreundet war, so schickte er] ihm ein Exemplar jener Gedichte mit dem Ersuchen, in England einen Verleger dafür zu gewinnen. Irving steckte das Bändchen in die Tasche und ging damit natürlich zuerst zu Murray, der bekanntlich immer zu literarischen Unternehmungen bereit war, auch wenn er nur den geringsten Erfolg dabei voraussah. Er sah sich das Werk an, blätterte darin herum, las hier und da einige Zeilen und reichte es dann Irving mit der Bemerkung zurück: „Gedichte verkaufen sich jetzt nicht.“

Mißmuthig verließ Irving das Lokal und trat auf seinem Heimwege aufs Geradewohl in die Buchhandlung eines gewissen Andreas und offerirte ihm Bryant's Gedichte. Derselbe besah sie sich ebenfalls und erklärte sich zur Uebernahme des Verlags bereit, wenn Irving seinen Namen als Herausgeber auf das Titelblatt setzen wolle. Derselbe war damit einverstanden und ging nun vergnügt nach Hause. Einige Tage darauf erschien der Verleger bei Irving und erklärte stürmisch: „Mein ganzes Geschäft ist ruinirt, wenn ich diese Gedichte drucke! Sehen Sie nur hier die Stelle in dem „Song of Marion's Men“: „The British Soldier trembles“; dies muß unbedingt geändert werden!“ — Irving, der kaum das Lachen unterdrücken konnte, ersetzte nun jene den englischen Patriotismus verletzende Stelle durch „The foeman trembles in his

camp“ und brachte auch noch in einem anderen Gedichte eine unbedeutende „Verbesserung“ an. So erschien dann das Werk und ward von der tonangebenden Presse Englands sehr günstig beurtheilt.

Bryant's Mitredakteur an der „Evening Post“ war der stürmische Freihandelsmann William Leggett, der Alles, was er einmal für richtig erkannt hatte, mit leidenschaftlicher Heftigkeit vertheidigte. Da er übrigens sonst sehr zuverlässig war, so überließ ihm Bryant, als er im Jahre 1834 nach Europa ging, die selbstständige Leitung des Blattes.

Bryant's Absicht war damals, sich mehrere Jahre in Europa aufzuhalten, alle Hauptstädte zu besuchen, literarischen Studien obzuliegen und die Erziehung seiner Kinder zu überwachen.

Nachdem er zwei Jahre umher gereist war, hörte er, daß Leggett gefährlich erkrankt sei. Er eilte schnell nach Hause und kam noch gerade zur rechten Zeit an, um die Zeitung von dem ihr drohenden Untergange retten zu können.

1845 bereiste er Europa zum zweiten, 1849 zum dritten und 1857 und 58 zum letzten Male. Die Reiseberichte, die er unter dem Titel „Letters of a Traveller“ in seiner Zeitung publizirte, gab er später im Putnam'schen Verlage in zwei Bänden heraus, von denen der erste den Titel „Letters of a Traveller“ und der andere „Letters from the East“ führte.

Sein Ruf und Einfluß wuchs von Jahr zu Jahr. Bei öffentlichen Angelegenheiten sprach er stets das rechte Wort. Seine Erscheinung ließ einen unvergeßlichen Eindruck zurück; er war von Statur klein, doch sehr rüstig

und gewandt. Ueber sein tägliches Leben gab er 1871 einem Freunde folgenden Bericht:

„Ich versprach Ihnen vor einiger Zeit einen Bericht über meine Lebensgewohnheiten, wenigstens so weit es Diät, körperliche Uebungen und Beschäftigung anbelangt, zu liefern. Ich glaube zwar nicht, daß Ihnen dies etwas nützen wird; aber das System, welches ich seit vielen Jahren befolgt habe, entspricht ganz meinem Zwecke. Ich habe ein ziemlich hohes Alter erreicht, ohne die Schwächen desselben zu besitzen. Wie weit dies nun meiner vor langer Zeit adoptirten Lebensweise zuzuschreiben ist, kann wohl nicht mit Bestimmtheit angegeben werden.

Ich stehe frühe auf; während des Winters um halb sechs Uhr und Sommers eine halbe, mitunter auch eine ganze Stunde früher. Gleich darauf mache ich, sehr leicht bekleidet, eine Reihe körperlicher Uebungen durch, deren Zweck es ist, die Brust auszudehnen und alle Muskeln in Bewegung zu setzen. Nach diesen Uebungen, die mich ungefähr eine Stunde in Anspruch nehmen, bade ich mich von Kopf bis zu Fuß. Darnach nehme ich ein einfaches Frühstück ein. Dasselbe besteht aus Maisbrei und Milch, oder im Falle ich ersteren nicht bekommen kann, aus Braunbrod, Hafer- oder Weizengrütze und gebratenen süßen Aepfeln; Buchweizenkuchen oder irgend ein anderes vegetabilisches Gericht weise ich auch nicht zurück; Fleischspeisen genieße ich zur Frühstückszeit nie. Thee und Kaffee rühre ich zu keiner Zeit an; zuweilen trinke ich eine Tasse Chocolade.

Nach dem Frühstück studire ich eine Zeitlang, gehe dann, wenn ich gerade in der Stadt wohne, nach dem drei Meilen entfernten Bureau der „Evening Post“ und

begebe mich nach drei Stunden wieder in meine Wohnung zurück. Diese Wege mache ich stets zu Fuß, wie auch immer das Wetter sein möge.

Während meines Aufenthaltes auf dem Lande beschäftige ich mich mit literarischen Studien; sobald ich jedoch Müdigkeit verspüre, gehe ich in die frische Luft. Ich spaziere alsdann entweder auf meiner Farm umher oder pfropfe Bäume im Garten u. s. w. Ich fahre sehr selten aus, weil ich meistens lieber gehe.

Auf dem Lande nehme ich mein Mittagessen stets früher als in der Stadt ein und genieße dabei auch etwas Fleisch; der Haupttheil jener Mahlzeit besteht jedoch aus Gemüse. Am Abende esse ich Brod mit Butter und etwas Obst, wenn es zu haben ist. In der Stadt nehme ich nur zwei Mahlzeiten ein. Obst kann ich beinahe zu jeder Stunde des Tages genießen, ohne daß ich mich darauf unbehaglich fühle. Mein Getränk ist Wasser und höchst selten trinke ich ein Glas Wein. So bin ich denn ein natürlicher Abstinenzler, denn der Wein macht mich nur konfus, wo er mich stärken sollte. Mit dem Tabak habe ich nur dann etwas zu schaffen, wenn ich gegen den Gebrauch desselben losziehe.

Damit ich Morgens früh aufstehen kann, muß ich mich natürlich Abends zeitig in's Bett begeben; dies geschieht in der Stadt um zehn Uhr und auf dem Lande noch früher. Seit vielen Jahren habe ich mich des Abends einer jeden literarischen Arbeit, sogar des Briefschreibens enthalten, denn eine derartige Beschäftigung regt die Nerven auf und verhindert einen gesunden Schlaf.

Mein Bruder sagte mir vor Kurzem, daß er in einigen westlichen Blättern gelesen, ich habe die Gewohn-

heit, als Stimulanz Chinin zu gebrauchen und habe unter dem Einflusse desselben meine Verse geschrieben; auch sei ich infolgedessen so taub wie ein Laternenpfahl geworden. Daß Letzteres nicht wahr ist, wissen Sie, und das Andere ist ebenfalls erlogen. Ich verabscheue Stimulanzen und meide sorgfältig ein jedes Mittel, das die Natur zu außerordentlichen Leistungen antreibt. Selbst bei meinen Speisen enthalte ich mich der Gewürze, wie Pfeffer u. s. w."

Die Sommerwohnung Bryant's befand sich zu Roslyn auf Long Island. Es ist dies ein geräumiges, von dem Quäker Richard Kirk erbautes Haus, das am Fuße eines waldigen Hügels steht. Den in der Nähe wohnenden Landleuten erbaute Bryant einst eine Halle; doch als dieselben bei der Einweihung, welche Dr. Bellows leitete, verlangten, sie solle „Bryant's Hall" getauft werden, protestirte er energisch dagegen und sagte, sie solle einfach „Halle" heißen. Unter diesem Namen ist sie denn auch seither bekannt.

Walter Scott erzählt, daß, wenn man dem verbissenen Dean Swift gegenüber von einem „tüchtigen, alten Manne" gesprochen, er gewöhnlich ärgerlich erwidert habe, ein solcher Mensch existire nicht; denn wenn es jemals einen Menschen gegeben habe, dessen geistige Anlagen in der Jugend einen Heller werth gewesen seien, so hätte sich die halbe Welt vereinigt, um sie im Keime zu ersticken. Bryant jedoch, sowie zahlreiche andere Amerikaner, wie R. H. Dana, Carey, Longfellow u. s. w. liefern den Beweis des Gegentheils. Je älter Bryant wurde, desto mehr wurde er der Liebling seines Volkes und desto häufiger wurde er mit Zeichen der Hochachtung überschüttet. Sein 80. Geburtstag war gewissermaßen ein nationaler Feiertag. Seine

Verehrer überreichten ihm damals eine prachtvolle silberne Vase, bei welcher Gelegenheit er auf die Ansprache Dr. Osgood's unter Anderem Folgendes erwiderte:*)

„Meine Freunde! Wir Schriftsteller erfreuen uns nur eines kurzen Ruhmes; eine Generation treibt die andere von der Bühne; selbst die Sprache, in welcher wir schreiben, veraltet allmälig und man liest uns nicht mehr; aber ein Kunstwerk wie diese Vase bleibt immer schön und wird immer bewundert werden. Die Zeit hat keinen Einfluß auf ihren Reiz. Später wird vielleicht Jemand sagen: ‚Diese schöne Vase wurde zu Ehren eines gewissen amerikanischen Dichters geschaffen, dessen Namen sie trägt, aber dessen Verse vergessen sind. Es ist erstaunlich, daß man sich so viele Mühe gegeben hat, das Leben und die Schriften eines Mannes zu verherrlichen, welche doch jetzt so unbekannt sind‘. So, ihr Herren Künstler, bin ich euch zu Danke verpflichtet, daß mein Name meine Werke überlebt!"

Bryant drückte sich überhaupt stets äußerst bescheiden über seine Leistungen aus. Eine jede Popularitätssucht, wie sie den neueren amerikanischen Dichtern, besonders Bayard Taylor und Longfellow eigen, war ihm gänzlich fremd.

In persönlichem Umgange war er wortkarg und zurückhaltend; er war auch in dieser Hinsicht ein ächter Amerikaner, der nie sein Herz auf der Zunge trägt. Wie in seinen Gedichten, so war ihm auch in seinem öffentlichen und privaten Leben die Heuchelei verhaßt; niemals handelte er gegen seine bessere Ueberzeugung.

Dr. Johnsons's Wort „Slow riseth worth by poverty

---

*) Siehe die Schrift: „To William Cullen Bryant, at Eighty Years, from his Friends and Countrymen. New-York 1876."

depressed“ findet auf ihn keine Anwendung; Noth und Armuth kannte er nur dem Namen nach und mit seinen poetischen Erzeugnissen eroberte er sich gleich im Anfange seines Schaffens die Herzen des Publikums.

Während seines langen Lebens beschäftigte er sich mit großer Vorliebe mit klassischer Literatur und Mythologie. Homer war sein Liebling, den er auch in's Englische übertrug (1870—71). Seine Anthologie „Library of Poetry and Song“ fand eine ganz außerordentliche Verbreitung. Seine gesammelten Reden erschienen 1873 in New-York.

Als Bryant am 29. Mai 1878, einem sehr heißen Tage, bei der Enthüllung der Büste Mazzini's im Central-Park die offizielle Rede gehalten hatte, war er sichtlich sehr erschöpft; die Sonne hatte ihm während der ganzen Zeit auf den Kopf geschienen und er hatte es nicht geduldet, daß man einen Schirm über ihn hielt. Doch er gab nicht zu, müde oder erschöpft zu sein und nahm die Einladung des General Wilson, in dessen Hause einige Erfrischungen einzunehmen, an.*) Man gab ihm das Geleite nach der in der 74. Straße New-Yorks befindlichen Wohnung des Generals und währenddem letzterer die Thüre aufschloß, brach Bryant zusammen und ward darauf bewußtlos in das Haus getragen. Frau Wilson wusch ihm den Kopf mit Eiswasser, wonach er wieder zu sich kam und klagend rief: „Mein Kopf, mein Kopf! Ich bin nicht wohl!“ Doch er lehnte jede weitere Hilfe ab und wurde alsdann nach seiner New-Yorker Wohnung gebracht. Dort ange-

*) Siehe „Bryant and his Friends“. By J. G. Wilson. New-York 1886. — Bigelow's Werk über Bryant (Boston 1890) konnte hier nicht mehr benützt werden.

kommen, sah er das Haus und die Straße verwundert an und fragte: „Wessen Haus ist dies? In welcher Straße sind wir?"

Man sandte schnell nach einem Arzte, aber Bryant kam nur selten noch auf Augenblicke zum Bewußtsein.

Er starb am 12. Juni um halb sechs Uhr Morgens; zwei Tage darauf wurde er begraben. Die ganze Nation trauerte. Zum Trauergottesdienste in der „All Soul's Church" hatten sich Abgeordnete zahlreicher Gesellschaften eingefunden; Dr. Bellows hielt die Leichenrede. Am Nachmittage desselben Tages wurde der Sarg auf einem Spezialzuge nach Roslyn gebracht und in der dortigen Familiengruft beigesetzt.

Bryant war im Kongregationalismus Neuenglands erzogen und war ein Verehrer der christlichen Religion, aber nicht derjenigen, die hauptsächlich auf dogmatischen Silbenstechereien beruht.

In New-York besuchte er Anfangs die kleine Unitarierkirche an der Chambers Straße, woselbst William Ware, der Verfasser der „Briefe von Palmyra", predigte. Dann trat er der sogenannten „Zweiten Kirche" bei, in der Dr. Dewey und Samuel Osgood predigten und i. J. 1863 ging er wieder zu seiner alten Unitarierkirche, die nun „All Soul's Church" hieß, zurück.*)

Bryant lebte 16 Jahre weniger als ein Jahrhundert und ein solches Leben ist sicherlich voll der wichtigsten Erfahrungen und Erlebnisse. Als er geboren ward, tobte in Frankreich die Revolution; in seiner Jugend verfolgte

*) Dr. Brunnemann macht in seiner „Geschichte der amerikanischen Literatur" Bryant zum Katholiken!

er aufmerksam die siegreiche Laufbahn Napoleons. Die Konstitution der Vereinigten Staaten wurde nur wenige Jahre vor seiner Geburt geschaffen.

Er sah die politischen Parteien seines Landes siegen und fallen und identificirte sich nur dann mit einer derselben, wenn er Grund zu dem Glauben hatte, daß sie die wahre Freiheit förderte.

Als er sein Gedicht „Thanatopsis“ schrieb, waren Longfellow und Whittier noch Schulknaben.

Bryant starb im Juni und somit wurde ihm auch der Wunsch erfüllt, den er in einem seiner ersteren Gedichte ausdrückte:

„I gazed upon the glorius sky
And the green mountains round;
And thought that when I came to lie
At rest within the ground,
It were pleasant, that in *flowery June*,
When brooks send up a cheerful tune,
And groves a joyous sound,
The sexton's hand, my grave to make,
The rich, green mountain turf should break.“

Wenn Humboldt erklärt und als hauptsächlichstes Resultat seiner Forschungen hinstellt, daß die Natur kein todtes Aggregat, sondern Einheit in der Mannigfaltigkeit sei, so drückt er damit einen Gedanken aus, der uns aus jeder poetischen Schöpfung Bryant's entgegen strahlt. Und weil Bryant vorzugsweise Dichter der Natur ist, so ist ihm auch eine jede Sentimentalität fremd; ja, wir können ruhig sagen, ein jedes tiefere, aufregende Gefühl widerstrebt seiner inneren Natur. Die Gefühle beherrschen ihn

nicht, sondern er sie und das krankhafte, in der modernen Lyrik so häufig kultivirte Kokettiren mit meistentheils erkünstelten Erregungen und Seelenschmerzen, ist ihm im Grund der Seele verhaßt. Bryant holt auch seine Stoffe nicht aus dem grauen Alterthume, sondern stets unmittelbar aus der ihn umgebenden Natur. Auch versenkt er sich nie in dieselbe mit der Absicht, ihr poetische Gedanken zu entlocken, sondern er verhält sich ihr gegenüber mehr passiv und läßt sie ruhig auf seine Seele wirken. Wäre das Gegentheil der Fall, so wäre er sicherlich in dieser Hinsicht produktiver gewesen.

Dadurch aber haben seine Gedichte auch noch einen andern Vorzug erhalten: Die Gedanken sind nie zu unnöthiger Breite ausgesponnen. Daß seine Gedichte fast ausschließlich didaktischen Karakters sind, ergibt sich nach dem Gesagten von selbst; der Liebe widmet er nur selten ein Lied und dem Weine nie. Leben, Tod, Natur und Freiheit sind die einzigen Themen, die er besingt und auch würdig zu besingen weiß.

Wie nicht als Journalist, so verstand er es auch nicht als Poet, Gefühle und Ansichten zu heucheln, die seinem Innern fremd waren; immer gibt er sich, wie er wirklich ist. Seine hauptsächlichsten Gedichte sind in sogenannten Blankversen abgefaßt, also in einem Metrum, das nicht durch äußere Vorzüge besticht und in dem daher auch nur der ächte Dichter etwas Tüchtiges zu leisten vermag, denn er kann hier nicht durch die Form, sondern lediglich durch Gedankenfülle wirken.

Was Wordsworth für die englische Dichtung that, that Bryant für die amerikanische: er erweckte den Sinn für die Natur. Beide gleichen sich auch in manchen andern

Beziehungen; sie waren still und ernst und nur dann sich selbst, wenn sie sich einer ungestörten, beschaulichen Betrachtung der Natur hingeben konnten. Sie suchten die Einsamkeit auf, denn dieselbe schenkte ihnen heiligere Freuden als das Wogen und Treiben der Menschheit.

Bryant's heiligster Tempel war die Natur, und er betete schon darin, ehe er einen andern kennen gelernt hatte. Er flüchtete sich nicht wie Cooper und Wordsworth, nachdem sie von der schalen Alltagswelt genug gesehen hatten, in dieselbe zurück, um sein besseres Selbst zu retten, sondern sie war seine erste Jugendliebe, der er sein ganzes Lebenlang die hingebenste Treue bewahrte. Als er seine ersten Gedichte von Werth schrieb, erschien Byron's „Childe Harold“ und wurde hauptsächlich wegen der darin enthaltenen Naturschilderungen bewundert; Bryant aber hatte nicht Spanien, Griechenland und die Schweiz durchwandert, sondern nur seine heimathlichen Berge, Wälder und Flüsse gesehen; seine Bilder sind daher weniger großartig und farbenreich, aber sie sind dafür auch natürlicher, denn er drückte denselben nicht den Stempel eigener Leidenschaften wie Byron auf, sondern er ließ sich von der Natur leiten und gab nur das Echo ihrer Eindrücke sozusagen unwillkürlich in Versen wieder.

Bryant ist ein specifisch amerikanischer Dichter. Da sein Vaterland gewissermaßen als Hort der politischen Unabhängigkeit dastand, so war ihm die Freiheit nicht wie Milton eine in den Zauberschleier der Romantik gehüllte Bergnymphe, sondern ein ernster, bärtiger, und bis an die Zähne bewaffneter Mann. Die Sklaverei war ihm, wie allen hervorragenden Dichtern seines Landes, ein Dorn im Auge, und als es sich herausstellte, daß jene Frage nur durch

das Schwert endgültig entschieden werden könnte, da ertönte auch seine kräftige Stimme in dem Bardenchor, der die Bürger zu den Waffen rief, und ebenso triumphirte er auch, nachdem das blutige Werk gethan und das erwünschte Resultat erzielt worden war.

Bryant war eine Originalnatur. Er war der erste wirkliche Dichter, den dieses Land hervorbrachte und an Geist und Begabung hat ihn bis jetzt keiner übertroffen. In seinem Schaffen war er stets selbstständig. Während der fast ausschließlich receptive Longfellow in seinen Gedichten hauptsächlich an das Gemüth appellirt, wirkt Bryant vorherrschend auf den Verstand seiner Leser; Longfellow schrieb für das Herz, Bryant hingegen für den Kopf, und in diesem Umstande ist auch die größere Popularität des ersteren zu suchen. Bryant ist vom Scheitel bis zur Zehe Amerikaner, Longfellow hingegen Weltbürger.

Bryant ist stets einfach in der Wahl seiner Stoffe; zum Humor hat er nicht die allergeringste Anlage und von heftigen Leidenschaften läßt er niemals seine Brust durchtoben. Er ist als Dichter wie als Mensch die personifizirte kontemplative Ruhe. Seine Verse haben etwas Gemessenes, Marmorartiges; sie sind frei von jeder Effekthascherei und fließen ruhig, wie ein stilles Waldbächlein dahin. Sie erwärmen das Herz nicht. Die Sprache ist keusch und rein; keinem unedlen Gedanken hat er Ausdruck verliehen. Er hielt es stets wie ein ächter Amerikaner mit dem Realen und war daher im Reiche der Phantasie nicht zu Hause. Die Liebe, die andere Dichter zeitweise zu Narren macht, war ihm durchaus keine verzehrende Flamme, sondern nur ein trautes

Kaminfeuer, an dem er sich wärmte und erquickte. Ueberflüssige Phrasen findet man nicht bei ihm, denn wer die Reise zum Reiche der Unsterblichkeit antreten will, muß, wie Schopenhauer sagt, leichtes Gepäck haben. Er hat deshalb auch im Verhältnis zu seinem langen Leben wenig producirt; was er aber schrieb, ist lebenskräftig und nicht der Gefahr ausgesetzt, dereinst in Bibliotheken zu verstauben. Seit zwei Menschenaltern befinden sich Gedichte von ihm in allen amerikanischen Schullesebüchern; aber die Poesie war ihm nie, wie Longfellow, eine melkende Kuh, die ihn mit Milch und Butter versehen mußte, sondern sie war ihm stets, was sie dem ächten Poeten sein soll: eine erhebende Herzensstärkung. Wenn er zur Laute griff, so that er es, weil er nicht anders konnte und weil sie ihm durch äußere Einwirkungen in die Hand gedrückt wurde.

Der Durchschnittsamerikaner ist gewöhnlich der Ansicht, daß er, nachdem er in irgend einer Thätigkeit momentanen Erfolg gehabt hat, denselben ausbeuten und in klingende Münze umsetzen müsse. Ist ihm in guter Stunde ein Gedicht oder eine Novellette gelungen und hat dieselbe ihm Ruhm und Ansehen eingetragen, so wird er gleich die literarische Beschäftigung zu seiner Lebensaufgabe machen, die ihm auch von Stunde an die Kosten seines Lebensunterhaltes bestreiten muß. Hierin aber war Bryant kein Amerikaner; sein Geschäft war die Journalistik, die Poesie diente ihm nur zur Erholung.

Longfellow beschreibt die Natur vom Studirzimmer aus; Whittier bringt seine Spaziergänge in hübsche, glatt gedrechselte Verse, Bryant aber macht die Natur zu seinem Tempel und zwar nicht nur bei schönem Wetter, sondern zu allen Zeiten. Die Stürme des Winters, die

13*

Schwüle des Sommers, der Tod der Blumen, das Fallen der herbstlich geschmückten Blätter, das Säuseln der Winde, das Rollen des Donners, das Plätschern des halbversteckten Waldbächleins, wie das Rauschen mächtiger Ströme lieferten ihm jederzeit die Stoffe für seine poetischen Ergüsse. Seine Sprache ist stets einfach und den behandelten Gegenständen entsprechend. Er gibt lieber ein Wort zu wenig als eins zu viel und unterscheidet sich dadurch sehr vortheilhaft von dem oft mit ihm verglichenen Wordsworth.

Die Sprache des Volkes reicht ihm stets zum Ausdruck der höchsten Ideen aus. Seine inneren Gefühle verbirgt er mitunter lieber, als daß er sie wohlgefällig zur Schau trägt. Trotzdem er sich häufig mit Todesgedanken beschäftigt, so thut er es doch nie in dem Sinne der modernen Pessimisten, die uns auf das Nichts im Hintergrunde hinweisen. Im stillen Halbdunkel des Waldes, umrankt von grünem Laubgewinde, hat er mit dem Geiste der Natur Zwiegespräche geführt und die Gewißheit vernommen, daß

„Eternal love doth keep
In his complacent arms the earth, the air, the deep.“

Die Natur ist ihm die Manifestation Gottes und als solche hat sie auch zu jeder Zeit Bedeutung für ihn. Nicht allein die blumige Frühlingsau, sondern auch die eisige Winterlandschaft steht in Wahlverwandtschaft mit ihm; von letzterer sagt er gefühlvoll:

„I loved them still, for they seemed
Like old companions in adversity.“

Die ersten Gedichte, die Bryant als Knabe schrieb, waren politischen oder patriotischen Inhaltes und selten ließ er einen vierten Juli vorübergehen, ohne seine Vater-

landsliebe durch einige Verse zu bekunden. Auch als er „Thanatopsis“ schrieb, war er gewissermaßen noch ein Knabe, denn er schrieb es während seiner kurzen Verbindung mit Williams College. Die Lokaltradition sagt, er habe es in dem Thälchen bei Williamstown, das unter dem Namen „Flora's Glen“ bekannt ist, auf einem Felsen sitzend verfaßt. Er behielt es ein Jahr in seinem Pulte, verbesserte gelegentlich daran und hätte es sicherlich noch nicht der Oeffentlichkeit übergeben, wenn dies nicht sein Vater heimlich besorgt hätte. Jenes Gedicht ist ein tiefsinniger Hymnus auf die Natur, die für Denjenigen, der sie in sichtbaren Formen zu erfassen sucht, der Freude und Schönheit ewige Beredsamkeit besitzt. Sie vertreibt ihm die Bitterkeit der Stunden und schleicht sich tröstend in seine düsteren Träume ein. Drum also, heißt es, wenn deinen Geist die grauen Bilder des Todes umziehen, dann trete hinaus ins Freie, wo der Himmel blaut und lausche dem, was die Natur mit dir redet. Die Erde nimmt ihre Frucht zurück, um sie wieder in Erde zu verwandeln. Du bist der Bruder des gefühllosen Felsens und der trägen Scholle, die der Pflüger mit Füßen tritt. Dort wirst du liegen, mit Patriarchen und Königen, mit Weisen und Edlen, Jünglingen und Greisen eingesargt in der großen allgemeinen Gruft.

Die Thäler in ihrer beschaulichen Ruhe, der hehre Urwald, der majestätische Strom, das klagende Bächlein, des Oceans melancholische graue Oede — alle sind ja nur der ernste Rahmen des großen Grabes der Menschheit, auf welches die goldne Sonne seit Jahrtausenden niederschaut. Das jetzige Geschlecht ist nur ein winziges Häuflein gegen dasjenige, das schon in der Erde schlummert.

Ungezählte Millionen haben sich bereits zum letzten Schlafe niedergelegt und ihr Loos wirst auch du und alle Anderen theilen. Die Frohen, welche du alsdann zurücklässest, werden weiter lachen und Jeder wird seinen Lieblingstraum weiter träumen, ehe er zu dir hinab steigt. Drum lebe so, daß wenn der Ruf zu dir dringt, dich der großen Karawane anzuschließen, du nicht dahin wandelst wie ein Kettensklave in der Nacht, der durch den Kerkermeister vom Lager gepeitscht worden ist, sondern lege dich zur letzten Ruhe nieder, wie einer, der die Decke über sich zieht, um sich in Träume zu versenken. In welche Träume jedoch, läßt der Dichter ebenso unberührt wie Hamlet.

Man hat das Gedicht „Thanatopsis“ mit Wordworths „Ode on Immortality“ verglichen; ein solcher Vergleich muß jedoch unbedingt zu Ungunsten des englischen Dichters ausfallen, der seine Verehrer überhaupt nur bei stark religiös angehauchten und daher an langweilige Verse gewöhnten Seelen findet. Bryant's Gedicht übertrifft jenes englische nicht allein an Schwung der Sprache, sondern auch an erhabenen Gedanken; erstere ist bei Wordsworth ledern und hausbacken und letztere sind gemeinplätzlich. Herrscht bei Bryant eine gewisse Kälte, so sehen wir uns bei dem Engländer in eine öde Polargegend versetzt.

Die Ueberschrift für den „Eingang in den Wald“ zeigt uns Bryant so recht in seinem Elemente als Dichter des Waldes und der Flur. Er ersucht den Leser, der die keiner langen Erfahrung benöthigende Wahrheit eingesehen habe, daß die Welt voll Schuld und Fehl sei, in den Wald zu treten; dort verleihe ihm der Schatten der Bäume Ruhe und der linde Wind, in dem die Blätter tanzen, trage seinem kranken Herzen lindernden Balsam

zu. Dort finde er nur Freude und nichts, das ihn an die sorgenvollen Wohnungen der Menschen erinnere.

In dem Gedichte „The Ages“ zeigt er sich uns als Verehrer des Fortschritts und Befürworter freiheitlicher Bewegungen. Er streut den edlen Weisen alter Zeiten dankbar Palmen und gedenkt begeistert der von alten Barden erwähnten Perioden, wo noch dem wahren Manneswerth die Krone verliehen wurde, wo die Liebe niemals erkaltete, und wo man mit Freundschaftsbezeigungen keine hinterlistigen Nebengedanken verknüpfte. Doch man solle deshalb auch jetzt nicht verzweifeln. Derjenige, welcher der Natur sein Zeichen aufgedrückt hat, würde die Welt nicht wieder wüste und leer werden lassen. Oder zeigt vielleicht die Natur Spuren des Alters? Das Gute bricht sich zuletzt immer noch Bahn; aber bei Sklaven kann niemals die Tugend wohnen. Die Freiheit floh aus dem Lande der Pyramiden nach Griechenland und dort wurde der Boden mit dem Blute der Edelsten getränkt. Auch Rom ließ sich bald in Ketten schmieden und der Norden bereitete ihm den Untergang. Der Stern der Liebe, der am galiläischen Meere aufgegangen war, versuchte das Dunkel der Zeit zu verscheuchen; aber gar bald erblaßte er vor dem Feuer der Scheiterhaufen, das seine im Formenkram erstorbenen Verehrer anzündeten. Der Weg zum Himmel stand nur dem auf, der ihn mit Gold pflastern konnte; doch die Wahrheit überlebte auch dieses. Jetzt hat die Freiheit in Amerika ein Heim gefunden!

Wir sehen, Bryant läßt sich in seinem Glauben an den Fortschritt und den endlichen Sieg des Wahren, Guten und Schönen nicht beirren und das Wirken im Dienste der Wahrheit ist ihm durchaus keine Sisyphusarbeit.

In dem allerliebsten und ungemein populär gewordenen Gedichte „To a Waterfowl“ schaut er wehmüthig dem Fluge eines Wasservogels nach, der sich am Abende im Dunkel des Himmels verliert und lernt daraus den Trost, daß Derjenige, der dem Vogel den rechten Weg zeige, auch hier unten seine Füße lenken werde.

Im „Hymnus an den Tod“, einem Gedichte, das lebhaft an Seneca's „Trostschrift an Marcia“ erinnert, tritt Bryant gleichsam als Lobredner des Todes auf. Denselben kenne man bis jetzt nur als König der Schrecken und Zerstörer alles Schönen. Wer aber sind seine Ankläger? Die Lebenden; also solche, die seine Kraft nie gefühlt haben. Die Schlechten fürchten sich vor ihm, weil er sie der Stunde der Vergeltung nahe führt; die Guten hingegen wissen, daß er sie deshalb von irdischen Fesseln befreit, damit sie den ewigen Frieden erlangen können.

Der Tod ist mithin ein Erlöser der Menschheit, den Gott gesalbt hat, damit er den Qualen des Unterdrückten ein Ende bereite und den Unterdrücker zermalme. Wenn der Eroberer die Welt unterjocht und sich allmächtig dünkt, so setzt ihm der Tod den Fuß auf den Nacken, zerbricht ihm Scepter und Krone und verwandelt seinen Thron in Staub. Dann freuen sich die Bewohner der Erde wieder und sammeln sich in ihrer Heimath; wäre dies nicht so, so würde der Tyrann seinen Wagen in alle Ewigkeit über die Körper der Eroberten treiben.

Der Tod rächt die Unbilden, die Diejenigen zu dulden hatten, die keinen anderen Freund besaßen. Es ist beruhigend, daß die Hand, welche die Sklaven-Peitsche schwingt, einst erstarrt und daß das mitleidlose Herz einst bricht. Der Tod vernichtet den alten Aberglauben und

jagt die Götzendiener von ihren blutigen Altären. Dem Wucherer, der Wittwen und Waisen um ihr Letztes betrügt, dem Meineidigen, dem Ehebrecher, dem Verläumder ist durch den Tod ein Ziel gesteckt. Derjenige, der sein Gewissen verkauft, um ein werthloses Leben zu verlängern, erkennt, daß der Tod die einzige Macht ist, welche keine Bestechungen annimmt. Dem Wollüstling zeigt er sein Stundenglas und dem Mörder sein gespensterhaftes Antlitz. Er öffnet die Lippen des Verbrechers, die jahrelang geschlossen waren und steht stets auf der Seite der Tugend. Der Tod ist der stärkste Reformator der Welt, denn er sorgt dafür, daß das Ebenbild Gottes nicht im Menschen erlischt.

In jenem Gedichte widmet Bryant auch seinem Vater einige Zeilen.

„For he is in his grave who taught my youth the art of verse and in the bud of life offered me the muses."

Der Tod hat keine Schrecken für unseren Dichter. Er sieht die Leiche eines von Sorgen erdrückten Greises und sagt zu den Trauernden: „Was weint ihr, daß die reife Frucht vom Baume fiel? Seufzt ihr auch, wenn die Sonne ihren Lauf vollbracht hat? Dem Verstorbenen, dessen Auge und Hand schwach geworden waren, hat die Natur kein Unrecht gethan!"

Das Bächlein, das leise durch den Wald läuft, belauschte er schon als Kind; auch als Jüngling, wo die Ruhmbegierde ihn schon erfaßt hat, sucht er noch seine Ufer auf und selbst im vorgerückten Greisenalter bleibt er seiner alten Liebe treu. Aber die am Ufer stehenden Bäume zeigen ihm doch die Flucht der Zeit; das Bächlein hingegen plätschert, glänzt und spottet der Ver-

gänglichkeit; denn immer noch zeigt es die Sonne in seinem Busen und in seiner Nähe sprossen noch immer die Veilchen. Der alternde Dichter betrachtet nun gleichsam als Fremder den Spielplatz seiner Kindheit; die Träume der Jugend sind dahin, sie waren auch zu schön um von langer Dauer sein zu können. Die Welt hat ihre Romantik verloren. Bald werden nun Andere am Rande des Bächleins spielen und träumen.

Im Sommer, wenn die Schwüle des Tages die Menschen fast erdrückt und die Blätter der Blumen ermatten, legt er sich in den Schatten der Ulmen und wartet geduldig auf den ersten kühlenden Luftzug. Bald neigt dann die stolze Fichte in der Ferne ihre Wipfel, Bäume, Sträucher und Blumen nicken sich einander zu, der silberne Wasserspiegel kräuselt sich, denn der erwartete Wind kommt und führt Blüthenduft und den Gesang ferner Wasserfälle mit sich.

Das sind so Bryant's Themen, deren poetische Behandlung er so meisterhaft versteht. Hin und wieder wendet er auch dem Indianerleben seine Aufmerksamkeit zu; aber für den rothen Mann des Urwaldes hat er sichtbar wenig Sympathie, und von dem ihm angethanen Unrecht schweigt er ganz. Er überläßt ihn kalt seinem traurigen Schicksale.

Seine erzählenden Gedichte sind seine schwächsten Produkte. Wirklicher Dichter ist er nur im unmittelbaren Umgange mit der Natur. In der Ruhe, die sich nach dem verheerenden Sturme einstellt, sieht er eine Hindeutung auf die ersehnte Friedenszeit, in welcher der Kriegslärm verstummt, keine Millionen mehr im Staube knieend vor dem Throne eines Mächtigen liegen und das

Lächeln des Himmels auf der friedlichen Welt ruht. Wind und Sonnenschein sind seine einzigen Begleiter im Freien und er sehnt sich auch nicht nach anderen. Im Herbst sind ihm die Berggipfel riesige Könige in Purpur und Gold, welche die bezaubernde Landschaft beschützen. Jedes Blümchen, Bächlein und Wölkchen, jeder Grashalm und jedes zirpende Heimchen ruft ein Lied in seiner Brust hervor. Er läßt die Sterne singen oder besingt sie. Die Wälder nennt er die ersten Tempel Gottes und fragt: „Warum hat die Menschheit in reiferen Jahren diese Tempel vergessen und betet jetzt nur unter Dächern an, die ihre schwache Hand gebaut?"

Auch Bryant gedachte einst den Zauberbann der Poesie zu zerreißen, denn

„Poetry, though heavenly born,
Consorts with poverty and scorn;"

aber die Blumen und Sterne um ihn her erblaßten nicht, noch erkalteten die Sonnenstrahlen, und so strömten denn auch seine Lieder unwillkürlich weiter.

Der Gebirgswind ist ihm „the most spiritual thing the wide earth knows"; er ist der Athem eines himmlischen Klimas, der da den offenen Thüren des Paradieses entströmt, um der Erde Frische und Gesundheit zu bringen.

Wenn die rauhen Tage gekommen sind, wenn der Wald kahl steht und die Winde klagend den Tod der Blumen verkünden, gedenkt er in zarten Tönen Derjenigen, die ihm in seiner Jugend als Gefährtin gegeben ward. Auf dieselbe beziehen sich auch die Gedichte „Future Life" und „The Life that is". Letzteres wurde zu Castellamare bei Neapel, woselbst sich auch Bryant, was der Kuriosität halber Erwähnung verdient, von dem Bostoner Prediger

Waterston taufen ließ, zur Genesung seiner Gattin geschrieben.

Auch die Gräber betrachtet er gerne; dort liegen die Menschen ruhig beieinander und es ist dies die einzige Nachbarschaft, die keinen Streit kennt. Die Todten bleiben in unserer Nähe und zeigen sich im Sonnenschein, im Schatten der Wolken und in den Tönen, die uns aus dem Grase entgegenschallen.

Wenn er die Prairie betritt, so fragt er sich zuerst, ob der Staub daselbst früher Leben oder Athem gehabt habe und gedenkt dann jener merkwürdigen Bevölkerung, der sogenannten Hügelerbauer (Moundbuilders), die der Kriegslust der Rothhäute zum Opfer fiel. Doch auch letztere sind schon verschwunden und Insekten und Reptilien bewohnen nun ihre Stätte. Die Völker kommen und gehen.

In einem in Italien verfaßten Gedichte fragt er die Erde, ob sie auch den Verlust der Kindheit beklage, wie ihre Kinder, die Menschen? Er blickt auf das blutgetränkte Europa, gedenkt darnach des heimatlichen Landes, wo die Weltgeschichte eine neue Seite ihres Buches aufgeschlagen habe und richtet die Frage an das Schicksal, ob dieselbe mit schöneren Thaten beschrieben sein werde.

Bryants lieblichste Gedichte sind unstreitig „Der Abendwind", „Das Pflanzen des Apfelbaums" und „Der Schneesturm"; es sind die Perlen der beschriebenen Naturpoesie, die eben so edel wie selten sind.

Nicht allein eine jede Jahreszeit, sondern auch ein jeder Monat gab ihm Veranlassung zu einem Gedichte. Seine letzteren Gedichte haben jedoch seinen Ruhm nicht vermehrt; er behandelt in denselben immer die alten längst bekannten Stoffe, ohne daß er es verstand, dem-

selben neue poetische Seiten abzugewinnen. Wer ein halbes Dutzend seiner Hauptgedichte gelesen hat, kennt sie so ziemlich alle.

Von seinen Monatsgedichten ist das „Juni" überschriebene das wichtigste. In jenem Monate wünscht der Dichter zu sterben. Dann ist die Erde grün, dann bescheint die Sonne sein Grab und die bunten Schmetterlinge flattern darüber. Er sieht alsdann allerdings nichts von den Reizen der Natur, noch hört er die Bienen summen und die Vögel frohlocken; seine Freunde aber nehmen dies für ihn wahr und eilen dann nicht so schnell von seiner Ruhestätte weg. Und Bryants Wunsch ward, wie bereits früher gesagt, erfüllt, denn im Juni legte er

„Full of years and ripe in wisdom
His silver temples in their last repose." *)

*) Bryants Briefe und Tagebücher, sowie seine prosaischen und poetischen Schriften sind in sechs Bänden im Appleton'schen Verlage zu New-York erschienen.



Prescott und Ticknor.

Der Historiker William Hickling Prescott wurde am 4. Mai 1796 zu Salem in Massachusetts geboren, und zwar in dem Hause, das jetzt „Plummer Hall“ genannt wird. Seine Familie war eine der angesehensten und reichsten daselbst. Er war von überaus sanftem und weichem Gemüthe und hing besonders mit großer Zärtlichkeit an seiner Mutter. Frühzeitig besuchte er die Kleinkinderschule, die Miß Higginson, gewöhnlich die „Schulmutter“ genannt, daselbst lange Jahre hielt, und dann wurde er noch kurze Zeit der Obhut des Master Knapp, des besten Lehrers daselbst, anvertraut, bis seine Eltern im Jahre 1803 nach Boston übersiedelten.

Dr. Gardiner, ein gründlicher Kenner der lateinischen und griechischen Klassiker,*) war hier sein Instruktor. Er hatte oft seine liebe Noth mit ihm, denn der gelehrte Kram wollte durchaus nicht in den Kopf seines Schülers; nur

*) Starb 1830 in England. Prescott veröffentlichte seine Biographie.

schreckliche Ritter- und Kriegsgeschichten waren dessen tägliche Lektüre. Sein Enthusiasmus für die gute alte Zeit, wo man anstatt hinter der langweiligen Grammatik zu schwitzen und jene Wallfahrten greulicher Deklinationen und Konjugationen zu memoriren hatte, mit dem Schwerte in der Hand die höchsten Güter, Reichthum und Ruhm erwerben konnte, schuf auch bei ihm jene poetische Sturm- und Drangperiode, die man sonst gewöhnlich mit dem plebejischen Namen „Flegeljahre“ bezeichnet. Als Prescott im Jahre 1811 mit Middleton, dem späteren Botschafter zu Madrid, das Examen für Harvard College bestehen sollte, mag's ihm wohl nicht sehr geheuer zu Muthe gewesen sein; deun daß man da nicht über den Inhalt abenteuerlicher Donquixotiaden und dergleichen Allotria fragte und er in den anderen Sachen durchaus nicht kapitelfest war, wußte er zu seinem Leidwesen recht gut; kein Wunder also, daß er sich da, als er noch mit genauer Noth durchschlüpfte, nach eigenem Geständnisse um zwanzig Pfund leichter fühlte.

Er bezog jene Universität in Cambridge, der damals Prof. Kirkland präsidirte. Bei mathematischen und metaphysischen Discussionen drang ihm der Angstschweiß aus allen Poren; Sprachwissenschaften hatten auch sehr wenig Reiz für ihn, und er lebte in dieser Beziehung ganz unbesorgt in den Tag hinein.

Da passirte ihm eines Tages ein schreckliches Unglück. Als er nämlich vom Mittagessen aus Commonshall kam, hörte er, daß seine Kameraden hinter ihm höllisch lärmten, und indem sich Prescott umdrehte, flog ihm plötzlich eine steinharte Brodkruste ins linke Auge, was ihn mehrere Wochen aufs Krankenlager warf und ihm den Gebrauch

jenes Organes für immer raubte. Wer's gethan hatte, wußte Niemand.

Nachdem Prescott vier Jahre in Cambridge zugebracht hatte, trat er in das Bureau seines Vaters ein, der sich als allgemein beliebter Advokat einer sehr ausgedehnten Praxis erfreute. Als er so kurze Zeit hinter den Aktenstößen gesessen hatte, fing ihn auch das rechte Auge zu schmerzen an, und die besten Aerzte in Boston mußten ihre ganze Geschicklichkeit aufbieten, um wenigstens dieses, sein letztes, zu retten; doch mochten sie des Ausgangs ihrer Kur nicht so recht sicher sein, denn sie verordneten ihrem Patienten eine Reise nach Europa, um die medizinischen Koryphäen Londons und Paris zu konsultiren.

Zuerst fuhr Prescott nach St. Michaels, einer Insel der Azoren, wo sein Großvater als Konsul lebte. Derselbe wohnte in einem gemüthlichen Landhause zu Risto de Cao und hatte eine Masse Kinder um sich. Als er dort ungefähr 14 Tage zugebracht hatte, verschlimmerte sich in Folge der verdorbenen und scharfgesalzenen Schiffsnahrung sein Augenleiden so sehr, daß er sechs Wochen lang ein dunkles Zimmer bewohnen und sich während dieser Zeit eines jeden Lichtstrahles enthalten mußte. Desto toller und ausgelassener war er nun, als er dieses Gefängnis wieder verlassen durfte. Er verglich sich mit einer Bierflasche, die man plötzlich entkorkt hatte. Den ganzen Tag lief er wie besessen in Wald und Feld herum und machte dumme Streiche aller Art.

Im August 1816 schiffte er sich nach London ein. Die besten der dortigen Aerzte konnten wenig an seinem Zustande ändern und die medizinische Kunst von Frankreich und Italien, — Länder, die er sehr flüchtig durch-

reiste, — konnte ihm ebensowenig dauernde Besserung verschaffen. Das einzige für ihn Nützliche, was er von jener Reise zurückbrachte, war eine große Auswahl lateinischer und griechischer Werke, die damals in Amerika überhaupt sehr dünn gesät waren.

Seine Eltern und Freunde, besonders sein Studiengenosse Gardiner und dessen Schwester, Kinder seines ehemaligen Lehrers, saßen oft bis in die Nacht hinein bei ihm und lasen ihm interessante Geschichten und Gedichte vor, um ihm so sein mangelhaftes Gesicht zu ersetzen. Da damals die „North American Review“ bei der literarischen Welt in hohem Ansehen stand, und die tüchtigsten Kräfte zu Mitarbeitern hatte, so schickte einstens Prescott, der nun in seinem 22. Jahre stand, auch eine Arbeit ein, die ihm aber als unbrauchbar zurückgesandt wurde, was er jedoch äußerst gleichgültig aufnahm.

Prescott hatte in Boston mit mehreren gleichgesinnten jungen Leuten einen Schriftstellerverein gegründet, worin sie sich gegenseitig ihre Produkte vorlasen und kritisirten. Die Redaktion ihrer sehr unregelmäßigen Zeitschrift „Clubroom“, von der nur vier Nummern erschienen, hatte Prescott übernommen und dafür auch selbst drei Arbeiten geliefert. In seinem 24. Jahre verheirathete er sich mit Fräulein Amory, ein Umstand, der ihm die Nothwendigkeit aufdrang, sich einer geregelten und ernsteren Beschäftigung zu widmen. Doch er hatte einmal die Schriftstellerei so lieb gewonnen, daß er beschloß, sie fortan zu seiner Lebensaufgabe zu machen. Daß seine Kenntnisse dazu nicht ausreichten, leuchtete ihm sehr gut ein; um nun diesem Uebelstande abzuhelfen, entwarf er sich einen Studienplan, der sogar noch die Elementarfächer in sich

schloß. Mit seltener Energie und jahrelanger Ausdauer und mit Ueberwindung seines körperlichen Uebels studirte er Geschichte, Latein, englische und französische Literatur, von welch' letzterer er damals nicht die geringste Idee hatte.

Auch die italienische Sprache wurde in Angriff genommen und Tasso, Dante und Petrarca im Originale gelesen. Zwei Arbeiten, die er nun der „North American Review“ einschickte, wurden mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen und ernteten allgemeinen Beifall. Das Studium der deutschen Sprache schien ihm jedoch für sein halbes Auge eine zu schwere Aufgabe zu sein, weshalb er darauf Verzicht leistete.

Die Vorlesungen seines Schulfreundes und nachherigen Biographen George Ticknor über spanische Literatur, womit sich derselbe zu jener Zeit sehr stark beschäftigte und diesem Gegenstand später ein auch ins Deutsche übersetztes Kompendium widmete, reizten Prescott so, daß er in seinem 28. Jahre beschloß, sich auch des Spanischen gründlich zu bemächtigen. Er machte sich also fleißig hinter die Sprache und Geschichte Castiliens, und wenn sich bei dieser Arbeit sein Auge trübte oder ihn durch allzugroße Anstrengung schmerzte, ersetzte es ihm ein Vorleser. Nachdem er nun auf diese Art das gründlich nachgeholt, was er in der Jugend versäumt hatte, hielt er sich für fähig, an die Ausarbeitung irgend eines Stoffes mit Erfolg gehen zu können; doch die Wahl desselben verursachte ihm lange Zeit nutzloses Kopfzerbrechen.

Französische und italienische Literatur sprachen ihn nicht besonders an, dagegen hatte er große Vorliebe für die spanische Geschichte, aus der er dann endlich die Regie-

rungszeit von Ferdinand und Isabella zu seinem Thema bestimmte. Sein Freund Alexander Everett, Gesandter am spanischen Hofe, den er von seinem Vorhaben informirt hatte, lud ihn ein, seine Quellenstudien in Madrid zu machen, was Prescott jedoch ablehnte und sich einige hundert bezügliche Bücher von dort schicken ließ. Da er nun keinen spanischen Vorleser und Mitarbeiter bekommen konnte, um diese reichen Schätze zu erschließen, so strengte er einst sein Auge so sehr an, daß er es einmal sogar drei Monate hinter einander gar nicht öffnen konnte und es beinahe ganz und gar eingebüßt hätte. Ja, in Folge dessen wollte er sich sogar einem Thema über englische Literatur zuneigen, wovon er jedoch bald wieder abkam und sich seiner alten Arbeit wieder unterzog. Ein Mann, der von der spanischen Sprache keine Silbe verstand, fungirte eine Zeit lang als sein Vorleser, bis er dann in Herrn English vom Harvard College einen brauchbareren Gehilfen fand.

Prescott machte seine Notizen mit einem sogenannten Noktographen, einem Schreibzeug in Gestalt einer Mappe, über welches zur Leitung der Hand Drähte gezogen sind. Wie ungemein fleißig er damit arbeitete, zeigt der Umstand, daß seine Anmerkungen und Gedanken zu dem Aufsatze über die Araber, welcher das achte Kapitel in seinem Erstlingswerke bildet, allein 244 große Manuskriptseiten füllten.

Das ganze Thema dachte er in zwei Bänden zu bewältigen, doch schwoll ihm der Stoff unter der Hand so an, daß drei daraus wurden. Sieben Jahre und sechs Monate arbeitete er mit seinem Sekretär daran, unermüdlich sammelnd, korrigirend, prüfend und vergleichend;

mit den Vorstudien hat er diesem Werke zehn seiner besten Jahre zugewandt. Dennoch zögerte er mit der Publikation. Er ließ zuerst vier Abschriften davon anfertigen und legte dieselben Sachverständigen vor. Dieselben priesen es als epochemachend und als ein Werk, das überall gekauft, gelesen und gelobt würde. Auf Zureden dieser Männer gab es Prescott dann der „American Stationer's Company“ zu Boston in Verlag, welche ihm für 1250 Exemplare 1000 Dollars bezahlte — gewiß ein sehr bescheidenes Honorar, wenn man die Mühe und Ausgaben des Autors in Betracht zieht.

Da Prescott mehr auf den europäischen Büchermarkt rechnete, beauftragte er Col. Aspinwall in London, ihm daselbst einen reellen und thätigen Verleger zu suchen, den er auch nach langem Suchen endlich in Bentley fand, der das Buch nach gegenseitigem Uebereinkommen zu Weihnachten 1837 herausgab. Da damals an gediegenen und gründlichen historischen Arbeiten über Spanien überhaupt noch sehr großer Mangel herrschte, war es kein Wunder, daß fast alle Zeitungen mit lobenden Besprechungen und anerkennenden Kritiken gefüllt waren, und daß es für lange Zeit das alleinige Gespräch der Gelehrten bildete. Lamartine nannte den Verfasser die verkörperte Wissenschaft und Graf Alphonse de Circourt referirte darüber in längeren Berichten in der „Bibl. Universelle de Genève“, und fand nicht genug Worte des Lobes. Bis zum Jahre 1860 waren beinahe 18,000 Exemplare davon abgesetzt. Prescott hatte es seinem Vater gewidmet, „dem Führer seiner Jugend und dem besten Freunde im reiferen Alter“, wie er in der Dedikation sagt.

Verweilen wir noch einige Augenblicke bei diesem Werke.

Eine Haupteigenschaft, die der Verfasser darin entfaltete, ist seine konsequente Unparteilichkeit, besonders in religiöser Beziehung, wo fast alle Historiker laut ihres Standpunktes differiren. Ist der Verfasser ultramontan oder rationalistisch, so wird es sein Buch auch sein; Prescott aber ging den neutralen Mittelweg und hielt sich nur an die nackten Thatsachen. Auf Religion hielt er, beiläufig bemerkt, übrigens nicht viel; er hatte sie zweimal zum Objekte eingehender Studien gemacht und betrachtete sie nur als eine historische Erscheinung, der eben nichts Positives abzugewinnen war.

Interessanter als jene von Prescott behandelte Epoche gibt es nun überhaupt keine in der spanischen Geschichte. Während der Regierung von Ferdinand und Isabella wurde bekanntlich das Königreich Neapel erobert, Amerika entdeckt und kolonisirt, die Macht der Araber gebrochen und die Juden, die zum Wohlstande des Landes Bedeutendes beigetragen, verbannt; Cortez unternahm seine in der Geschichte allein dastehende Expedition nach Mexiko und späterhin verfolgte der ehemalige Schweinehirt Pizarro, der weder lesen noch schreiben konnte, die Bahn des unglücklichen Balboa und eroberte Peru. Aber nicht allein mit den Trägern der Geschichte beschäftigt sich der Verfasser, nein, auch der Wissenschaft und Literatur widmet er manches prachtvolle Kapitel, in denen er mit genauer Ausführlichkeit ein solch getreues Bild jener Zustände entrollt, wie wir es häufig in speciell literarhistorischen Werken vergeblich suchen.

Das Prescott'sche Werk bildet eine anmuthige Oase in der Wüste spanischer Historiographie; es war ein glücklicher Wurf, der dem Verfasser die Thore des Ruhms

auf einmal weit öffnete. Die einstimmige Anerkennung spornte ihn zu weiteren Thaten und noch größerem Fleiße an.

Während der Ausarbeitung des genannten Werkes konnte er oft Monate lang kein Buch ansehen; eine Brille verursachte ihm noch größere Pein. Häufig riethen ihm die Aerzte die literarischen Beschäftigungen ab; daß dieselben seinem Auge nicht dienlich waren, wußte er übrigens auch sehr gut selbst, aber dennoch zog es ihn mit unwiderstehlicher Macht nach seinen alten spanischen Folianten hin, die er mit so großen Kosten gesammelt hatte.

Ihre Lektüre machte seine einzige Glückseligkeit aus. Sein Gedächtnis war so stark, daß er oft sechzig Seiten im Kopfe durcharbeitete, Verbesserungen und Zusätze anbrachte und sie nachher seinem Sekretär diktirte. Hauptsächlich ließ er seine Arbeiten auf seinen regelmäßigen Morgenspazierritten Revue passiren. Sein Vater, der dies wußte und häufig mit ihm zusammen ausritt, trennte sich stets vor der Stadt stillschweigend von ihm, um ihn in seinem Gedankengange nicht durch seine Gegenwart zu stören. Oft ging er ein einziges Kapitel sechsmal durch, ehe er es der Veröffentlichung für würdig hielt. So streng er gegen seine literarischen Produkte war, so streng war er auch gegen seine Person. Merkte er irgend einen Fehler an sich, so notirte er ihn und legte den Zettel in eine eigens dazu bestimmte Mappe. Sonntags Vormittags holte er jene Zettel heraus und las sie durch, um nachzusehen, ob er sich gebessert habe. Dieselbe Mappe fand man noch nach seinem Tode, jedoch mit der Aufschrift: „To be burnt“, was denn auch geschah. Einen anderen Hauptzug seines Karakters bildete seine Bescheidenheit;

während ihn sein Lieblingswerk beschäftigte, wußten seine Familienglieder lange Jahre nicht einmal, daß er sich überhaupt mit einem ernstlichen Werke befasse. Von seiner geheimen Wohlthätigkeit sprachen die Armen seiner Stadt noch lange Jahre.

Die Zeit nach dem Erscheinen seines Werkes war für ihn die glücklichste und erhabenste; er sah ein, daß er etwas Gediegenes geschaffen und daß das Publikum seine Anstrengung durch ungetheilte Anerkennung würdigte. Für seine weitere Thätigkeit wollte er eine Biographie Molière's wählen und wandte sich wegen des nöthigen Materials an seinen Freund Ticknor in Paris. Derselbe schickte ihm auch 50 Bände; doch schien ihm bald ein anderes Thema aus der liebgewonnenen spanischen Geschichte, die Eroberung Mexiko's unter Cortez, viel ergiebiger. Er begann dafür also seine Studien. Humboldt's Werke über Neuspanien las er mit großer Sorgfalt und vielem Interesse, wie er denn überhaupt von diesem Gelehrten nur mit der höchsten Achtung sprach.

Prescott knüpfte nun überall Verbindungen an und aus allen Ländern strömte ihm zahlreiches Material zu. Er sandte 300 Pfund Sterling nach Madrid und der sich daselbst aufhaltende deutsche Gelehrte, Dr. Wilhelm Lembke, Verfasser einer Geschichte von Spanien, war lange Zeit mit vier Kopisten beschäftigt, alte unveröffentlichte Dokumente für ihn abzuschreiben und seltene Bücher und Manuskripte zu sammeln — eine Aufgabe, der er sich, wie Prescott sagt, mit der Gewissenhaftigkeit eines treuen Deutschen unterzog.

Nun konnte also das schwierige Werk begonnen werden. Wer nur einigermaßen mit der aztekischen Geschichte ver-

traut ist, kann sich eine Vorstellung davon machen, welch mühevollen Vorarbeiten jene Kapitel über den Kulturzustand der Azteken erheischten. In der Vorrede sagt er denn auch selbst, daß ihn diese Abhandlungen im ersten Bande ebensoviel Mühe gekostet hätten, wie das ganze übrige Werk.

Nach vierjährigem angestrengtem Schaffen war die Arbeit in drei Bänden beendigt. Harper & Brothers in New-York nahmen sie in Verlag und zahlten ihm für 5000 Exemplare 7500 Dollars. Schon in vier Monaten war die erste Auflage verkauft. Bentley in London, der das Druckrecht für England für 650 Pfund übernahm, machte ebenfalls glänzende Geschäfte. Der geschmeidige, blumenreiche Styl, die Lebendigkeit der Schilderung jener merkwürdigen historischen Epoche und die Bescheidenheit des Autors, der darin seiner fast gar nicht erwähnt, verschaffte diesem Werk in kurzer Zeit ungeheuren Absatz. Jenes Thema hatte früher schon die Federn von Solis und Robertson beschäftigt; keiner hatte sich jedoch die zeitraubende Mühe genommen, tiefgehendere Quellenstudien zu machen und die ihnen zu Gebote stehenden Schriftstücke einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen; auch schien es beiden eine Riesenarbeit zu sein, den Stein von der Grabesthüre spanischer Archive zu wälzen. Erst Don Juan Baptista Munnez hatte das Glück, sich dazu ungehinderten Eingang zu verschaffen und eine Masse werthvoller Papiere zu sammeln, von deren Bearbeitung ihn jedoch der Tod zu frühe abrief.

Seine Papiere lagen lange Zeit nachher unbenutzt in der königlichen Akademie der Geschichte zu Madrid, wo Prescott sich Abschriften anfertigen ließ. Es war gewiß eine äußerst schwierige Arbeit, sich durch all diesen Wust

widersprechender Angaben hindurch zu arbeiten, wovon besonders die Schriften der zeitgenössischen Autoren strotzen. So sagt z. B. Erzbischof Lorenzana in seiner „Historia de Nueva Espana“ von der Größe des mexikanischen Reichs, daß es zweifelhaft sei, ob nicht Mexiko von der einen Seite an die Tartarei und von der anderen an Grönland grenze! Der Tezcuanische Schriftsteller Ixtlilxochitl weiß in seiner sonst gut gehaltenen Historia Chichemeca — ein Werk das von Ternaux Compans ins Französische übersetzt wurde und Prescott bei der Ausarbeitung der älteren aztekischen Geschichte sehr gute Dienste leistete — keine Silbe von der Ausdehnung seines Vaterlandes.

Die Geschichte der einzelnen älteren mexikanischen Stämme ist größtentheils ganz und gar verloren gegangen, was wir dem Vandalismus der spanischen Soldateska und dem grenzenlosen Fanatismus ihrer Priester zuzuschreiben haben. Alles was sie nämlich von diesen heidnischen Schriftstücken auftreiben konnten, wurde ohne Weiteres verbrannt. Dieses traurigen Rufes erfreut sich hauptsächlich der erste Erzbischof von Mexiko, Don Juan de Zumarraga, ein ebenbürtiges Seitenstück zu Ximenes, der den arabischen Manuskripten ein gleiches Schicksal bereitete. Nur sehr wenige dieser Rollen sind uns erhalten geblieben und späterhin in dem großen Werke von Lord Kingsborough abgedruckt worden; doch hat sich dafür ein Champollion noch nicht gefunden. Da überhaupt kein Schlüssel zum Dechiffriren vorhanden ist, werden sie wohl ewig ungelesen bleiben. Wie schnell auch bei den Eingeborenen die Kenntnis ihrer Hieroglyphik verloren ging, zeigt der Umstand, daß sie hundert Jahre nach der Eroberung Mexikos Niemand mehr verstand.

Nach Vollendung seines Werkes über Mexiko begab sich Prescott auf neun Monate nach New-York, wo er sich zum Zeitvertreib ein wenig in der Tagesliteratur umsah, was er „literary loafing“ nannte. Die Geschichte der Eroberung Peru's lag ihm nun für seine weitere Thätigkeit am nächsten; eine Masse Dokumente, die er für sein Werk über Mexiko angeschafft, konnte er dabei verwerthen und da er sich einmal in den Geist des 16. und 17. Jahrhunderts hineingearbeitet hatte, machte ihm die Ausarbeitung dieses Stoffes nur noch die halbe Mühe.

Ende des Jahres 1841 schloß er mit Bentley in London einen Kontrakt wegen des Verlags seiner in der „North American Review“ enthaltenen kritischen und historischen Essays ab, die in einem Bande publizirt werden sollten. Sein darauf bezüglicher Brief zeigt, daß er nicht viel davon hoffte; aber er stand doch schon so hoch in der Gunst des Publikums, daß die erste starke Auflage in kurzer Zeit verkauft und 1850 eine zweite veranstaltet wurde. Harper & Brothers besorgten eine amerikanische Ausgabe. Jenes Buch enthält mit gründlichen Studien geschriebene Abhandlungen über italienische Poesie, über das französische und englische Trauerspiel u. s. w.; desgleichen auch eine gediegene Abhandlung über den Blindenunterricht, für den sich Prescott sehr interessirte.

Am Schlusse jenes Buches, das seinem Freunde Ticknor, den Walter Scott „a wonderful fellow for romantic lore“ nennt, gewidmet ist, bespricht er dessen ausgezeichnetes Werk über spanische Literatur.

Die „Eroberung Perus“, das Gemälde spanischer Greuelthaten im Lande der Inkas, war die nächste Arbeit, die Prescott der Presse übergab. Hauptsächlich ist er da

der Sammlung des bereits erwähnten Munnoz verpflichtet, der sich fünfzig Jahre lang mit jenem Gegenstande befaßte, leider aber nur den Druck seines ersten Bandes erlebte. Als Einleitung gibt Prescott uns eine gründlich geschriebene Darstellung peruanischer Civilisation, welch' letztere mit der aztekischen einen merkwürdigen Kontrast bildet.

Nach der Publikation dieses zweibändigen Werkes wollte Prescott eine Arbeit über Philipp II. und den Charakter seiner Zeit in Angriff nehmen. Doch als er hörte, daß der später durch seine „Geschichte der Niederlande" berühmt gewordene Lothrop Motley sich mit derselben Idee befaßte, wollte er zu dessen Gunsten darauf Verzicht leisten und offerirte seinem Rivalen sogar seine bezüglichen Bücher und Manuskripte. Motley nahm sie aber nicht an und räumte ihm das Feld.

Prescott fing nun an, seine Papiere zu ordnen und ließ mehrere Archive nach weiteren Quellen durchsuchen. Sein treuer Gehülfe, Dr. Lembke, hatte inzwischen Spanien verlassen 'müssen, weil er der Regierung als Gelehrter verdächtig vorgekommen war, und sein anderer langjähriger Freund,' Don Pascual de Gayangos, war augenblicklich damit beschäftigt, den Druck seiner Uebersetzung eines arabischen Werkes über die mohamedanischen Dynastien in Spanien zu leiten. Dennoch durchstöberte dieser für ihn flüchtig alle öffentlichen Bibliotheken von Paris, London und Brüssel, ließ alles Brauchbare kopiren und schickte es an den Ort seiner Bestimmung. Auch aus Preußen und Oesterreich floß Prescott reiches Material zu. Die spanischen Archive öffneten sich ihm endlich auch noch und zwar durch den obengenannten Gayangos,

der inzwischen Professor der arabischen Geschichte in Madrid geworden war. Prescott bekam ungefähr 370 Bände, die alle Philipp II. behandelten; leider aber ließen ihn seine Augen und andere körperlichen Leiden diese Schätze täglich nur dreißig Minuten genießen, so daß es also anfänglich mit dem „Philippisiren" sehr langsam ging. Da sich seine Krankheit sehr hartnäckig in die Länge zog, so redeten ihm wohlmeinende Freunde zu, nach Europa zu gehen, wo bessere Aerzte und der Wechsel des Klimas ihm vielleicht Linderung verschaffen würden. Aber sein häusliches Leben war so geregelt, so still und gemüthlich, daß es ihm sehr schwer wurde, sich endlich zu diesem Schritte zu entschließen.

Im Mai 1850 reiste Prescott nach England. Seine Seereise war diesmal viel angenehmer; beständig drängten sich die feinsten Passagiere an den berühmten Verfasser heran und waren froh, die Erlaubnis zu erhalten, ihm für kurze Zeit als Vorleser dienen zu können. In London und Liverpool empfing man ihn mit der größten Hochachtung; Jeder überschüttete ihn mit Höflichkeiten und die berühmtesten englischen Gelehrten schätzten es sich zur großen Ehre, ihn eine Stunde als Gast beherbergen zu können. In Oxford wurden ihm und Northampton der Doktortitel verliehen. Ganz in Roth gekleidet und mit einer langen Prozession Studenten hinter sich, mußten diese beiden Kandidaten durch die Straßen der Stadt nach dem Universitätsgebäude ziehen, wobei sie sich wie Märtyrer vorkamen, die man zum Scheiterhaufen geleitet. Professor Phillimore ließ eine lange Rede vom Stapel, worin er die Verdienste eines Jeden bis in den Himmel hob und, wie Prescott scherzhaft bemerkt, jedes Adjektiv auf „issimus" endigen ließ.

Prescott machte jetzt alle Vergnügungen mit der Unverwüstlichkeit eines englischen Bachelors mit; er besuchte Bälle, Theater und Konzerte und erfreute sich dabei einer ganz köstlichen Gesundheit. Selbst sein Auge besserte sich. Auch saß er einst bei einem diplomatischen Diner an der Seite der Königin und hatte Gelegenheit, ihren trefflichen Appetit, ihre blendend weißen Zähne und ihr unschuldig herzliches Lächeln zu bewundern.

Prescott hielt sich nur vier Monate in Europa auf. Nachdem er sich noch Paris, Brüssel und Antwerpen flüchtig angesehen hatte, kehrte er wieder zu seiner Familie nach Amerika zurück und fing an fleißig zu „philippisiren“, wie er es nannte, und eine lebhafte Korrespondenz mit seinen neuen Freunden in England zu unterhalten. Im April 1852 war der erste Band des neuen Werkes fertig.

Die Tagespolitik interessirte ihn sehr wenig. Als er einst die Geschichte des Scott'schen Feldzuges in Mexiko schreiben sollte, sagte er, er wisse nur solche Helden zu behandeln, die wenigstens zwei Jahrhunderte hinter sich hätten.

Die Leiter der sich bekämpfenden politischen Parteien waren meist alle seine Freunde. Einst schrieb er an Bancroft, daß er lieber den Jungen Latein und Griechisch einbläuen möchte, als den dortigen Pfad der Politik betreten.

Um die Seeluft zu genießen kaufte er sich im Frühling 1853 ein Landhaus in Lynbay. Täglich ging er dort mit einem Regenschirm spazieren, den er jedesmal öffnete, sobald sich ein Strahl der Sonne zeigte. Die Bäume in seinem Garten pflegte er sehr sorgfältig, da ihm der Schatten ein unentbehrliches Bedürfnis war. Seinen „Philipp II.“ krönte der alte Erfolg.

Am 28. Januar 1859 verschied er nach kurzem Leiden. Die Leiche wurde seinem Wunsche gemäß noch einmal in sein Studirzimmer zu seinen alten Freunden, den spanischen Folianten, gebracht und nachher in der Familiengruft unter der St. Paulskirche zu Boston beigesetzt.

Prescott stammte aus einer Puritanerfamilie, die von Lancashire im Jahre 1640 nach Amerika auswanderte. Der Großvater des Historiographen war der Colonel William Prescott, der in der Schlacht bei Bunker Hill am 17. Juni 1775 die republikanischen Streitkräfte kommandirte. Das Schwert, das er dabei trug, hängt jetzt im Gebäude der „Massachusetts Historical Society", gekreuzt mit dem Schwerte des Capitäns John Linzee, dem Großvater von Prescott's Gattin, der das britische Kriegsschiff „Falcon" gegen die Amerikaner in derselben Schlacht befehligte. Früher hingen sie zusammen im Zimmer des Geschichtsschreibers, wovon Thakeray, der ihn 1852 besuchte, in seinen „Virginians" schreibt.:

„In the library hall of one of the best writers of America there hang two crossed swords, which his relatives wore in the great war ot independence. The one sword was gallantly drawn in the service of the king, the other was the weapon of a brave and honored republican soldier. The possessor of the harmless trophy has earned for himself a name alike honored in his ancestors country and in his own, where genius like his has always a peaceful welcome."

Prescott hinterließ drei Kinder. Seine Werke sind in mehrere Sprachen übertragen worden. Ins Spanische übersetzte sie Atiliano Calvo, ins Französische Renson,

Ithier und Poret, ins Italienische Ascanio Tempaskini und ins Deutsche Eberty, Seibel und Johannes Scherr (Philipp II.). — Eine neue amerikanische, von dem tüchtigen Historiker John Foster Kirk besorgte Ausgabe der Prescott'schen Werke ist im Verlage von J. C. Lippincott und Co. in Philadelphia erschienen.

Wie die meisten amerikanischen Schriftsteller und Verehrer der schönen Wissenschaften sich in ihrer Jugend in Folge äußerer Einflüsse der juristischen Laufbahn widmen sollten, bald aber, nachdem das Unabhängigkeitsgefühl in ihnen rege wurde, die Gesetzbücher links liegen ließen und sich ihnen zusagenderen Beschäftigungen zuwandten, so ging es auch dem verdienstvollen George Ticknor, dem allgemein bekannten Verfasser einer wahrhaft klassischen Geschichte der spanischen Literatur. Sein Vater und seine Mutter hatten in ihren jungen Jahren das Schulscepter geführt und ersterer sogar eine einst viel gebrauchte Grammatik der englischen Sprache geschrieben, so daß also in dem jungen George zu viel Schulmeisterblut steckte, um in der Wirksamkeit eines Advokaten Befriedigung zu finden. Die Worte des altenglischen Dichters Chaucer „Gladly wolde he lerne, and gladly teche“ bilden daher das Motto seines an nützlicher Thätigkeit überaus reichen Lebens.

George Ticknor wurde am 1. August 1791 zu Boston geboren. Sein Vater, der sich als Spezereiwaarenhändler ein nicht unbedeutendes Vermögen erworben, aber dadurch seine Vorliebe für seine frühere pädagogische Beschäftiguug nicht eingebüßt hatte, gab ihm den ersten Unterricht selber und bereitete ihn auch für das Dartmouth College vor. Nach George Ticknor's eigenem Geständnis lernte er jedoch während der zwei Jahre, die er sich in dem genannten

Institute aufhielt, äußerst wenig und schreibt dies hauptsächlich den ungenügenden Lehrkräften zu, die es nicht verstanden, das Interesse der Schüler für wissenschaftliche Disciplinen zu wecken. 1807 ging er daher wieder nach Boston zurück und ließ sich durch Dr. Gardiner, einen besonders in klassischen Sprachen und Literaturen gründlich bewanderten Geistlichen, in die Geistesschätze Roms und Griechenlands einweihen, so daß er also mit gründlichen Vorkenntnissen das Harvard College beziehen konnte. 1810 trat Ticknor in das Bureau eines Advokaten ein und wurde drei Jahre danach zur juristischen Praxis zugelassen. Trotzdem er nun, wie er selber sagt, in der Jurisprudenz ein Stümper war, so verdiente er doch im ersten Jahre seiner Wirksamkeit als Advokat so viel, um seinen Laufburschen und die Miethe für sein Bureau bezahlen zu können, und dies war nach seiner Meinung im Vergleiche mit anderen jungen Kollegen immerhin ein erfolgreicher und vielversprechender Anfang. Da er aber in seinem Bureau beständig schönwissenschaftliche Bücher las und den juristischen Fachwerken nur selten einen Blick widmete, so wäre er sicherlich doch nicht weit über diesen Anfang hinausgekommen und so beschloß denn sein Vater, dem er seine wahre Neigung durchaus nicht verheimlichte, ihn zur weiteren Ausbildung auf eine deutsche Universität, und zwar nach Göttingen zu senden. Dazu war nun vor allen Dingen nöthig, daß der junge George Deutsch lernte, und da es damals, so sonderbar es auch klingen mag, in ganz Boston keinen Herrn gab, der diese Sprache zu lehren verstand, so ging er nach dem benachbarten Jamaica Plains, woselbst ihn ein gewisser Dr. Brosius, ein geborener Straßburger, so gut er es vermochte, mit der

deutschen Grammatik bekannt machte. Das erste deutsche Werk, das Ticknor zu lesen versuchte, war „Werther's Leiden", von welchem er auch eine englische Uebersetzung zu liefern beabsichtigte, damit aber nie zu Ende kam.

Zur Zeit der Jugend Ticknor's war Boston eine Stadt von ungefähr 18,000 Einwohnern und dieselben bildeten, da sie fast alle von englischen Einwanderern abstammten, eine homogene Masse. Der strenge puritanische Moralkodex hatte noch seine volle Gültigkeit; Pope und Milton wurden fleißig gelesen und die Geistlichen erfreuten sich eines weitgehenden Einflusses. Die jungen Leute, denen die nöthigen Mittel zu gelehrten Studien zur Verfügung standen, widmeten sich fast ausschließlich der Theologie oder der Jurisprudenz; Ticknor jedoch wurde es als dem einzigen Sohne seines Vaters erlaubt, von dem bisher allgemein befolgten Gebrauche abzuweichen und eine andere Karriere einzuschlagen. Im Mai 1815 kam derselbe mit vier seiner besten Freunde in Liverpool an. Gleich nach seiner Ankunft machte er die Bekanntschaft des Kunstschriftstellers Roscoe, der ihm einige Originalmanuskripte von Burns zeigte und ihm die hauptsächlichsten Stellen daraus vorlas. In London dinirte er mit dem bekannten Verleger Murray und verkehrte auch viel mit Byron und dessen Gemahlin.

Im August 1815 traf Ticknor in Göttingen ein, dessen Universität damals durch den Mathematiker Gauß und den Naturforscher Blumenbach Studenten aus aller Herren Länder anzog und dessen 200 000 Bände zählende Bibliothek als eine der reichhaltigsten Europas galt. Dort fand sich nun Ticknor bald zu Hause. Um den Vor-

lesungen beiwohnen zu können, nahm er vor allen Dingen täglich Unterricht in der deutschen Sprache; auch betheiligte er sich am Fechtunterrichte. Sobald ihm das Deutsche einigermaßen geläufig geworden war, besuchte er Vorträge über Naturgeschichte, neutestamentliche Theologie und Philologie. Sein Lehrer im Griechischen war Dr. Schultze, der bekannte Verfasser der „bezauberten Rose“, den er als ein Wunder philologischer Gelehrsamkeit hinstellte und von dem er in seinen von George S. Hillard herausgegebenen, an interessanten literarhistorischen Materialien ungemein reichen Tagebüchern („The Life, Letters and Journals of George Ticknor“, Boston 1876, 2 Bände) stets mit der größten Hochachtung redet. In den an seinen Vater und einige Bostoner Freunde gerichteten Briefen gibt Ticknor ausführliche Berichte über den Fortgang seiner Studien und preist sich glücklich, daß er in einem Lande wohne, in dem die Freiheit der Wissenschaft verbürgt sei. In häufig unternommenen Ferienreisen suchte er überall die Berühmtheiten des Tages auf und führte über diese Besuche gewissenhaft Tagebuch. In Hannover machte er die Bekanntschaft der Frau Kestner, Werther's Lotte nämlich; auch hatte er eine längere Unterredung mit Goethe in Weimar. Wo er in seinen an Bekannte in Amerika gerichteten Briefen eine Lanze für die deutsche Literatur und Wissenschaft brechen und die Vorurtheile seiner Landsleute gegen Deutschland abschwächen konnte, da that er es und bekämpfte selbst die haltlosesten und albernsten Einwendungen mit der größten Ausführlichkeit und mit einer in Anbetracht der Umstände mit Recht zu bewundernden Sachkenntnis. Im November 1816 wurde Ticknor mit einem Jahres-

gehalte von 1000 Dollars zum Professor der spanischen Sprache und Literatur am Harvard College ernannt und da er nie den geringsten Schritt that, ohne erst seinen Vater zu konsultiren, so sandte er demselben zwei Briefe und überließ es ihm ganz und gar, von welchem derselben er Gebrauch machen wollte — der eine war nämlich sein Annahme-, der andere sein Ablehnungsschreiben. Die darauf folgenden Korrespondenzen mit seinem Vater verzögerten dann die formelle Annahme der Stelle um ein volles Jahr.

Im März 1817 nahm Ticknor von seinen Göttinger Freunden und Professoren Abschied und bereiste Frankreich und Italien. In Paris, wo er sich in seinen Mußestunden fleißig mit dem Studium der französischen und italienischen Sprache beschäftigte, lernte er A. von Humboldt, Madame Récamier, Chateaubriand und Frau von Staël kennen, und die Freundschaft, die er mit dem Erstgenannten anknüpfte, wurde erst durch dessen Tod zum Abschluß gebracht. Im Allgemeinen gefiel ihm jedoch sein Aufenthalt in Paris nicht besonders und da er sich daselbst auch eine polizeiliche Untersuchung seiner Privatpapiere und Effekten gefallen lassen mußte, was der vorsichtigere Humboldt auf die Intriguen eines englischen Spiones zurückführte, so trennte er sich mit leichtem Herzen von dieser Stadt. Er reiste nun nach der französischen Schweiz und Savoyen und nahm bei dieser Gelegenheit auch an einer Besteigung des Mont Blanc theil.

In Venedig fand er Lord Byron und derselbe versprach ihm, in einigen Jahren nach Amerika zu kommen, da ihm die europäischen Verhältnisse zuwider wären.

Im Mai 1818 traf Ticknor in Madrid ein, um spanische Sprache und Literatur, um die er sich bisher so gut wie gar nicht bekümmert hatte, an Ort und Stelle zu studiren. Alles was auf spanisches Leben Bezug hatte, interessirte ihn in hohem Maße, was den Mitgliedern der damals im Geheimen arbeitenden Inquisition nicht entging, sodaß sie zweimal den vergeblichen Versuch machten, den intelligenten und scheinbar mit großen Geldmitteln versehenen Amerikaner zum Katholicismus zu bekehren. Auch einem Stiergefechte wohnte Ticknor bei und die über diesen Volksgebrauch gesammelten historischen Notizen verarbeitete er späterhin zu einem längeren Essay, den er 1825 in der „North American Review" erscheinen ließ. Er bereiste auch Südspanien und sah sich überall in den Bibliotheken und Kunstsammlungen fleißig um. In Cadix machte er auch die Bekanntschaft des um die Kenntnis der älteren spanischen Literatur hochverdienten Hamburgers Böhl von Faber, dessen Tochter späterhin unter dem Namen „Fernan Caballero" eine gefeierte spanische Schriftstellerin wurde. Lange hielt er sich übrigens in Spanien nicht auf, sondern eilte bald wieder nach Paris, wo er so glücklich war, eine Anzahl seltener Werke aufzutreiben, nach denen er in Spanien vergeblich gesucht hatte. Nach einer flüchtigen Reise durch England und Schottland, während welcher er mit den bedeutendsten Schriftstellern des britischen Inselkönigreiches bekannt wurde, reiste er wieder in seine Heimath zurück und traf am 2. Juni 1819 bei seinem Vater in Boston ein. Zwei Monate darauf trat er sein Amt als Professor der französischen und spanischen Literatur am Harvard College an.

Seine reiche Bibliothek war gewissermaßen Gemeineigenthum seiner Schüler und Freunde und er versandte sogar öfters die seltensten und theuersten Werke aus derselben leihweise nach anderen Staaten.

George Ticknor war mit einer Tochter des reichen Bostoner Kaufmannes Eliot, welcher die griechische Professur am Harvard College gestiftet hatte, verheiratet, und konnte, da er auch durch den Tod seines Vaters in den Besitz eines nicht unbedeutenden Vermögens gelangt war, nun ruhig und unabhängig seinen Lieblingsstudien leben. Für die Hebung des genannten College war er unermüdlich thätig und hatte, da von allen Professoren außer ihm nur einer eine europäische Universität besucht hatte und selbst der Rektor keine Ahnung von den existirenden Uebelständen hatte, dabei mit unsäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Auch verhalf er den deutschen Flüchtlingen Dr. Beck und Follen zu Professuren am Harvard College.

Außer seinen Vorträgen über französische und spanische Literatur hielt Ticknor auch einen Cyklus von Vorlesungen über Dante und Shakespeare und es ist sicherlich zu bedauern, daß er dieselben niemals für den Druck ausarbeitete.

Ticknor besuchte Europa noch zweimal. Auf seiner zweiten Reise berührte er auch Wien und erfreute sich daselbst der Bekanntschaft Metternich's, Auersperg's (Anastasius Grün), Hammer-Purgstall's u. s. w. In Turin konversirte er mit Silvio Pellico und in Mailand mit Manzoni. In Rom verkehrte er fleißig mit dem wohlbeleibten und hochgelehrten Bunsen und lernte in dessen

Hause auch den Egyptologen Lepsius und den Sohn von Werther's Lotte kennen, welch' letzterer ihm über hundert Originalbriefe Goethe's zeigte. Auch Mezzofanti's, des gewaltigen Sprachenkenners, Bekanntschaft machte er und bemerkte über ihn, daß er zwar das Englische geläufig spreche, seine Pronunciation jedoch eine sehr mangelhafte sei. Mit mehreren dieser Celebritäten blieb Ticknor nach seiner Rückkehr nach Amerika in lebhaftem Briefverkehr; besonders korrespondirte er fleißig bis an sein Ende mit dem Könige Johann von Sachsen, dem unter dem Namen „Philaletes" berühmten Dantekenner.

Nun arbeitete Ticknor fleißig, ohne sich jedoch zu übereilen, an seiner „Geschichte der spanischen Literatur". Agenten in England und Spanien mußten ihm seltene spanische und portugiesische Werke verschaffen; auch ließ er sich eine Anzahl in spanischen Bibliotheken aufbewahrter Manuskripte kopiren, wobei ihm die Dienste Washington Irving's, der damals als amerikanischer Gesandter in Madrid weilte, sehr zu statten kamen. Im Jahre 1849 erschien dann seine dreibändige „Geschichte der spanischen Literatur" in New-York und London und erfuhr von den tonangebenden Zeitschriften Europa's die günstigste Beurtheilung. Ticknor's verdienstvoller Freund Don Pascual de Gayangos übersetzte sie in Verbindung mit Enrique de Vedia in das Spanische (Madrid 1851—1856, 4 Bände); J. G. Magnabal übertrug sie in das Französische (Paris 1864—1872, 3 Bände) und Dr. Julius, ein Hamburger Gelehrter, der sich ein Jahr in Amerika aufgehalten und Ticknor's persönliche Bekanntschaft gemacht hatte, lieferte eine deutsche Uebertragung, welcher F. Wolf wichtige

Nachträge über die Romanceros und Cancioneros beigab. Ticknor arbeitete beständig an der Verbesserung seines großen Werkes, von dem stets ein Exemplar zur Eintragung von Notizen auf seinem Arbeitstische lag. Während seines Lebens wurden von diesem Werke drei starke Auflagen gedruckt; die vierte veranstaltete G. S. Hillard nach dem Tode des Verfassers.

An der Gründung einer öffentlichen Bibliothek in Boston nahm Ticknor außerordentliches Interesse und ging, um Bücher für dieselbe anzukaufen, im Jahre 1856 abermals nach Europa, da ein gewisser Bates dem zu gründenden Institute die Summe von 50,000 Dollars zugewandt hatte. Dieser Bibliothek vermachte auch Ticknor späterhin seine reichhaltige Sammlung spanischer und portugiesischer Werke.

Während des amerikanischen Bürgerkrieges war Ticknor ein eifriger nnd zu großen Opfern stets bereiter Freund des Nordens, der niemals an dem glücklichen Ausgange dieses blutigen Konfliktes verzweifelte. Er verfaßte in dieser Zeit auch sein Werk „The Life of Prescott", eine auf Originaldokumenten beruhende Biographie seines intimen Freundes William Hickling Prescott. Am 26. Januar 1871 starb Ticknor in dem hohen Alter von 80 Jahren.

Außer seiner an seltenen Drucken reichen Büchersammlung vermachte er der öffentlichen Bibliothek Boston's noch 4000 Dollars mit der Bestimmung, daß die Zinsen dieses Kapitals zur Anschaffung weiterer Werke in spanischer Sprache verwendet werden sollten. Einen Katalog der „Ticknor-Collection" gab 1879 James Whitney im Auftrage des Verwaltungsrathes der Bostoner Bibliothek

heraus. Derselbe ist ein bibliographisches Meisterwerk und bildet einen Oktavband von 476 Seiten. Da er zahlreiche literarhistorische Notizen aus der Feder Tick-nor's, de Gayango's und Prof. Knapp's enthält, so ist er zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für das Studium der spanischen Literatur geworden.

Von Ticknor's, hauptsächlich in der „North American Review“ erschienenen Essays ist leider nie eine Gesammt-ausgabe veranstaltet worden.



Philosophen und Unitarier.

Zu allen Zeiten ist die Klage allgemein gewesen, daß man der spekulativen Philosophie so wenig Interesse abgewonnen und die Vertreter derselben der Kategorie müßiger Grübler und transcendentaler Silbenstecher einverleibt habe. Stets lobte die der Metaphysik abholden Masse jene thrakische Magd, die den Philosophen Thales herzlich auslachte, als er bei Betrachtung des Sternenhimmels den Boden unter sich vergaß und in einen Brunnen stürzte. Aber dieser Thales war durchaus kein unpraktischer Mensch und wenn wir den allerdings etwas anekdotenhaften Nachrichten über sein Leben Glauben schenken wollen, so besaß er sogar ein kaufmännisches Talent, um das ihn der geriebenste Yankee beneidet hätte.

Daß die Philosophie überhaupt nur die Domäne weniger Auserwählten sein kann, liegt leichtbegreiflich in der Natur dieser Disciplin, was auch Kant und Schopenhauer bereitwillig eingestehen; wenn aber ersterer in der Vorrede zu seiner „Kritik der reinen Vernunft“ klagt, daß man die Philosophie, die man früher die Königin

aller Wissenschaften genannt habe, nun wie die Hekuba verstoße und verachte, so dürfte ihm, besonders wenn wir diese Worte auf die Gegenwart anwenden wollen, durchaus nicht beizustimmen sein. Man streitet der Philosophie allerdings das Recht einer selbstständigen Wissenschaft ab, aber sie hat doch, besonders seitdem sie der dogmatischen Religion den Magddienst gekündigt und sich mehr an das größere gebildete Publikum gewandt und ihren eigenthümlichen Jargon aufgegeben hat, eine Verbreitung gefunden, über die sie sich nicht zu beklagen braucht. Dieses Verdienst haben sich die philosophischen Pessimisten Deutschlands, besonders aber Schopenhauer und Hartmann, zuzuschreiben.

Der Pessimismus ist zwar so alt wie die Menschheit und zu allen Zeiten begegnen wir Individuen, die Ursache zu haben glauben, mit den bestehenden Verhältnissen unzufrieden zu sein; diese Unzufriedenheit aber in ein System zu bringen und zur Basis eines philosophischen Lehrgebäudes zu machen, ist der Neuzeit vorbehalten geblieben. Wie einst Goethe's „Werther" dadurch eine ungeahnte Popularität erlangte, daß er ein getreues Spiegelbild der unerquicklichen Zeitverhältnisse und der Einwirkung derselben auf zartbesaitete Gemüther lieferte, so ist auch die erstaunliche Verbreitung der pessimistischen Weltanschauung lediglich auf Dinge und Zustände zurückzuführen, deren detaillirte Auseinandersetzung man nur dann wagen darf, wenn man sich vor der Ausführung der Staatsgesetze nicht fürchtet.

Für Denjenigen, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird es nun leicht erklärlich sein, warum diese exotische Pflanze der Philosophie in Amerika, also in

einem demokratischen Gemeinwesen, welches dem Individuum den größtmöglichen gesetzlichen Spielraum zur Entfaltung aller ihm innewohnenden Kräfte gewährt, nie so recht Wurzel fassen konnte und warum man hier so äußerst selten einem schriftstellernden Poeten, Weltweisen oder einem sonstigen menschlichen „Empfindungssubjekte" begegnet, das sich nach dem „Nullpunkt der Empfindung" sehnt.

Pessimistische Klänge, wie wir sie z. B. bei den amerikanischen Dichtern Poe, Dorgan, Sill, Arnold, Winter, Ryan u. s. w. gelegentlich vernehmen, sind lediglich auf individuelle Stimmungen zurück zu führen und können daher nicht als der Ausdruck eines in der Masse wirkenden Gefühls betrachtet werden. Die Herstellung eines Pessimistengesangbuches, wie es neuerdings Otto Kemmer in Deutschland unternommen hat, wäre in Amerika eine Unmöglichkeit.

Dadurch, daß die Vertreter der Philosophie in Amerika meistentheils Doktoren der Divinität und wohlbestallte Universitätsprofessoren sind, hat diese Disciplin durchaus nichts gefährliches; die Herren gehen einfach und ruhig den alten ausgetretenen Pfad der Aprioristen weiter und erklären alle Neuerungen, besonders den Darwinismus, in die Acht. Da sie den Glauben an Gott und Unsterblichkeit, sowie die Willensfreiheit dahier noch nicht in die Rumpelkammer überlieferter Ansichten geworfen haben und sie meistentheils mit den Ergebnissen der exakten Wissenschaften nur oberflächlich vertraut sind, trotzdem uns Manche das Gegentheil versichern, so glauben sie ihre vermeintliche Hauptaufgabe, nämlich die Versöhnung der Religion und Wissenschaft, leicht lösen zu können.

Dies war besonders die Absicht der alten Puritaner, die, beiläufig gesagt, sich der Philosophie nur dann bedienten, wenn sie darin eine Stütze für ihre theokratischen Bestrebungen sahen. Die Philosophie war ihnen also Nebensache, ihre engherzige Sektentheologie mit dem obligaten Unfehlbarkeitsdünkel und der daraus nothwendig resultirenden Verfolgungssucht die Hauptsache.

Da wir in dem Vorstehenden bereits den Grundcharakter der amerikanischen Philosophie hinreichend angedeutet haben, so können wir uns in dem Folgenden mit einer gedrängten bibliographisch-kritischen Darstellung der betreffenden Literatur begnügen.

Laurence P. Hickock, der 1798 auf einer Farm in Connecticut geboren wurde, sich dem Studium der Theologie widmete und seit 1852 Vicepräsident des Union College war, ist der Verfasser mehrerer Werke über Psychologie („Empirical Psychology“ und „Rational Psychology“), sowie einer Schrift über Ethik („System of Moral Science“), die noch heute vielfach an von Geistlichen beeinflußten Bildungsanstalten gebraucht werden, trotzdem sie längst durch bessere, wenn auch dieselbe Grundtendenz verfolgende Kompendien ersetzt worden sind.

Auch Francis Wayland's (geboren 1796 in New-York, gestorben 1865) Werk „Elements of Intellectual Philosophy“ (12. Auflage 1870) gehört noch zu den Textbüchern mehrerer Anstalten; es ist in faßlicher, anregender Sprache geschrieben, und da der Verfasser früher Baptistenprediger und von 1827—1855 Präsident der konservativen Brown-Universität war, so läßt sich natürlich auch an der darin kultivirten hausbackenen Frömmigkeit nichts aussetzen.

Thomas Cogswell Upham (geboren 1799 zu Deerfield in New Hamshire), ebenfalls ein Doktor der Divinität, verfaßte außer zahlreichen anderen Schriften ein zweibändiges Werk über „Mental Philosophy" (New-York, 1869), das eine Fülle mit Mühe zusammengetragenen und gut geordneten Materials enthält und daher auch eine große Verbreitung gefunden hat. Strenge philosophische Kritik ist jedoch seine Stärke nicht. Auch Joseph Haven (geboren 1816 in Massachusetts und von 1858 bis 1870 Professor der Theologie zu Chicago) zeigt sich in seinen viel verbreiteten Schriften „Mental Philosophy" (Boston 1870), „Moral Philosophy" (Boston 1869) und „Studies in Philosophy and Theology" (Andover 1869) als engherziger, lichtscheuer Philosoph, dessen Urtheil nur in geistig beschränkten Kreisen auf Anerkennung rechnen darf.

Jeremiah Day (1773—1867), einer der Präsidenten des Yale College, ist der Verfasser des Werkes „An Inquiry respecting the Self-determining Power of the Will" (New Haven 1838), in dem er, da er sich wie alle Verehrer und Verfechter der Willensfreiheit vor den vermeintlichen, aber längst als unhaltbar erkannten Konsequenzen der Anerkennung unfreiwilliger Handlungen fürchtet, hinter allerlei Sophisterei verschanzt, um ja keinen öffentlichen Anstoß zu erregen und die Moral und die Sicherheit des Individuums zu gefährden. Da besaßen denn doch die Engländer Hobbes und Hume einen größeren moralischen Muth.

Ein recht verdienstvolles Werk ist Charles C. Everett's (geboren 1829) Werk „The Science of Thought" (Boston 1870), das fast ausschließlich auf deutschen Quellen

beruht. In der die Logik behandelnden Abtheilung war Hegel sein Vorbild, doch kann er durchaus als dessen blinder Nachbeter betrachtet werden; auch entlehnte er Vieles dem Hauptwerke Schopenhauers, den er den brillantesten Metaphysiker der Welt nennt, dessen Philosophie er aber mit einer reizenden Frucht vergleicht, die im Innern faul sei.

Einer der fleißigsten philosophisch-theologischen Schriftsteller Amerikas, der sich natürlich auch vorzugsweise mit der Versöhnung zwischen Glauben und Wissenschaft beschäftigt hat, ist John Bascom (geboren 1832). Derselbe schrieb „Natural Theology", ein Buch, in dem er hauptsächlich die Eigenschaften Gottes illustrirt und eine Lanze für die menschliche Unsterblichkeit bricht; dasselbe Princip verfolgte er in den unter dem Titel „Science, Philosophy and Religion" veröffentlichen Vorträgen. Seine „Comparative Psychology" und „Principles of Psychology" lehnen sich an Hickock's Lehrbücher an; sein Werk „Science of the Mind" ist allem Anscheine nach in zu großer Hast abgefaßt worden. Außerdem schrieb Bascom ein Werk über Nationalökonomie, eines über Aesthetik und eine sehr anregende „Philosophy of English Literature".

James McCosh, bis vor kurzem Präsident von Princeton College in New Jersey, ist der populärste Vertreter der Hamilton'schen Philosophie in Amerika. Derselbe ist im Jahre 1811 in Schottland geboren und studirte auf den Universitäten von Glasgow und Edinburgh. Dann ward er Geistlicher und späterhin, nämlich im Jahre 1852, Professor der Philosophie am Queen's College in Belfast. Außer zahlreichen Pamphleten philosophischen Inhaltes schrieb er „The Method of Divine

Government", „Christianity and Positivism", „Logic", „Typical Forms and Special Ends of Creation" und „Intuition of the Mind", sowie ein historisch-kritisches Werk über die Philosophie Schottlands. Seine Hauptaufgabe ist es, die Ansichten eines Mill, Bain und Spencer zu bekämpfen und eine Versöhnung zwischen dem Apriorismus und der Empirie anzubahnen. Trotzdem er ein Lehrbuch der Logik geschrieben hat, ignorirt er doch sehr häufig die Grundlehren derselben und läßt sich stets von seiner vorgefaßten christlichen Sektenmeinung leiten, so daß es eine leichte Arbeit wäre, die in seinen Werken enthaltenen Widersprüche und Inkonsequenzen zusammenzustellen. McCosh polemisirt gar gerne und erklärt den Resultaten der modernen Naturwissenschaften ein für allemal den Krieg. Darwin's Grundprinzipien läßt er, wenn auch ungerne, Gerechtigkeit widerfahren, hält aber dessen Theorie, so lange sie noch von Männern wie dem von allen altväterlichen Philosophie-Professoren heilig gesprochenen Agassiz bekämpft wird, durchaus nicht für zuverlässig. Die von ihm beharrlich vertretene Zweckmäßigkeit im Naturleben, die natülich auf einen absoluten Gesetzgeber hinweist, ist von Professor L. E. Hicks im herkömmlichen Sinne in dem Werke „A Critique of Desing-Argument" (New-York 1883) historisch-kritisch ventilirt worden und zwar so, daß die Vertreter religiöser Dogmen damit zufrieden sein können.*)

Professor W. D. Wilson von der Cornell University

*) In seiner neuesten Schrift „Whither, o Whither" (New-York 1890) will er die Bibel im buchstäblichen Sinne aufgefaßt und geglaubt haben. An der deutschen Theologie läßt er darin kein gutes Haar.

ist der Verfasser mehrerer Werke über Psychologie und Metaphysik („An Introduction to the Study of Metaphysics“, „Lectures on Psychology“, „Life-Questions of Psychology and Metaphysics“ u. s. w.), in denen er mehr als irgend ein spekulativer Philosoph Amerikas psychische Vorgänge von physischen Bedingungen abhängig zu machen sucht; im Uebrigen aber sind seine Schriften ebenfalls von theologischen Vorurtheilen stark beeinflußt. Dasselbe gilt auch von Noah Parker's großem Werke „The Human Intellect.“

John Fiske, früher außerordentlicher Professor der Philosophie am Harvard College und, wie man sagt, seiner Stellung wegen seiner Vorliebe für Darwin seit Jahren enthoben, ist der Verfasser des zweibändigen, klar, anziehend und anregend geschriebenen Werkes „Cosmic Philosophy“ (Boston und London 1875). Da der Verfasser keine Theologie zu vertheidigen, auch nicht Wissenschaft und Religion zu versöhnen hatte, so konnte er sich auf einen freieren Standpunkt stellen und lieferte somit den werthvollsten Beitrag, den Amerika bis jetzt der philosophischen Literatur gegeben hat. Originalgedanken darf man bei ihm doch nicht suchen. Fiske's Hauptverdienst liegt einfach in der Popularisirung und der philosophischen Verwerthung der Lehren von Darwin und Spencer.

Fiskes Buch „Myths and Mythmakers“ ist eine hauptsächlich auf deutschen, aber nicht immer zuverlässigen, wie z. B. Nork's Forschungen, beruhende vergleichende Mythologie der Volkssagen und Volksmärchen und kann überhaupt nur als eine Kompilation angesehen werden. Von seinen für die hauptsächlichsten Monatsschriften Amerikas abgefaßten Aufsätzen veröffentlichte er drei Sammlungen in Buchform, nämlich „The Unseen World, and other

Essays“, „Darwinism, and other Essays“ und „Excursions of an Evolutionist“. In seiner Schrift „The Destiny of Man in the Light of his Origin“ (Boston 1884), welche die Quintessenz seiner Forschungen enthält, verwahrt er sich energisch gegen den in Amerika und auch sonstwo so stark verbreiteten Glauben, daß Darwin's Theorie den Atheismus befördere und bricht zum Schlusse auch eine Lanze für die Unsterblichkeitsidee.*)

In der „Concord School of Philosophy“, einer seit 1879 bestehenden Organisation, haben die spekulativen Philosophen in Amerika eine Vereinigung gefunden, durch die sie das Land mit transcendentalen Ideen versehen wollen. Hauptleiter derselben ist der im sogenannten „Orchard House“ zu Concord wohnende Dr. W. T. Harris, der Gründer und Redakteur der Vierteljahrsschrift „Journal of Speculative Philosophy“. In diesem Hause, das früher Alcott's Eigenthum war und in dem dessen Tochter Louisa ihr berühmtes und viel gelesenes Werk „Little Women“ schrieb, gaben sich jährlich die Philosophen verschiedener Richtungen ein kordiales Stelldichein und da die Zahl derselben allmählich für den zur Verfügung stehenden Raum zu groß wurde, so kauften sie die „Hillside Chapel“, schmückten sie mit den Büsten Plato's, Pestalozzi's und Emerson's aus und halten nun dort jährlich ihre Tagsatzungen ab. Jeder der Vortragenden ist nur für seine individuelle Meinung verantwortlich; ein besonderes System wird nicht kultivirt, doch sind alle in der Bekämpfung des Materialismus ein Herz und eine Seele.

*) In der Neuzeit hat sich Fiske dem Studium der Geschichte Amerikas zugewandt.

Da alle Metaphysiker der alten Schule sind und da die meisten dem geistlichen Stande angehören, oder doch wenigstens Theologie studirt haben, so ist eine weitere Karakteristik dieser Schule überflüssig. Dort hält Frau Ednah D. Cheney Vorträge über Kunst, Dr. Jones über Plato, Snider über Shakespeare, Harris über Hegel und Bronson Alcott über Mystik. Letzterer, dem der Kanadier G. Stewart eine lesenswerthe Broschüre (Quebec 1880) gewidmet hat, ist am 27. November 1779 zu Walcott in Connecticut geboren und hat sich während des größten Theiles seines Lebens mit Predigen, Lehren und dem Lösen ethischer und sozialer Probleme beschäftigt. Mit der Brook-Farm-Bewegung sympathisirte er zwar, schloß sich derselben aber nicht an, sondern zog es vor, auf einer eigenen Farm, die er „Fruitlands" nannte, seinen Traum vom menschlichen Glücke zu träumen.

Nur wenige Gesinnungsgenossen schlossen sich ihm dort an; die ganze Gesellschaft bestand nur aus zehn Individuen, worunter fünf Kinder, und da Alle in der praktischen Lebenskunst unerfahren waren, so machte dies Unternehmen schließlich ein eben solch trauriges Fiasko wie Brook Farm oder Ballou's Wagnis zu Mitford.

Von der Durchführbarkeit seiner sozialistischen Ideen blieb Alcott übrigens nach wie vor so fest überzeugt, wie George Ripley, der geistige Leiter von Brook Farm.*) Nach jener Episode widmete sich Alcott dem Erziehungssache und errichtete im Freimaurertempel zu Boston eine Privatschule, wobei ihm Margaret Fuller und Elizabeth

*) Siehe „Brook Farm und Margaret Fuller" von Karl Knortz. New-York 1886.

Peabody, die Verfasserin eines Werkes über den Fröbel'schen Kindergarten und einer Biographie des Unitariergeistlichen Channing, als Lehrerinnen zur Seite standen. Diese Schule, die auf den Prinzipien Pestalozzi's beruhte, ohne daß Alcott damals mit den Schriften dieses Pädagogen bekannt war, erregte großes Aufsehen, war aber, da man befürchtete, die Kinder würden darin zu geistigen Monstrositäten entwickelt, solchen erbitterten Angriffen ausgesetzt, daß sie der Gründer aufgeben und zur Bezahlung der dadurch gemachten Schulden seine Bibliothek verkaufen mußte. Die bereits erwähnte Peabody gab darüber die Schrift „The Record of a School" heraus und Harriet Martieneau schrieb darüber ein Kapitel, das sie dem dritten Bande ihres Werkes „Society in America" einverleibte. Die in Fräulein Alcott's Buch „Little Men" erwähnte Plumfieldschule ist unstreitig die unglückliche Anstalt ihres Vaters.

Alcott bekämpfte die Sklaverei und das Schweinefleischessen, er schwärmte für das Frauenstimmrecht und überhaupt für solche Reformen, von denen er sich einen humanen Gewinn versprach. Nach seinem schulmeisterlichen Bankerott zog er sich nach Concord zurück und widmete sich dem Landbau, um stets im unmittelbaren Verkehre mit Mutter Natur zu sein. Wie sein Freund Thoreau, so grübelte er auch beim Graben und Schaufeln über philosophische Probleme nach und sah Poesie überall und in Allem. Auch zahlte er wie dieser keine Steuern und ließ sich deshalb mehrmals ins Gefängnis führen, dankte aber seinen Freunden nicht, als sie ihn wieder befreiten. Seine für den „Dial" geschriebenen „Orphic Sayings" trugen ihm den Namen eines Visionärs ein und

außerdem noch zahlreiche hämische Kritiken. James R. Lowell witzelt über ihn in seiner „Fable for Critics“:

„Yonder, calm as a cloud, Alcott stalks in a dream,
And fancies himself in the groves Academe,
With the Panthenon nigh and the olive trees o'er him,
And never a fact to perplex him or bore him.

When he talks he is great, but goes out like a taper,
If you shut him up closely with pen, ink and paper;
Yet his fingers itch for 'em from morning till night,
And he thinks he does wrong if he don't always write;
In this, as in all things, a saint among men,
He goes sure to death when he goes to rise pen.“

Bronson Alcott ist der Verfasser folgender Werke: „Conversations with Children on the Gospel“, 1836; „Tablets“, 1868; „Concord Days“, 1872; „Table Talk“, 1877; „New Connecticut, an Autobiographical Poem“, 1881; „Sonnets and Canzonets“, 1882 und „Emerson, an Estimate of his Character and Genius“, 1882.*)

An dem im Jahre 1867 gegründeten „Journal of Speculative Philosophy“ arbeiten die besten Kräfte Amerika's bereitwillig mit und liefern Aufsätze über alle erdenklichen Geistesgrößen und deren Schöpfungen. Besonders aber übersetzen sie fleißig aus Kant, Hegel, Schelling, Fichte und Schopenhauer und bahnen dadurch eine geistige Wechselwirkung zwischen Amerika und Deutschland an. Hat doch auch sogar der sonst so vorurtheilsvolle McCosh seinen Schülern den Rath gegeben, zum Studium der Philosophie nach Deutschland zu gehen, sich aber nach

*) Alcott starb am 4. März 1888. Zwei Tage später starb seine Tochter Luisa.

ihrer Rückkehr zu amerikanisiren. Was letzteres heißt, ist aus dem vorher über diesen Hamiltonianer Gesagten leicht ersichtlich.

Als erfreuliches Zeichen der intellektuellen Thätigkeit der Amerikaner ist fernerhin der Umstand zu betrachten, daß Prof. G. S. Morris, der Verfasser einer trefflichen Uebersetzung von Ueberweg's „Geschichte der Philosophie", in dem Griggs'schen Verlage zu Chicago eine Sammlung von „German Philosophical Classics for English Readers and Students" erscheinen läßt. Dieselbe ist auf zehn bis zwölf Bände berechnet und soll die Hauptwerke von Kant, Leibniz, Hegel, Schelling und Fichte enthalten.

Kant, dem in England Coleridge und Hamilton den Weg bahnten, wird allenthalben in Amerika als der König der Philosophie gepriesen und überall ertönt es auch hier: „Zurück auf Kant!" Die Centennialfeier zur Erinnerung an die Veröffentlichung der Vernunftkritik wurde auch in Amerika festlich begangen und die bei dieser Gelegenheit abgehaltenen Reden legten ein beredtes Zeugnis ab von der Hochachtung, in welcher der Königsberger Philosoph dahier steht. Auch an Gelegenheitsschriften, wie z. B. Dr. Jackson's „Seneca and Kant" (Dayton, Ohio 1881) fehlte es damals nicht.

Rowland G. Hazard (geboren 1801 zu South Kingston, R. J.), ein reicher, zu Peace Dale auf Rhode Island lebender Wollfabrikant, hat den Beweis geliefert, daß man ein geriebener, umsichtiger Geschäftsmann und zugleich auch ein tief denkender Metaphysiker und zwar ohne akademische Bildung genossen zu haben, sein und in beiden Branchen Ausgezeichnetes leisten kann.

Hazard ist der Verfasser folgender Schriften: „Essay

on Languages" 1835 (neue durch einige andere Aufsätze bereicherte Ausgabe, Boston 1867); „Our Resources" (New-York 1868); „Finance and Hours of Labor" (New-York 1868); „Freedom of Mind in Willing, addressed to John Stuart Mill" (Boston 1869) und „Man a creative First Cause" (Boston 1883). In allen diesen Werken, die theilweise auf Geschäftsreisen abgefaßt wurden, zeigt sich der Verfasser als Optimist und idealer Dualist. In nationalökonomischer Hinsicht huldigt er, ohne jemals den Adam Smith gelesen zu haben, dem Prinzipe des Freihandels und betreffs der Lehre von dem Willen, die ihn mehr als ein anderes metaphysisches Problem beschäftigt hat, spricht er sich entschieden zu Gunsten der Freiheit desselben aus, ohne übrigens den alten Beweisen für dieselben neue hinzuzufügen. Sein Aufsatz über die Sprache, der besonders seinem Freunde, dem Unitarierprediger Channing, gefiel, ist im Grunde nichts anderes, als eine etwas poetisch gefärbte Lektion in praktischer Logik. Seine Ansichten sind streng konservativ und gelegentlich auch etwas religiös angehaucht. Geo. P. Fisher hat Hazard's Schriften in der „North American Revue" vom Oktober 1869 eine längere Betrachtung gewidmet.

Wer in Amerika gegen den Darwinismus schreibt und seiner Streitschrift nur einigermaßen einen wissenschaftlichen Anstrich zu geben vermag, kann sicher sein, daß er sich ein dankbares Publikum erobert, denn der Stockamerikaner hat vor jener Theorie heute noch solchen Respekt wie vor den Umsturzideen der Sozialisten. Trotzdem aber haben sich die Hauptlehren Darwins doch in einflußreichen Kreisen Bahn gebrochen und sogar einige Geistliche, wie z. B. Cook in Boston, dermaßen angesteckt,

daß sie den Muth gefaßt haben, sich öffentlich zum Dogma der Zuchtwahl zu bekennen, natürlich mit der Bedingung, daß ein allweiser Gott den Verlauf derselben geleitet habe. Den übrigen Brüdern in Christo war dies natürlich höchst unangenehm; Cook konnten sie leicht in ihren Kreisen durch die Bemerkung unschädlich machen, daß derselbe ein notorischer Freigeist sei, weßhalb er überhaupt in kirchlichen Dingen gar nicht mitzureden habe.

Alle Dunkelmänner begrüßten daher das Werk „The Problem of Human Life" von A. Wilford Hall mit der aufrichtigsten Freude, denn nun, so glaubten sie, seien jene Revolutionäre doch endlich einmal gründlich zum Schweigen gebracht. Von dem genannten Werke wurden bis zum Jahre 1880: 34,000 Exemplare verkauft, wenigstens ist so auf dem Titelblatte desselben zu lesen und von einem Exgeistlichen sollte man doch erwarten, daß er der Wahrheit die Ehre gibt. Aber es sind auch alle erdenklichen Hebel in Bewegung gesetzt worden, um den Absatz dieses Werkes zu befördern. Daß der Verfasser jahrelange Mühe an die Ausarbeitung desselben gewandt hat, ist aus jeder Seite ersichtlich und er müßte kein Amerikaner sein, wenn er nicht verstanden hätte, auch den Lohn dieser Arbeit in Gestalt klingender Münze einzuheimsen.

Wilford Hall steht mit allen Koryphäen der modernen Naturwissenschaften auf dem Kriegsfuß und tritt denselben mit einer Selbstüberschätzung entgegen, wie man sie außer bei Autodidakten nur noch bei Cavalieren aus Virginien antrifft. Die Schalltheorien eines Tyndall, Helmholtz und Mayer vernichtet er mit seinen wuchtigen, wissenschaftlichen Keulenschlägen ein für allemal; überhaupt spielt er allem Forschen der Neuzeit gegenüber die Rolle einer

Katze, die eine Zeitlang zu ihrem Vergnügen mit einer Maus spielt und sie schließlich unbarmherzig zerfleischt. Auch läßt er sich gerne in Kirchenblättern als den gewaltigen Simson anpreisen, der da die Säulen aus der Halle der modernen Wissenschaft reißt, so daß alle gelehrten Philister auf einmal zerschmettert werden. Kurzum, das einzig wahre und klare Licht dieses Jahrhunderts hat Wilford Hall aus New-York angefacht und es zum Heile der Welt wahrlich nicht unter den Scheffel gestellt. Darwin wird dadurch zu seinem Selbstmörder gemacht, daß aus seinen verschiedenen Werken eine Anzahl Citate angeführt werden, die sich widersprechen, resp. widersprechen sollen. Die Darwin'sche Zuchtwahl wird als Betrug der gemeinsten Klasse dargestellt.

Wilford Hall gibt sich ordentliche Mühe, zu beweisen, daß das Weltall durch Substanzen ausgefüllt sei, die jedoch der Mensch infolge seiner mangelhaften Sinne nicht wahrnehmen könne; eine solche Substanz sei nun auch die Seele, die, da überhaupt nichts vergehe, unsterblich sei.

Mit diesen Bemerkungen lehnt er sich auf der einen Seite an Leibnitzens Monadentheorie und auf der andern an die Lehre der Spiritualisten an. Swedenborgianisch nun klingt seine Behauptung, daß der Mensch eigentlich zwei Körper, nämlich einen sichtbaren und einen unsichtbaren habe und daß der letztere die geistige Hülle des ersteren sei. Einen solchen Doppelkörper sollen auch die Thiere besitzen; an einer individuellen Unsterblichkeit aber läßt sie unser Philosoph nicht theilnehmen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil das Thier nur Instinkt, aber keine Vernunft besitzt. Diese Bemerkung genügt

übrigens schon allein, dem Verfasser einen Ehrenplatz unter den vorsündflutlichen Naturforschern anzuweisen. Daß das Thier einen Doppelkörper habe, beweist auch die von Darwin angeführte Thatsache, daß dem Salamander, dem ein Bein abgeschnitten wird, wieder ein neues anwächst, das gerade wie das alte ist; warum aber wächst aus der betreffenden Stelle nicht etwa ein Schwanz oder ein Stiefelknecht? Einfach, weil sich das neue Bein genau nach den unsichtbaren Umrissen des geistigen Beines richtet. Daß letztgenanntes Glied, das doch nach unserm Gelehrten auch eine, allerdings nicht wahrnehmbare Substanz ist, nicht mitabgeschnitten wurde, ist für ein kindliches Gemüth ebenso unbegreiflich wie für den Verstand der Verständigen.

Der Erfolg dieses Buches bestimmte den Verfasser 1881 eine philosophische Monatsschrift unter dem Titel „The Microcosm" herauszugeben und eine neue Auflage seines Erstlingswerkes „Universalism against itself", das besonders von den Methodisten hoch geschätzt wird, zu veranstalten.

Da wo die Wissenschaft frei ist und ungehindert vorwärts schreitet, befindet sie sich auch stets mit den religiösen Dogmen im Konflikt. Die Religion entspringt dem Gemüthe, dem es Bedürfnis ist, ein Ohr zu wissen, das seine Klagen hört und ein Herz zu haben, das sich des Bedrängten annimmt. Der Religionsbedürftige wünscht Zeichen und Wunder; er verlangt eine Macht, welche ihm zu gefallen die Weltgesetze beliebig abändert und ihm persönliche Unsterblichkeit, verbunden mit dem Wiedersehen der lieben Angehörigen nach dem Tode, gewährt. Ein solcher Mensch ist ein Egoist reinsten Wassers, denn

er macht sich zur Axe, um die sich die übrige Welt dreht. Sein Gott ist ein Fetisch, der durch Gebete und Geschenke bestochen werden kann. Der Verehrer der Wissenschaft hingegen beugt sich den Naturgesetzen und sucht dieselben zu ergründen.

Wissenschaft und Religion sind also zwei unversöhnliche Faktoren; wo Knak herrscht, steht Kopernikus als Träumer da, und wo man Darwin, Moleschott oder Vogt verehrt, singt man keine altchristlichen Kernlieder von Nägelschrunden und Speerschlitzwunden. Alle Versuche, jene Gegensätze zu verbinden, sind daher bis jetzt fehlgeschlagen. Die deutschen Schriften von Strohecker, G. Jäger, Zollmann und die Menzel'sche Kapuzinade „Kritik des modernen Zeitbewußtseins“ haben jenen Abgrund nicht überbrücken können, sondern ihn vielmehr erweitert.

Auch in Amerika hat man zahlreiche derartige Versuche gemacht und wird dieselben auch noch eine Zeitlang wiederholen; denn der Einfluß der Geistlichkeit auf die ersten Colleges und Universitäten ist ein größerer als man denkt und im Interesse der Wissenschaft wünscht. Staat und Kirche sind zwar hier gesetzlich von einander getrennt, aber der Einfluß der letzteren auf die öffentlichen Angelegenheiten ist dadurch ein viel ausgedehnterer geworden, daß sie es wohl gelernt hat, mit den vorhandenen Verhältnissen zu rechnen. Es gibt keine amerikanische Universität, welche nicht mehr oder weniger unter der Diktatur der Geistlichkeit steht. Wirkliche Lehrfreiheit ist also im Lande der politischen Freiheit noch nicht zur Anerkennung gekommen und derjenige Professor der Philosophie oder Naturgeschichte, der da wagt, Darwin zu verehren und der es nicht fertig bringen kann, die Lehren der Geo-

logie mit dem biblischen Schöpfungsbericht in Einklang zu bringen, muß sich bald den deutlichen Wink gefallen lassen, daß der Annahme seiner Resignation nichts im Wege steht.

Haben denn nicht James McCosh, Chadbourne, Shields, und viele Andere die Harmonie der Wissenschaft mit der Bibel in dickleibigen Büchern klar und deutlich auseinander gesetzt? Agassiz war doch auch ein gewaltiger Naturforscher, der da in der neuen Welt seinen herübergebrachten Materialismus ablegte, Darwin bekämpfte und fleißig in die Kirche ging.

Auch Professor Joseph Le Conte ist ein eifriger und aufrichtiger Christ und unterrichtet eine Klasse in einer Sonntagsschule seines californischen Wohnortes; aus dieser Thätigkeit ist dann das Buch „Religion and Science" (New-York 1873; neue Ausgabe 1880) hervorgegangen. Es soll dieses das Verhältnis der natürlichen zur offenbarten Religion nachweisen; dabei fürchtet er jedoch mit Recht, daß er weder den Theologen noch den Naturhistoriker befriedige, wie es denn überhaupt stets eine undankbare Sache ist, sich zwischen zwei Stühle zu setzen. Das Buch ist klar und anziehend geschrieben und enthält sicherlich das unverfälschte religiös-wissenschaftliche Glaubensbekenntnis des Verfassers.

Die Grundursache alles „Seienden" ist Gott, dessen Existenz übrigens nicht bewiesen werden könne, und die überhaupt auch keines Beweises bedürfe. Le Conte steht also in dieser Hinsicht auf der Stufe der Kehr'schen Anleitung für den Konfirmandenunterricht, in der es heißt, daß Jeder, der Gott im Herzen trage, jedes andern Beweises entbehren könne. Der individuellen Ueber-

zeugung Gemeingültigkeit zuzuschreiben, heißt denn doch über das Maß der Bescheidenheit hinausgehen und sich in den Geruch der Unfehlbarkeit setzen. Dieser Gott Le Conte's ist zugleich eine allwaltende, allwissende, heilige und gütige Persönlichkeit, als welche sie sich im Leben der Nationen wie der Natur täglich manifestirt. Nur die Thoren sagen, es gäbe keinen solchen Gott. Wir sehen also, daß Le Conte, der Naturforscher, nach vielem Grübeln zu derselben Gottesanschauung gelangt ist, wie Heinrich Lang, der verstorbene Fortschrittstheolog der Schweiz.

Wenn wir uns in den Anblick dieses Gottes versenken, so geht es uns wie Dante beim Anschauen seiner Beatrice; wir werden von einem Himmel zum andern geführt. Wir sollen nicht allein der Wahrheit nachstreben, sondern uns auch in den Besitz derselben setzen. Lessing sieht bekanntlich die Aufgabe der Menschen im beständigen Vorwärtsstreben, und Malebranche sagt irgendwo: „Wenn ich die Wahrheit wie einen Vogel gefangen hielt, so würde ich sie freilassen, um sie wieder erjagen zu können". Doch dies erinnert zu sehr an die Fuchsjagden Altenglands. Alle Räthsel wird der Mensch so wie so niemals lösen; denn glaubt er, mit einem glücklich fertig geworden zu sein, so bietet sich ihm bereits wieder ein anderes, bisher ungeahntes dar. Müssig aber dürfen wir die Hände nicht in den Schooß legen; wenn auch die Wahrheit ein saurer, unerreichbarer Hesperidenapfel sein mag, so ist das Springen darnach doch eine gesunde Uebung. Beständiges Forschen ist die Aufgabe der Menschheit; dasselbe möge scheinbar auch eine Danaidenarbeit sein, einige Tropfen aber bleiben doch stets am Siebe des Schöpfenden hängen.

Da Le Conte fast stets von falschen Prämissen ausgeht, ist es kein Wunder, daß er gegen Ende des Buches zu Resultaten gelangt, denen der oben erwähnte Pastor Lang doch seine Zustimmung versagt hätte. Der amerikanische Professor hat sich übrigens bei der Darstellung seiner Gottesanschauung Spielraum genug gelassen, um dieselbe mit den Dogmen irgend einer Sekte in Einklang zu bringen.

Professor Joseph Le Conte entstammt einer alten Hugenottenfamilie, die im 17. Jahrhundert nach Amerika auswanderte. Er ist am 26. Februar 1823 in Liberty County, Georgia, geboren, studirte in New-York Medizin und nachdem er mehrere Jahre als Arzt in Macon praktizirt hatte, ging er nach Cambridge, um sich unter Agassiz dem Studium der Naturgeschichte zu widmen. Als im Jahre 1862 der Süden alle waffenfähigen Männer, die über 18 Jahre alt waren, zur Vertheidigung des sklavenhaltenden Sonderbundes ins Feld rief, ging das College in Südcarolina, an dem inzwischen Le Conte Professor der Theologie und Naturgeschichte geworden war, aus Mangel an Studenten ein und als der Krieg vorüber war, hatte Le Conte auch sein ganzes, bedeutendes Vermögen eingebüßt. 1868 nahm er die Stelle als Professor der Geologie an der Universität von Californien an und dieselbe bekleidet er heute noch.

Seit jener Zeit entfaltete er eine außerordentliche Thätigkeit und schrieb eine große Anzahl von Aufsätzen und Broschüren, wovon die Januarnummer 1878 des „Popular Science Monthly“ ein ausführliches Verzeichnis lieferte. Sein Hauptwerk, die Frucht fünfundzwanzigjährigen Fleißes und Erfahrung, ist der stattliche reich

illustrirte Oktavband „Elements of Geology", der 1879 zu New-York im Appletonschen Verlage erschien.

1881 ließ Le Conte zu New-York in demselben Verlage „Light: an Exposition of the Principles of Monocular and Binocular Vision" erscheinen. In diesem Buche behandelt er einen Gegenstand, mit dem er sich seit Jahren mit großer Vorliebe beschäftigt hat; sein Bestreben, populär zu sein, muß ihm hier desto höher angerechnet werden, als das große Helmholtz'sche Werk, welches dasselbe Thema behandelt, nur den speziellen Fachgelehrten verständlich und genießbar ist.

Auch der verstorbene Paul A. Chadbourne hat sich mühsam abgequält, die Lehren der Naturwissenschaft mit der Bibel in Einklang zu bringen und zu diesem Zwecke verschiedene Werke veröffentlicht, die zwar auf die Schlichtung jenes Streites keinen merklichen Einfluß ausgeübt, aber doch eine große Verbreitung gefunden haben. Seine „Lectures on Natural Theology" liegen uns in der siebenten Auflage (New-York 1880) vor. Darin sucht er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln den endgültigen Beweis zu liefern, daß sich in dem Leben der Natur solche planmäßige Weisheit manifestire, die unbedingt einen allweisen und allgütigen Leiter voraussetzen lasse, dessen nähere Bekanntschaft wir nur in der Bibel machen. Letztere bildet mithin das ergänzende Seitenstück zur Natur. Der Mensch hat religiöse Anlagen und deshalb sagt ihm weder der Aberglaube, noch viel weniger der Atheismus zu. Wer jene Anlage in Abrede stellt, ist nach Chadbourne mit der Geschichte der Menschheit nicht vertraut.

Wir befinden uns in der Welt wie Kinder in einem

herrlichen Palaste, der da Alles enthält, was zur Existenz nöthig ist. Nun beschäftigt uns die Frage nach dem Erbauer desselben, ohne daß wir sie genügend beantworten können. Da ist uns jedoch ein Buch überliefert worden, das uns über jenen Baumeister und die Entstehung jenes Palastes Aufschlüsse gibt, und wenn wir dann uns ferner überzeugen, daß gewisse handgreifliche und historische Thatsachen mit diesen Aufschlüssen genau übereinstimmen, so ist der Beweis geliefert, daß Bibel und Natur aus einer und derselben Quelle stammen. Die Natur erweckt das religiöse Gefühl, aber sie befriedigt es nicht.

Chadbourne besitzt keine tiefe philosophische Bildung und geht daher bei seiner Beweisführung stets von Prämissen aus, die man längst in die Rumpelkammer der überwundenen Standpunkte geworfen hat. Sein Buch ist im Grunde genommen nichts anderes, als eine lange Predigt über die Worte des Psalmisten: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel, du hast sie Alle weislich geordnet und die Erde ist voll deiner Güte!"

Darwin's Verdienste um die Naturwissenschaft erkennt Chadbourne bereitwilligst an; von seinen Schlußfolgerungen aber will er nichts wissen. Der naturwissenschaftliche Unterricht soll zu Gott, nicht aber von ihm abführen. Dieselben Ideen vertritt er auch in seinen zwei andern Schriften „Lectures on Natural History" (New-York 1860) und „Strength of Men and Stability of Nations" (ebenda 1877).

Chadbourne's Hauptwerk ist jedoch das aus Vorlesungen bestehende, lesbare Werk „Instinct: its Office in the Animal Kingdom and its Relation to the Higher Powers in Man" (New-York 1872). Er betritt darin ein

Gebiet, auf dem sich die Naturforscher und Philosphen schon vielfach herumgestritten haben, ohne jedoch einig geworden zu sein. Die radikalen Naturforscher unserer Zeit, besonders aber die Specialisten, wollen überhaupt nichts mehr von dem Begriffe „Instinkt" wissen.

Nach dem englischen Philosophen Paley, dem Chadbourne stets so gerne folgt, ist der Instinkt eine von Erfahrung und Belehrung unabhängige Eigenschaft, und nach Hamilton ist er ein Trieb, der blindlings eine vernünftige That hervorbringe. Nach der herkömmlichen Erklärung bezeichnet man mit dem Ausdruck Instinkt die natürliche Tendenz nach dem, was der Natur konvenirt oder, wie die Schulphilosophen zu sagen pflegen, den appetitus naturalis; im Allgemeinen jedoch kann man den Goethe'schen Ausspruch, „wo Begriffe fehlen, stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein" hier in Anwendung bringen. Chadbourne ist nun mit keiner der bisherigen Erklärungen zufrieden, doch gelingt es ihm nicht, eine Scheidelinie zwischen Instinkt und Ueberlegung zu ziehen.

Das Wort „Instinkt" wird oft auf solche Handlungen der Thiere angewandt, die noch nicht genügend erklärt worden sind. Je energischer also die Spezialstudien in dieser Hinsicht betrieben werden, desto eher wird jenes ohnehin schon in Mißkredit gekommene Wort aus dem Gebrauch verschwinden. Und solcher Spezialstudien hat auch Amerika bis jetzt schon eine ganz beträchtliche Anzahl aufzuweisen, worunter Dr. Stiebeling's „Ueber den Instinkt des Huhns und der Ente" (New-York 1872), L. H. Morgan's „The American Beaver and his Works" (Philadelphia 1868), Caton's „The Antelope and Deer of America" (Boston 1877) und McCook's

Abhandlungen über die Ameisen rühmlichst hervorzuheben sind.

Wenn auch die liberale Theologie oft vermittelst logischer Bocksprünge den Versuch gemacht hat, Religion und Wissenschaft zu versöhnen und dadurch weder positive Resultate erzielt, noch beide Parteien befriedigt hat, so muß man ihr doch das Verdienst ungeschmälert lassen, daß sie wenigstens das Recht der freien Forschung anerkannt und der starren Orthodoxie männlich den Krieg erklärt hat. Jedes derartige Vorgehen muß immerhin als ein civilisatorisches Verdienst angesehen werden und in dieser Hinsicht kann man also die „Cambridge University School“ als Bahnbrecherin des freien Gedankens in Amerika bezeichnen. Tom Paine war den Amerikanern zu sehr Autodidakt und Rationalist; auch steckten dieselben früher alle noch zu fest in den Fesseln der blinden Gläubigkeit, so daß jener Prophet also leicht mit dem brandmarkenden Prädikate „Infidel“ abgefertigt werden konnte. Anders war dies der Fall bei William Ellery Channing, dem Apostel der Unitarier, dem wenigstens kein Feind eine innige Frömmigkeit, sowie einen gottseligen Lebenswandel abstreiten konnte.

Channing, dessen Biographie nichts Außerordentliches bietet, wurde am 7. April 1780 in dem an historischen Reminiscenzen reichen Newport auf Rhode Island geboren; dort wurde er auch vorbereitet für Harvard College, auf dem er, da damals noch jeder Lehrgegenstand obligatorisch war, mit Vorliebe Sprachen, Literatur, Philosophie und Rhetorik trieb. Ehe er sich nun einem Specialstudium widmete, nahm er, da er über geringe Geldmittel verfügte, eine Hauslehrerstelle bei einem reichen Virginier

an und hatte so Gelegenheit, das Leben der Sklaven praktisch kennen zu lernen, was ihm späterhin, als er sich an der Agitation zur Befreiung derselben betheiligte, sehr zu statten kam. Nach einem zwanzigmonatlichen Aufenthalt im Süden studirte er in Cambridge Theologie und nahm im Jahre 1803 die Predigerstelle an einer Kirche in der Federalstraße in Boston an. Da die betreffende Gemeinde ein eigenes Pfarrhaus besaß, so lud er seine verwittwete Mutter, die er schon auf Kosten seiner Gesundheit vom Süden aus pekuniär unterstützt hatte, nebst seinen Geschwistern zu sich ein. Anfangs waren Channing's Reden noch in gemäßigtem orthodoxen Stile gehalten; allmählig aber befreite er sich von dem ihm seit seiner Kindheit anklebenden Calvinismus und fing an, einen Unterschied zwischen Haupt- und Nebenfragen in der Religion zu machen. Seine im „Christian Disciple“ veröffentlichten Aufsätze, in denen er unter Anderem auch den historischen Glaubensbekenntnissen den Krieg und sie für einen Krebsschaden des wahren Christenthums erklärte, riefen zahlreiche Repliken hervor, die aber der Verbreitung freierer Ansichten gewaltig Vorschub leisteten. Der Unitarianismus, für den damals in Cambridge Ware und Norton, in Boston außer Channing Thatcher, in New Bedford Dewey, in Worcester Bancroft, in Baltimore Sparks und in Philadelphia Furneß wirkten, brach sich gewaltig Bahn und den einmal ins Rollen gebrachten Ball vermochte kein von feindlicher Seite geworfener Stein mehr aufzuhalten.

Channing verheirathete sich 1814 und da ihm seine Braut eine nicht unbedeutende Mitgift mitbrachte, so besserten sich seine ökonomischen Verhältnisse wenigstens soweit,

daß er sich nun einer größeren Unabhängigkeit gegen die Außenwelt erfreuen konnte. Sein Gesundheitszustand war nie vom Besten und mehrmals suchte er Hülfe in fremden Ländern. So ging er 1822 auf ein Jahr nach Europa und 1830 hielt er sich längere Zeit auf den westindischen Inseln auf, ohne jedoch anhaltende Besserung zu erzielen. Da ihm seine Gemeinde einen fähigen Hülfsprediger beigegeben hatte, so konnte er sich nun mehr allgemeinen Humanitätsbestrebungen widmen und sozusagen die ganze Menschheit als seine Gemeinde betrachten. Späterhin zog Channing nach Newport. Er starb im Oktober 1842.

In seinen religiösen Reden zeigt er sich überall als ernster, ruhiger Optimist. Bunsen sagt in seinem Buche: „Gott in der Geschichte“ über ihn, daß er ein Christ wie ein Apostel gewesen sei und der französische Katholik Lavalle nennt ihn in einem von dem edelsten Enthusiasmus beseelten Buche den „Fénelon Amerika's“, an dem er nur das auszusetzen habe, daß er kein Katholik sei. Laboulaye übersetzte Channing's Reden theilweise ins Französische, Bracciforti ins Italienische und Sydow und Schulze ins Deutsche.

Von der reichhaltigen amerikanischen Channing-Literatur führen wir nur folgende Werke an. „The Works of William Channing.“ New and complete edition. Boston, 1880. — „Channing's Life“, by his Nephew, William Henry Channing. Boston, 1880. — „William Ellerly Channing. A Centennial Memory.“ By Charles T. Brooks. Boston, 1880. — „Reminiscences of W. E. Channing.“ By Elizabeth Palmer Peabody. Boston, 1880. — „Celebration of the one-hundreth Aniversary of the Birth-Day of W. E. Channing.“ Boston, 1880. — „Swedenborg

and Channing." By B. F. Barett. Philadelphia, 1879. — W. E. Channing. A Discourse by Henry W. Bellows. New-York, 1880.

Theodore Parker, der fortschrittlich gesinnte Theologe Neuenglands, dessen Werke von Dr. Johannes Ziethen ins Deutsche übertragen wurden (Leipzig 1854—55, 4 Bde.), hat uns in seiner Schrift „Experience as a Minister" (London 1859) seine Erfahrungen als Bahnbrecher der religiösen Freiheit geschildert und auch zugleich darin sein religiöses Glaubensbekenntnis kurz und klar dargelegt. Diese Schrift richtete der damals zu Frederickstadt auf Santa Cruz weilende, an der Schwindsucht leidende Geistliche an seine Gemeinde in Boston, die unter dem Namen der zweiten Congregationalisten-Gemeinde bekannt war, deren Mitglieder aber ebensowenig mit den abgestandenen Lehren dieser Sekte zu thun hatten, wie ihr geistiger Führer, weshalb auch Dr. Dexter in Boston desselben in seiner Schrift über den Congregationalismus mit keinem Worte gedenkt. Parker, der 1810 als Sohn eines armen Landmannes zu Lexington in Massachusetts geboren wurde und der sich durch mühevolle Schulmeisterei die Mittel zum Studium der Theologie erarbeitet hatte, erzählt in der genannten Schrift, daß es von Jugend auf sein Bestreben gewesen sei, die Wahrheit, wie er sie erkannt und erkämpft habe, ohne Menschenfurcht zu reden und zu schreiben. Und daß er diesen Vorsatz ausgeführt hat, darüber sind Freund wie Feind einig. Mit dem Gotte des Zorns und den ewigen Höllenstrafen — dem Goliath der Theologen, wie er ihn nennt — hatte er schon frühe gebrochen und auch die Dreieinigkeitslehre aufgegeben; als er in die theologische Schule der Unitarier zu Boston

eintrat, hatte er auch den Wunderglauben, sowie die Unfehlbarkeit der Bibel in die Rumpelkammer veralteter Ansichten geworfen. Seine Professoren spielten die Toleranten und Freisinnigen und vertheidigten das Recht der freien Forschung.

Als Parker nach Beendigung seiner Studien eine kleine Gemeinde zu Roxbury als Prediger bediente (1837), wehte ein äußerst liberaler Wind durch die Neuenglandstaaten; Horace Mann trat als Reformator des öffentlichen Schulwesens auf; Channing stand in der Blüthe seiner Kraft und deutsche Literatur und Philosophie hatten hauptsächlich durch Carlyle's Werke in Amerika eifrige Verehrer und Verehrerinnen gefunden. Als nun aber auch das Hauptwerk des David Strauß, sowie die kritischen Schriften der Tübinger Schule in Amerika Eingang fanden und fleißig studirt wurden, so daß also der christlichen Dogmatik der Untergang drohte, da kehrten auf einmal doch die Beschränkten der Unitarier ihre wahre Seite heraus; Princeton und Cambridge wurden wieder Freunde und die Reaktion trieb wieder ihre lichtscheuen Blüthen. Der freien Forschung wurde der Krieg sowohl von Unitariern wie von Trinitariern erklärt und der Hauptautor der ersteren, nämlich Dr. Norton, nennt alle deutschen Schriftsteller demoralisirende Atheisten.

Parker ließ sich jedoch in seinen Studien und Ansichten nicht im Geringsten beirren; mit besonderer Vorliebe kultivirte er die deutsche theologische Literatur und pflegte zu sagen, daß Deutschland das einzige Land der Erde sei, in dem man die Theologie als Wissenschaft ansehe und betreibe. Als er 1841 bei Gelegenheit der Ordination eines jungen Geistlichen eine Rede über das

Vergängliche und Bleibende im Christenthum hielt, da nannten ihn seine frommen Kollegen nur noch den Ungläubigen und Atheisten und zogen sich von allem Verkehr mit ihm zurück; wenn sie ihm zufällig auf der Straße begegneten, so wichen sie ihm ängstlich wie dem leibhaftigen Gottseibeiuns aus. Als nun Parker jene anstößige Rede durch den Druck veröffentlichen wollte, hatte wahrhaftig kein Bostoner Verleger Muth genug, seinen Namen auf das Titelblatt setzen zu lassen. Gedruckt wurde jene Rede aber doch und natürlich auch heftig von allen Seiten angegriffen. Man suchte sogar seine Stellung zu unterminiren, aber der wackere Parker ging muthig voran, hatte er doch eine Anzahl treuer und zuverlässiger Freunde gefunden. Dieselben verschafften ihm dann auch einen unabhängigen Wirkungskreis in Boston, wo er jahrelang durch seine zündenden und erfrischenden Reden Sonntags die große Musikhalle mit Zuhörern füllte. Vor Antritt dieses Amtes hatte er sich zwei Jahre in Europa aufgehalten und durch eifriges Studium seinen geistigen Horizont erweitert.

Parkers Werke erschienen 1863 zu London in zwölf Bänden und ein Jahr darnach ließ John Weiß zu Boston Parker's Biographie nebst Korrespondenz in zwei Bänden erscheinen. In seinen Schriften, die aus freireligiösen Betrachtungen und geistreichen Kritiken bestehen, bekämpft er das Buchstabenchristenthum mit einer Schärfe, Unerschrockenheit und Offenheit, wie man sie in Amerika seit Payne's Auftreten nicht mehr gewohnt war; in edler, wohlgefeilter Sprache vertritt er seine Ansichten und kümmert sich nicht darum, wie oft er dabei in Wespennester sticht. Das Christenthum der Kirche, sagt er, ist

ein gar armselig Ding und nicht viel besser als das Heidenthum. Von großem Interesse ist auch sein an C. C. Fulton's englische Uebersetzung von Menzel's Literaturgeschichte geknüpfter Aufsatz über die deutsche Literatur, in dem er dem Nativismus seiner Landsleute arg zu Leibe geht. Damals ging nämlich die Klage, daß sich einige amerikanische Frauen in Neuengland so weit vergessen hatten, nur die Produkte deutscher Klassiker zu bewundern; es sei eine deutsche Epidemie ausgebrochen und dieselbe habe bereits die Professoren und Theologen ergriffen. Parker, der auch, wenn es nöthig ist, sarkastisch sein kann, wundert sich nur, daß man die deutsche Literatur beim Landen auf amerikanischem Boden nicht gleich ergriffen und in den salzigen Ocean zurückgeschleudert habe; aber während dem die Hüter der Moral geschlafen hätten, sei der Feind gekommen und die amerikanischen Jünglinge und Jungfrauen hätten den deutschen Lotus verehrt. Nun bricht er eine gewaltige Lanze für deutsche Literatur und Philosophie, die ihm gleichbedeutend mit Religion sind und zeigt an zahlreichen Beispielen, daß die Deutschen nicht, wie die Knownothings so oft in die Welt posaunen, lauter Ungläubige, Tabackraucher, Wolkenschwärmer und Wörterbüchermacher seien. Er nennt die deutsche Literatur triumphirend die schönste, reichste, frischeste, ursprünglichste und religiöseste der Neuzeit. England, sagt er, bildet sich viel ein auf seine klassischen Studien; aber die Männer, welche tadellose Ausgaben der römischen und griechischen Schriftsteller veranstalten und sie mit scharfsinnigen Erläuterungen versehen, sind Deutsche. So weist er die Ueberlegenheit der deutschen Wissenschaft auf allen Gebieten mit sichtlicher Befriedigung nach.

Großen Anstoß erregte Parker auch noch durch eine gewaltige, gegen den verknöcherten Demagogen Daniel Webster gerichtete Rede; letzterer hatte nämlich seine glänzende Rednergabe den südlichen Sklavenbesitzern verkauft und das berüchtigte Sklavenfanggesetz energisch befürwortet. Parker hingegen war ein Abolitionist vom reinsten Wasser; mit jedem Nothleidenden sympathisirte er, auch schwärmte er für die gesetzliche Gleichstellung der beiden Geschlechter. Seine lichtvollen Reden waren besonders vor 30 Jahren auf allen Kanzeln deutschkatholischer Prediger in Deutschland zu hören; der Vielschreiber Heribert Rau beutete sie besonders schriftstellerisch aus.

Parker starb im Jahre 1860. Außer Weiß hat auch der freisinnige Theologe Frothingham eine Lebensbeschreibung von ihm verfaßt.

James Freeman Clarke, den wir später ausführlich besprechen werden, und Samuel Johnson sind die einzigen bedeutenden Theologen, welche das umfangreiche und höchst interessante Gebiet der vergleichenden Religionsgeschichte erfolgreich kultivirt haben. Ersterer, ein vielschreibender, populärer Unitarier-Geistlicher, war zwar nur ein Kompilator, aber ein sehr geschickter, der es auch zugleich verstand, seine Schriften unter die Masse zu bringen, für die sie ja auch alle ursprünglich bestimmt waren. Johnson hingegen, der am 19. Februar 1882 starb, war weniger fruchtbar, dafür aber ein achtunggebietender Originalforscher, dessen drei große Bände über die Religionen Chinas, Indiens und Persiens in den Kreisen der Sachverständigen die günstigste Aufnahme fanden.

Samuel Johnson wurde am 10. Oktober 1822 zu Salem, in Massachusetts, geboren. Nachdem er vom

Harvard College graduirt worden war, wandte er sich dem Studium der Theologie zu, und schloß sich nach Beendigung desselben dem freisinnigen Theodore Parker, trotzdem dieser damals bei den konservativen Unitariern wegen seines radikalen Vorgehens in allen öffentlichen Fragen in Mißkredit gerathen war, an, und bestieg auch mehrmals für ihn die Kanzel. Auch führte Parker das von Johnson kompilirte „Book of Hymns“ in seiner Gemeinde ein.

Johnson predigte sehr häufig über brennende Fragen der Gegenwart und zog zum Aerger mehrerer einflußreicher Zuhörer häufig die Politik in den Bereich seiner Reden. Heute würde ein derartiges Auftreten schon weniger Anstoß erregen, da sich die frommen Kirchenleute durch das Vorgehen der Geistlichen vom Schlag Henry Ward Beechers allmälig daran gewöhnt haben; damals aber glaubte man noch, auf die Kanzel gehöre blos Religion, aber keine Politik.

Im Jahre 1853 wurde Johnson zum Prediger einer freisinnigen Gemeinde zu Lynn in Massachusetts gewählt. Ordiniren ließ er sich nicht; auch theilte er keine Sakramente aus. Unter Religion verstand er einfach: Wahrheit, Freiheit, Rechtschaffenheit, Aufklärung und Liebe. Diese Predigerstelle bekleidete Johnson siebenzehn Jahre lang und blieb während dieser Zeit in seiner Heimat Salem wohnen. Er agitirte eifrig für die Befreiung der Sklaven und die Gleichberechtigung der Frauen; auch schrieb er eine Reihe wohlgefeilter Abhandlungen für die Wochenschrift „The Radical“. Er war ein tüchtiger Kenner der Philosophie Deutschlands und interessirte sich besonders für die rationalistischen Bestrebungen auf dem Gebiete

der Theologie. In seinen Mußestunden arbeitete er anstrengend an dem großartig angelegten Werke „Oriental Religions and their Relations to Universal Religion“. Der erste Band desselben, welcher Indien behandelte, erschien 1872 in Boston; der zweite, China gewidmet, ebendaselbst 1877. Ein dritter Band, welcher die Religionsgeschichte Persiens behandelt, erschien nach dem Tode des Verfassers. In diesen starken Oktav-Bänden aber spricht er nicht allein über die Religionssysteme der betreffenden Länder, sondern er bringt darin auch gehaltreiche, auf sorgfältigen Quellenstudien beruhende Abhandlungen über die Regierungsformen, das Schulwesen und das sociale Leben der Indier, Chinesen und Perser. Gerade Johnson, der nie und nirgends die durch Secten-Vorurtheile getrübte Brille benutzte, war der Mann, dem orientalischen Religionswesen eine unparteiische Behandlung widerfahren zu lassen. Er war der Erste, welcher insofern die Darwin'sche Theorie auf seine specielle Wissenschaft anwandte, als er nachwies, daß auch in der Religion dem Besseren, welches zu gleicher Zeit das Stärkere sei, das Schlechtere weichen müsse. In der Religion irgend einer Nation sieht er nur das Ringen der Menschheit nach einer reineren, von allem Irr- und Aberglauben freien Humanität; indem er nun Buddha, Jesus und Confucius mit einander vergleicht, kommt er — zum Schrecken aller Christen! — zu der Ueberzeugung, daß Letzterem, als Lehrer und Veredler der Menschheit, der Vorzug gebühre. Daß ihm die orthodoxen Verkündiger des Evangeliums deshalb gern Etwas am Zeuge zu flicken und seinen Einfluß zu untergraben suchten, bedarf weiter keiner Erwähnung. Auch spielten ihm die Politiker, welche sich

gern die Vorurtheile des Pöbels zu Nutze machen, wegen seiner allerdings befremdenden und dabei von ihm höchst ungenügend begründeten Ansicht, daß die Einwanderung der Chinesen eine Wohlthat für die Vereinigten Staaten sei, manchmal gar übel mit. So hatte er Feinde rings-um, an seinen Ansichten aber hielt er trotzdem fest.

Johnson war niemals verheirathet. Als im Jahre 1876 sein Vater starb, zog er auf eine bei North Andover gelegene und seiner Familie gehörende Farm und predigte nur noch gelegentlich. Seine „Lectures, Essays and Sermons" gab sein langjähriger Freund, Samuel Longfellow, 1883 zu Boston heraus.



Emerson — Thoreau.

Jeder Neuengländer, der den Nachweis zu liefern vermag, daß seine Vorfahren mit der „Mayflower" von England kamen oder daß sie wenigstens zu den ersten puritanischen Pionieren gehörten, dünkt sich den gewöhnlichen Sterblichen gegenüber als ein vom Schicksal besonders begünstigtes Individuum. Haben nun aber diese Vorfahren dem geistlichen Stande angehört und durch schriftstellerische Wirksamkeit geglänzt, so glauben ihre Nachkommen zu dem Privilegium berechtigt zu sein, sich den auserwähltesten Glückskindern, denen alle Welt unbedingt Achtung schuldet, zuzuzählen. Ein solches Glückskind nach neuenglischer Anschauung war nun der am 25. Mai 1803 zu Boston geborene Ralph Waldo Emerson, dessen Voreltern acht Generationen hindurch dem geistlichen Stande gründlich gebildete und fortschrittlich gesinnte Mitglieder geliefert hatten. Auch Emerson's Vater war ein Geistlicher; er starb, als Waldo acht Jahre alt war und hinterließ fünf Söhne, deren Erziehung nun seiner Wittwe, einer praktischen, tüchtigen Hausfrau, sowie seiner Schwägerin Mary Emerson, einer gebildeten, besonders in der

Metaphysik bewanderten alten Jungfer, anheimfiel. Die äußerste Sparsamkeit mußte kultivirt werden und als der junge Emerson, der ein leidenschaftlicher Leser war, einst einen Roman aus einer Leihbibliothek geholt und für den ersten Band sechs Cents entrichtet hatte, wurde ihm eine derartige Lektion über die Nothwendigkeit des Sparens ertheilt, daß er es unterließ, sich die andern Bände zu leihen.

Im 14. Jahre trat Ralph Waldo Emerson, nachdem er durch Privatunterricht genügend vorbereitet worden war, in das Harvard College ein und hatte Edward Everett, George Ticknor und mehrere andere Jünglinge, die späterhin im amerikanischen Leben eine einflußreiche Rolle spielten, zu seinen Schulkameraden. Er war sehr zur Einsamkeit geneigt; mit Vorliebe studierte er Griechisch und die altenglischen Dichter und Dramatiker; der Mathematik und Naturgeschichte jedoch konnte er keinen Geschmack abgewinnen und ist in diesen Disciplinen auch Zeit seines Lebens ein Stümper geblieben. Späterhin vertiefte er sich in Plato, Montaigne und Pascal. Von Montaigne's Werken pflegte er später zu sagen, daß es ihm vorkomme, als habe er sie selber in einem frühern Leben geschrieben und für Pascal schwärmte er so sehr, daß er dessen „Pensées“ sogar mit in die Kirche nahm.

1823 fing Emerson das Studium der Theologie an und nahm jede Gelegenheit wahr, Channing's Kanzelreden zu hören. Er war ein solcher Bücherwurm, daß man nicht mit Unrecht befürchtete, er würde sein Augenlicht einbüßen. Man erließ ihm die theologische Prüfung. „Hätten sie mich geprüft,“ sagte er später, „so wäre ich sicherlich nie zum Predigeramt zugelassen worden.“

Sein Bruder William, der eine zeitlang eine Privatschule gehalten hatte, war nach Deutschland gegangen, um ebenfalls Theologie zu studiren. Er gerieth jedoch in ein solches Labyrinth von Zweifeln, daß er sich vertrauensvoll an Goethe wandte und denselben um seinen väterlichen Rath bat. Derselbe sagte ihm dann, er solle seine Familie in ihren Hoffnungen nicht täuschen, ruhig nach Hause gehen und predigen, ohne sich dabei durch Zweifel inkommodiren zu lassen. Aecht praktisch und ganz im Einklange mit dem Rathe, den Mephistopheles dem Schüler gab:

„Im Ganzen haltet Euch an Worte."

William Emerson jedoch hatte keine Lust, den geistlichen Heuchler zu spielen und warf sich daher auf das Studium der Jurisprudenz. Ralph Waldo hingegen, der von Kindheit an etwas frömmer gewesen war, ließ sich 1826 die Erlaubnis zum Predigen geben und nahm im Januar 1829, nachdem er sich inzwischen seiner stark angegriffenen Gesundheit wegen im Süden aufgehalten und auch in Charleston mehrmals die Kanzel bestiegen hatte, die Pastorstelle an der Zweiten Kirche in Boston an. Im März desselben Jahres wurde er ordinirt, bei welcher Gelegenheit auch sein Freund Dr. Ripley eine Rede hielt.

Als Prediger war Emerson ein ernster und pflichtgetreuer Mann, der eben auf Dogmen keinen großen Werth legte und besonders betreffs des Abendmahles Anschauungen huldigte, die ihn allerlei Verleumdungen aussetzten und die 1832 zwischen ihm und seiner Gemeinde zu einem Bruche führten. Er sandte seine Entlassung ein und da in dem genannten Jahre auch seine ihm 1829 angetraute Gattin starb und seine Gesundheit abermals

stark angegriffen war, so machte er eine Erholungsreise nach Europa. Er bereiste Italien, Frankreich und England und wurde bei dieser Gelegenheit mit Landor, Wordsworth und Carlyle persönlich bekannt. Mit dem letzteren schloß er einen Freundschaftsbund, der bis in den Tod dauerte und wovon das interessante zweibändige Werk „Correspondence of Carlyle and Emerson" (Boston 1883) ein beredtes Zeugnis ablegt.

In voller Gesundheit wieder nach Boston zurückgekehrt, hielt Emerson eine Anzahl Vorlesungen und predigte auch mehrere Monate in New-Bedford, ohne jedoch die ihm dort angebotene Pastorstelle anzunehmen. Um sich seinen Studien, verbunden mit literarischer Beschäftigung ruhig widmen zu können, zog er bald darauf nach Concord, woselbst er sich in dem berühmt gewordenen „Old Manse", das sein Großvater erbaut hatte und das von nun an seine permanente Heimat bildete, niederließ und sich dann mit Fräulein Lydia Jackson aus Plymouth verheirathete.

1836 veröffentlichte er sein Erstlingswerkchen „Nature" anonym; dasselbe hatte er in demselben Zimmer geschrieben, in welchem einige Jahre später Hawthorne sein Buch „Mosses from an Old Manse" verfaßte. In diesem Büchlein, von dem in 12 Jahren 500 Exemplare verkauft wurden, zeigte sich Emerson als Idealist und Optimist vom reinsten Wasser; er sieht Harmonie überall und hält das Böse zur Hervorbringung des Guten für unumgänglich nothwendig. Die Naturgesetze sind nach seiner Ansicht moralische Gesetze, mit welchen wir uns in Einklang zu bringen haben. Sein Gott, den er in späteren Schriften mit den Namen „Over-Soul" belegte, ist der Gott der Protestantenvereinler; er ist Weisheit, Liebe, Schönheit

und Kraft und die Welt ist eine Offenbarung dieser Attribute. Dies Werk, dessen Verfasserschaft längere Zeit dem Schwärmer Alcott zugeschrieben wurde, hat nicht nur einen pantheistischen, sondern zugleich auch einem mystischen Anstrich, ein Mixtum, welches keinen Gedanken zum klaren Ausdruck kommen läßt. Immerhin wirkt dieses Büchlein anregend auf den Leser, auch wenn ihm das Ganze oft genug wie ein spekulativ-philosophischer Traum vorkommt und er sich manchmal fragen muß, ob denn überhaupt der Autor immer gewußt habe, was er eigentlich sagen wollte.

Emerson war bei Coleridge, welcher die Engländer mit der Philosophie Deutschlands bekannt gemacht hatte, fleißig in die Schule gegangen und hatte sich dessen oder vielmehr der deutschen Philosophen Ideen zu eigen gemacht und in seiner mosaikähnlichen Darstellungsweise zum Ausdruck gebracht. Das Studium der Philosophie war damals überhaupt Modesache und als hauptsächlichstes Resultat desselben muß das zur Anerkennung gebrachte Princip der freien Forschung auf religiösem Gebiete angesehen werden.

Die Transcendentalisten, an deren Versammlungen Emerson so oft wie möglich theilnahm, hielten das Streben nach Wahrheit für die edelste Thätigkeit der Menschen; die religiösen Ceremonien wurden in die Acht erklärt und die ethischen Lehren des Christenthums in den Vordergrund gestellt. Die meisten der an dieser Bewegung Theilnehmenden waren Geistliche, die damals alle noch am Anfange ihrer Wirksamkeit standen. Es war eine Zeit der Gährung und Aufregung; Zeitungen zur Verfechtung und Bekämpfung der neuen Weltanschauung schossen wie Pilze aus dem Boden hervor und ein gewaltiger Broschürenkampf ent-

spann sich. Die Vierteljahrsschrift „The Dial" und die New-Yorker „Tribune" dienten hauptsächlich als Sprechsaal der Fortschrittler; man agitirte für die Abschaffung der Sklaverei und für die Einführung des Frauenstimmrechts und begeisterte sich außerdem für die Bestrebungen Fouriers, die man auf Brook Farm zu erproben suchte.

Im Jahre 1841 ließ Emerson den ersten Band seiner ursprünglich als Vorlesungen gehaltenen „Essays" erscheinen; der zweite wurde 1844 gedruckt. Carlyle sorgte dafür, daß diese Essays dem englischen Publikum durch eine Londoner Ausgabe zugänglich wurden, und erwiderte somit das ihm durch Emerson gemachte Kompliment. Emerson hatte nämlich 1836 von „Sartor Resartus" eine Ausgabe in Buchform veranstaltet, noch ehe sich England einer solchen rühmen konnte, und dem Verfasser, der damals sich in sehr bedrängten Verhältnissen befand, dadurch ein Honorar von 150 Pfund Sterling zugewiesen. So ließ auch Emerson einige Jahre darnach Carlyle's „Critical and Miscellaneous Essays" in drei Bänden erscheinen, und zwar ebenfalls, ehe dieselben in England als Sammelwerk gedruckt worden waren.

Emerson scheint dem Leben auf Brook Farm keinen besonderen Geschmack abgewonnen zu haben, so sehr er im Allgemeinen mit den Bestrebungen der dortigen Schöngeister sympathisirte und so aufrichtig er sich über das dort so fleißig betriebene Studium Swedenborg's freute. Seine Wirksamkeit war auf die Veredlung des menschlichen Herzens gerichtet; sei dies erzielt, so würde sich in der Welt Alles von selber besser gestalten. Seine Wohnung in Concord bildete den gern aufgesuchten Wallfahrtsort aller Literaten Amerika's und der Neuengland bereisenden

Ausländer; Jeder fand daselbst die zuvorkommendste Aufnahme und die anregendste Unterhaltung, worüber uns Harriet Martineau und Friederike Bremer in ihren Schriften so viel zu erzählen haben.

1847 gab Emerson seine „Poems“ heraus, die verschiedene Beurtheilungen erfuhren. Den meisten an leichte Lektüre gewöhnten Lesern waren sie unverständlich, denn sie waren für Denker geschrieben und daher war ihr Publikum anfangs ein sehr kleines. Diese Gedichte sind das Resultat metaphysischer Studien und manche davon tragen einen aus dem Oriente stammenden mystischen Anstrich; auch sind darin hin und wieder Swedenborgs Spuren nicht zu verleugnen. Erst als Emerson sein Werk „Representative Men“ (1850) herausgegeben hatte, konnte er sich zu den Schriftstellern zählen, an denen seine Nation ein offenbares Interesse nahm. 1852 gab er die Memoiren der Margaret Fuller, seiner langjährigen Freundin, heraus. 1856 erschien sein Werk „English Traits“, eine auf sorgfältigen Studien und persönlichen Beobachtungen beruhende Karakteristik des englischen Lebens und Denkens. 1860 gab er den viel angefochtenen Band „Conduct of Life“ heraus, der sich aber viel rascher als irgend ein anderes Buch aus seiner Feder verkaufte, denn zwei Tage nach der Publikation waren bereits davon 2500 Exemplare abgesetzt. Am bittersten wurde dieses Werk von Noah Porter, dem damaligen Präsidenten von Yale College, angefeindet; derselbe bezeichnete es als matt und gemeingefährlich und stritt dem Verfasser jede Fähigkeit, über das Christenthum zu urtheilen, ab. So war die Zahl der Feinde, viel mehr aber noch die Zahl der Freunde Emersons im beständigen Wachsen begriffen. Emerson schrieb

nie im Interesse einer religiösen Sekte, noch in dem einer philosophischen Schule; er war ein Priester der Humanität, der sich für alle Freiheitsbestrebungen warm begeisterte und der stets den Muth hatte, seine Ansichten frei und offen, ohne sich um das Urtheil des Publikums zu bekümmern, auszusprechen.

Großen Antheil nahm er an der Agitation zur Abschaffung der Sklaverei und räumte, als er noch Prediger in Boston war, seine Kanzel mehrmals den Abolitionsaposteln, wie Garrison und May ein. Sklaverei konnte nur von einem ungebildeten und rohen Volke ausgehen; wer dasselbe also, so argumentirte er, auf eine höhere Kulturstufe bringe, beseitige jenes schmachvolle Institut. So vorsichtig sich Emerson gewöhnlich ausdrückte, so wild konnte er doch mitunter werden, wenn er die Gemeinheit und Niedertracht triumphiren sah. Als der Sonderbundskrieg ausbrach und er den im Norden sich entfaltenden Heroismus sah, da verzweifelte er nicht mehr an der Union.

Allmälig fingen die Amerikaner an, seine hohe Bedeutung zu begreifen und stolz auf ihn zu sein; sogar das ihm anfangs so feindlich gesinnte Harvard College ehrte sich 1867 dadurch, daß es ihm den Doktortitel honoris causa verlieh.

In dem eben genannten Jahre ließ Emerson unter dem Titel „May-Day, and other Poems“ seine zweite Gedichtsammlung in Boston erscheinen. Es enthält dieselbe mehr moralische als poetische Ergüsse. Seine Sprache ist stets kräftig, manchmal klingt sie sogar rauh; den Wohlklang und die Weichlichkeit, wie sie z. B. Tennyson's Versen eigen sind, sucht man hier vergebens.

Im Jahre 1872 brannte Emerson's Haus ab, doch wurde die darin befindliche Bibliothek noch rechtzeitig gerettet.

Emerson ging nach diesem Unglücksfalle abermals nach seinem geliebten England und während dieser Zeit ließen ihm seine amerikanischen Verehrer sein Haus wieder aufbauen und zwar in dem alten Stile. 1874 widerfuhr ihm auch die Ehre, von den Studenten der Universität Glasgow, zum Lord Rector ernannt zu werden; in dem darauf folgenden Wahlkampfe erhielt er 500, Disraeli, sein glücklicherer Nebenbuhler, hingegen 700 Stimmen, eine Thatsache, die immerhin zur Genüge zeigt, in welchem Ansehen Emerson in England stand.

Emerson hatte sich seit Jahren ein sogenanntes Scrapbook angelegt, in dem er alle ihm besonders zusagenden Gedichte verwahrt hatte. Diese Sammlung gab er 1874 unter dem Titel „Parnassus" mit einer herrlichen Einleitung heraus. Ein Drittel der darin enthaltenen Gedichte stammt aus dem 17. Jahrhundert, wodurch die poetische Geschmacksrichtung Emerson's auf das Deutlichste karakterisirt wird.

In seinem Privatleben war Emerson die personifizirte Einfachheit; er lebte so regelmäßig wie ein gut gehendes Uhrwerk. Da ihm die Einsamkeit Bedürfnis war, so zog er das Leben in einem kleinen Landstädtchen dem Aufenthalt in einer Großstadt vor und beschäftigte sich, da er in Concord eine zwölf Acker große Farm besaß, gelegentlich auch mit Ackerbau, bei dem ihm sein intimer, in der Nähe wohnender Freund Thoreau stets mit Rath und That an die Hand ging.

Gesundheit des Körpers war ihm ein Zeichen der Gesundheit des Geistes. Die Krankheit hielt er für den

Kriegszustand zwischen Seele und Leib und huldigte der Ansicht der stoischen Philosophen, daß erstere den letzteren kontrolliren und zur Gesundheit zwingen müsse. Aufregung und Erregung waren ihm bitter verhaßt; weder im Denken noch Handeln gab er sich Excessen hin. Er war ein Mann ohne Falsch und Jedem ein zuverlässiger Freund in der Noth.

Auf seinen einfachen Spaziergängen führte er stets ein Notizbuch mit sich, in das er die Resultate seines Nachdenkens gewissenhaft eintrug. Diese Notizen, sowie die unzähligen Büchern entnommenen Citate ordnete er systematisch, so daß ihm also bei der Ausarbeitung eines Vortrags gleich der nöthige Gedankenvorrath ohne weiteren Zeitverlust zur Verfügung stand.

Jeder Aufsatz, den Emerson veröffentlichte, war früher für die Rednerbühne bestimmt gewesen und dann durch Jahre langes Feilen in die ihn befriedigende Form gebracht worden.

Unermüdlich war er auf die Verbesserung seiner Essays bedacht; da, wo es nur einigermaßen anging, ein Wort oder einen ganzen Zwischensatz auszulassen, oder wo sich mehrere Gedanken in einen kleinen Satz zusammenzwängen ließen, da strich er Alles weg, was nach seiner Ansicht überflüssig war und spitzte somit seine Sätze meistens epigrammatisch zu. Von dieser Kondensationswuth ließ er sich oft so weit hinreißen, daß es dem Leser manchmal schwer wird, den geistigen Zusammenhang zwischen den abrupten Sätzen herauszufinden. Er ist ein Meister des knappen Ausdrucks und gefällt sich darin, dem Leser originelle Ueberraschungen zu bereiten. Er regt mehr an, als er belehrt. Er liebt die Kontraste und eine gewisse Effekthascherei ist ihm nicht abzustreiten. Er citirt aus den

Klassikern aller Zeiten und Völker und seine Lieblingsautoren, wie Plato, Montaigne, Goethe, Swedenborg, Plutarch, Shakespeare u. s. w., zählt er fast auf jeder Seite auf.

Eine logische Ordnung der Gedanken sucht man bei ihm vergeblich; seine Schreibweise erinnert häufig an die des nun ziemlich vergessenen Bogumil Golz. Er hat eine gewisse Vorliebe für weither geholte Metaphern; alten Wörtern legt er oft einen neuen Sinn unter. Gelegentlich schafft er auch neue Wörter, wie adamhood, intimator, partialist u. s. w., und wo nach der grammatikalischen Regel das Hilfszeitwort will stehen soll, gebraucht er stets shall.

Poetische und philosophische Arbeiten hält er für ein Geschenk und eine Offenbarung Gottes. Die Moral gilt ihm als das höchste auf Erden.

Sein Stil ist noch am meisten durch den von ihm so außerordentlich hoch geschätzten Landor, dessen Werk „Imaginary Conversations“ sein langjähriger Begleiter auf einsamen Spaziergängen war, beeinflußt worden. Landor war ebenfalls ein guter Beobachter und der Meister eines kräftigen, gediegenen Stils, doch fehlte ihm Emerson's Gedankentiefe und das demselben eigene Gemisch von Mysticismus und Ethik. Wordsworth's bei allen Geistlichen beliebtes Gedicht „Excursion“ fand natürlich auch an Emerson einen aufrichtigen Bewunderer und hat von allen Dichtern der Neuzeit Wordsworth auf ihn noch den meisten Einfluß ausgeübt.

Goethe, den er bei jeder Gelegenheit erwähnt und von dem er einst in einer an die Studenten von Harvard College gerichteten Rede sagte, daß seit Shakespeare's Zeiten kein Mensch gelebt habe, dem man dem deutschen Altmeister ebenbürtig zur Seite stellen könne, war ihm

trotz alledem doch keine so recht sympathische Natur; er war ihm zu viel egoistischer Realist und zu wenig Puritaner, um ihn als Dichter der Ideale und einer geläuterten Religion annehmen zu können.

Theodore Parker pflegte zu sagen, daß er Gott für die Sonne, den Mond und für Emerson danke. Er hielt letzteren auch für einen Dichter, dem es aber an der Kunst des Versschreibens fehle. Und damit hat er nicht so ganz unrecht. Seinen Gedichten geht der sanfte Fluß der Worte ab und er legt im Allgemeinen doch zu wenig Werth auf die Form. Der Ausdruck des Gedankens ist und bleibt ihm stets die Hauptsache.

Emerson's Puritanismus ist ehrlich. Wie in seinen prosaischen Werken, so tritt er auch in seinen poetischen als ernster Prediger der Ethik auf. Er bewegt sich stets in höheren Regionen und vergißt dabei die Erde unter sich und daß er mit Menschen redet. Ein tiefes Gefühl kann ihm nicht abgesprochen werden; die rechten Worte dafür hat er jedoch nicht gefunden. Erregung wie Pathos vermeidet er und nur selten gelingt es ihm, mit seinem Leser eine erquickende Wechselwirkung anzubahnen. Von seinem poetischen Isolirschemel aus betrachtet er die Welt als eine Manifestation des Absoluten; die Natur ist ihm also die lebendige Epistel der Wahrheit. Seine Gedichte sind Berichte aus dem Reiche des Weltgeistes und deshalb hält er auch den Dichter für den vollkommensten Menschen und für den Dolmetscher der göttlichen Geheimnisse. Gedichte sind ihm, da der Stoff ein Ausfluß des Geistes ist, die einzige Realität. Die Poesie behandelt nach Emerson das Verhältnis der Dinge zum Ewigen; sie existirte schon, als

die Zeit noch nicht war. Je weniger sich nun der Dichter auf seine Phantasie verläßt und je mehr er der von der Natur geoffenbarten Sprache Ausdruck verleiht, desto herrlicher erfüllt er seine hohe Aufgabe. Da die Poesie auf Wahrheit beruht, so soll sie sich gerade so gut um die Erzeugnisse der Industrie, wie um die Sprache der Natur, sowie um die Offenbarungen eines Zoroaster, Plato, St. Johannes und Swedenborg bekümmern.

Emerson's Gedichte sind also meistentheils philosophische Naturbetrachtungen mit mystischen Zugaben. Er ist dienender Dichter der Natur, die ihm ihre ewigen Moralgesetze offenbart. Sein Optimismus in dieser Richtung erinnert lebhaft an Walt Whitman's ähnliche Weltanschauung. Emerson's „Rhodora", „The Snow-Storm", „The Humble-Bee", „The Titmouse", sind Perlen ihrer Art und fordern zum wiederholten Lesen heraus.

Das Gedicht „Buddha" erinnert an einige in der Bhagavad-Gita enthaltenen Sprüche, besonders aber an die Stelle: „Diejenigen, welche anderen Göttern gläubig dienen, verehren mich unwillkürlich. Ich habe an allen Verehrungen Theil. Ich bin die Seele, welche den Körper aller Wesen bewohnt".

Emerson's Gedichte liefern den zuverlässigsten Kommentar zu seiner geistigen Entwicklungsgeschichte.

Wir hatten vorhin angedeutet, daß Emerson's Berufsthätigkeit hauptsächlich in dem Abhalten öffentlicher Vorlesungen bestand. Er fand stets ein gebildetes, höchst selten aber ein großes Publikum, trotzdem er allgemein als guter Vorleser galt. Er vermied es sorgfältig, seinen Zuhörern durch Gesten und sonstige oratorische Kunstgriffe Beifall zu entlocken; er sprach vielmehr mono-

ton und wollte nur durch sein Thema die Aufmerksamkeit erzwingen.

Als Philosoph ist er Idealist vom reinsten Wasser und findet als solcher unter Buddhisten, Christen, Mystikern und Transcendentalisten wahlverwandte Seelen. Böhme und Schelling ziehen ihn mehr an als Kant und Hegel. Der Intellekt ist nach ihm der Schöpfer der Außenwelt. Ueberhaupt ist Emerson Philosoph ohne System, der die hervorragendsten Autoritäten ruhig auf sich wirken läßt und der von Allen die ihm sympathischen Ansichten adoptirte. Da er den von den Transcendentalisten vertretenen scharfen Unterschied zwischen Geist und Körper nicht anerkennt, so bringt er manchmal seinen Lesern den Glauben bei, er sei ein gemäßigter Materialist; beide, Körper und Geist nämlich, sind ihm jedoch eine Offenbarung des Absoluten oder der Weltseele, als deren Hauptattribut er die Wahrheit betrachtet. Diese Wahrheit ist mithin kein Produkt der Sinne oder des Verstandes, sondern vielmehr ein göttliches Licht, welchem gegenüber sich der Mensch passiv verhält. Sie kann nicht durch Suchen erzwungen werden, sondern sie bringt als Geschenk der göttlichen Gnade in das Herz, wie einst bei Paulus auf dem Wege nach Damaskus.

Nach dem Tode des Körpers kehrt die Seele in den Weltgeist zurück, ohne jedoch ihre Individualität zu verlieren. Durch Verbindung mit dem Absoluten tritt sie in eine ungestörte Harmonie mit demselben. Dies ist Emerson's philosophisch-mystisches Glaubensbekenntniß, das er bei jeder Gelegenheit poetisch oder prosaisch wiederholt.

Mit Carlyle schloß Emerson einen Freundschaftsbund für das ganze Leben ab zur Zeit, als beide noch in der

literarischen Welt unbekannt waren. Ihre Temperamente waren grundverschieden; beide aber waren treue, edle Naturen und von gleichem Hasse gegen alles Gemeine beseelt. Carlyle war ein Donnerer und ein Schimpfbold, der leicht in Zorn gerieth und sich dann in derben Kapuzinaden Luft machte; Emerson hingegen trat stets gemäßigt auf und vermied tadelnde Bemerkungen wann und wo er nur konnte. Das Strenge und das Zarte vereinigten sich hier und ihr Briefwechsel zeigt, daß beide „einen guten Klang haben“. Vater Taylor sagte, wenn Emerson in die Hölle komme, so ändere sich das Klima derselben und der Weg dahin würde von allen Guten aufgesucht.

Emerson starb am 27. April 1882. Von seinen vier Kindern sind noch drei am Leben. Seine gesammelten Werke füllen elf Bände. Seiner literarischen Bedeutung sind folgende Schriften gewidmet: „Emerson at Home and Abroad“ by M. D. Conway; „Recollections of Emerson's Visits to England“ by A. Ireland (London 1882); „Tributes to Longfellow and Emerson by the Massachusetts Historical Society“ (Boston 1882); R. W. Emerson: „His Life, Writings and Philosophy“ by C. W. Cooke (Boston 1882); „R. W. Emerson“ by O. W. Holmes (Boston 1885); „Emerson or a Poet“ by Joel Benson (New-York 1883); „Genius and Character of Emerson's Lectures at the Concord School“ (Boston 1885); „Emerson in Concord“ by E. Emerson (Boston 1889); „Life of Emerson“, by R. Garnett (New-York 1888). Außerdem hat Benson Alcott eine Schrift über ihn verfaßt. Von den zahlreichen, Emerson behandelnden, in verschiedenen Journalen erschienenen Aufsätzen giebt Benson in seinem oben angeführten Werke eine bibliographische Zusammenstellung.

Als Emerson's Freund Henry D. Thoreau, der Einsiedler von Walden Pond, von seinem Erstlingswerk „A Week on the Concord and Merrimack Rivers" auf eigene Kosten 1000 Exemplare drucken ließ und dieselben einem Buchhändler zum Verkaufe übergab, ward ihm die unangenehme Täuschung zu Theil, daß ihm nach Ablauf eines Jahres 700 unverkaufte Exemplare in seine selbsterbaute Hütte zurückgeschickt wurden. Er schrieb damals an einen seiner wenigen Freunde, daß er nun eine Bibliothek von 900 Bänden besitze und die größte Anzahl derselben selbst geschrieben habe. Diese sicherlich nicht sehr ermuthigende Erfahrung hatte übrigens auf seine Schriftstellerei nicht den geringsten Einfluß, denn er schrieb ruhig weiter; nur hütete er sich, seine gesammelten Essays in Buchform erscheinen zu lassen, und so kamen denn während seines Lebens überhaupt nur zwei Bände von ihm heraus, nämlich außer dem erwähnten Werke noch ein Buch über sein Einsiedlerleben, so daß es also der Nachwelt überlassen blieb, für seinen literarischen Nachlaß und seinen Ruhm Sorge zu tragen. Und dieselbe hat sich beider in der liebevollsten Weise angenommen; denn bis jetzt sind zehn Bände der gesammelten Schriften Thoreau's erschienen, und drei Schriftsteller, nämlich die Amerikaner Channing und Sanborn und der Engländer Page, haben seiner literarischen Bedeutung liebevoll geschriebene Bücher gewidmet und dann haben auch die Essayisten Lowell, Higginson, Emerson und Alger ihr Urtheil über ihn abgegeben.

Henry D. Thoreau wurde am 12. Juli 1817 zu Concord, einem damals noch unbedeutenden Landstädtchen, geboren. Wie die anderen Farmerjungen, so trieb auch er die Kühe barfuß auf die Weide und verrichtete sonst

allerlei landwirthschaftliche Arbeiten; da jedoch sein Vater durch erfolgreich betriebene Bleistiftfabrikation zu einem gewissen, wenn auch bescheidenen Wohlstand gelangt war und er auf eine klassische Bildung hohen Werth legte, so sandte er Henry, nachdem dieser sich die nöthigen Vorkenntnisse angeeignet hatte, auf das Harvard-College. Dort entwickelten sich nun auch allmälig die charakteristischen Eigenthümlichkeiten Thoreau's. Er streifte lieber in der freien Natur umher, als daß er hinter seinen Büchern saß und galt daher auch nicht als einer der fleißigsten Schüler. Er liebte die Einsamkeit, hatte wenige Freunde und gab sich auch nicht die geringste Mühe, die Zahl derselben zu vermehren. Nachdem er dann ohne besondere akademische Ehren das Harvard-College verlassen hatte, hielt er eine Zeitlang mit seinem Bruder John eine Privatschule in Concord und trat darauf, da er der Schulmeisterei auf die Dauer keinen Geschmack abgewinnen konnte, als Arbeiter in die Fabrik seines Vaters ein. Doch auch da hielt er es nicht lange aus; er sehnte sich nach einem Leben in der frischen Luft und um diesen Wunsch zu realisiren, ward er Landvermesser und fand als solcher auch lohnende Beschäftigung. Er arbeitete jedoch nur so viel, um seine auf das Minimum reduzirten Bedürfnisse bestreiten zu können; denn Reichthümer wollte er keine erwerben und gerne auf alle sonstigen Annehmlichkeiten des Lebens Verzicht leisten, wenn er sich nur ungestört seinen Naturbetrachtungen hingeben konnte.

Sein erstes Werk ging aus einer Reise hervor, die er mit seinem Bruder in einem selbstgebauten Boote auf dem Concord- und Merrimackflusse gemacht hatte; es ist voll herrlicher Landschaftsbilder und tiefsinniger Betrachtungen

über seine Lieblingsdichter. Als Naturforscher war Thoreau jedoch nur ein Dilettant; Thiere und Pflanzen ließ er sich von seinen Dichtern, besonders von den griechischen, erklären und die gewöhnlichsten Blumen hatten für ihn wie für Wordsworth „thoughts that do often lie too deep for tears“.

Diese gelegentlich unternommenen Exkursionen befriedigten übrigens sein sehnlichstes Verlangen nach einem ungehinderten Verkehre mit der Natur noch nicht und so baute er sich denn, um, wie er sagte, seinen Privatgeschäften nachgehen zu können, im Jahre 1845 in einem Walde bei Walden Pond, ungefähr zwei Meilen von Concord entfernt, eine Hütte und bezog dieselbe am 4. Juli, also am Tage der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung. Der Vogel baut sich sein Nest selber; soll ich nun, so argumentirte er, nicht dasselbe Recht haben? Dieses „Nest“ war natürlich auf das Einfachste eingerichtet; über den Kostenpunkt liefert er uns eine genau specifizirte Rechnung und bezahlte nach derselben ein Student des Harvard-College im Jahre 1 Dollar $87^1/_2$ Cents mehr für Zimmermiethe als ihn sein ganzes Haus kostete. Thoreau führte darin ein sogenanntes Squatterleben, das über zwei Jahre dauerte. Er verrichtete gelegentlich, wenn es ihm an Baargeld fehlte, landwirthschaftliche Arbeiten für die Farmer der Umgegend und verdiente alsdann in sechs Wochen gerade so viel, um die übrige Zeit des Jahres sorgenfrei leben zu können. Auf die moderne Civilisation war er schlecht zu sprechen, da sie täglich neue Bedürfnisse schaffe, aber auf der anderen Seite auch die Beschaffung der Mittel zur Befriedigung derselben eher erschwere als erleichtere./ Der wahre Philosoph aber führe ein Leben der Einfachheit und Unabhängigkeit und suche die Räthsel

des Lebens praktisch zu lösen. Thoreau's Leben war also wie das des von ihm hochverehrten Walt Whitman's ein Protest gegen die Verkünstlichung des Lebens, welche die Menschen zu professionellen Heuchlern mache. Sein Name war lange Jahre identisch mit der Verachtung aller menschlichen Gesellschaft; trotzdem aber war Thoreau weder ein Misanthrop noch ein Einsiedler im eigentlichen Sinne des Wortes, denn während seines Aufenthaltes am Walden Pond besuchte er regelmäßig wöchentlich seine Verwandten und Freunde in Concord und erhielt auch in seiner Hütte häufig Besuche, besonders von dem Dichter-philosophen Ralph Waldo Emerson. Thoreau glaubte an die alte Lehre, daß derjenige, der sein eigener Herr sein könne, Anderen nicht dienen solle. Er besaß wenig Habseligkeiten; sein aller Mode spottender Ueberrock diente ihm des Nachts als Bettdecke, damit er von dem durch sein Häuslein streichenden Nordwind nicht allzu empfindlich berührt wurde. Seine Bücher band er selbst ein und sein Büchergestell sowie die Kisten für seine Naturalien-sammlungen hatte er sich aus Treibholz mit eigener Hand gezimmert. Er war ein umsichtiger Gärtner; er zog die saftigsten Melonen und Erdbeeren in der ganzen Umgegend. Mit den Thieren und Vögeln unterhielt er sich wie mit alten Bekannten; letztere flogen ihm oft, wenn er im Garten mit Graben beschäftigt war, auf die Schultern und den Spaten. Augenzeugen berichten von ihm, daß er mehrmals in den Walden Pond getaucht sei und Fische mit seiner Hand an die Oberfläche des Wassers gebracht habe. Wie der heilige Franz von Assisi hielt er alle lebenden Wesen für seine Brüder; er kannte ihre Leiden und Wünsche wie seine eigenen. Einsam war er

also nicht; nur der ist es, der, wie Epiktet sagt, keine Freunde hat. Die Thiere und Wälder seiner Umgebung verstanden ihn prächtig, die Menschen hingegen nicht.

Als Michel Angelo nach Rom gegangen war, um Kunststudien obzuliegen, berichtete er zufrieden nach Hause, er habe keine Freunde und brauche auch keine; so ersetzte auch Thoreau das Studium der Natur den Umgang mit Menschen, der ja überhaupt nie einen nennenswerthen Reiz für ihn hatte. Dasjenige, was er für Recht hielt, verfolgte er mit eiserner Konsequenz; in seinen Versprechungen war er äußerst zuverlässig, wer ihm aber auch nur einmal sein Wort nicht gehalten hatte, brauchte sich ihm in seinem ganzen Leben nicht mehr zu nähern. Um die Politik bekümmerte er sich nicht im Allergeringsten, da ihm die staatlichen Einrichtungen derart ein Greuel waren, daß er sich beharrlich weigerte, zur Erhaltung derselben seinen unbedeutenden Steuerbetrag zu entrichten und sich einmal sogar lieber einstecken ließ, als von seinem Prinzip abzuweichen. Er war einer der feurigsten Abolitionisten seiner Zeit und hielt es daher für eine unverzeihliche Sünde, dem Staate Abgaben zu zahlen, da er ja nicht wisse, ob man mit seinem Gelde vielleicht einen flüchtigen Sklaven seinem Herrn zuführen oder eine Flinte kaufen würde, um den armen Flüchtling zu erschießen. Als er einst aus dem angegebenen Grunde im Gefängnisse saß, besuchte ihn Emerson, für den er zuweilen landwirthschaftliche Arbeiten verrichtete, und fragte ihn: „Henry, weshalb bist du hier?“

„Weshalb bist du nicht hier?“ erwiderte er ihm mürrisch und wandte ihm den Rücken.

Späterhin bezahlten seine Freunde regelmäßig seine

Steuern für ihn, wofür er ihnen übrigens nicht den geringsten Dank wußte. John Brown war sein Heiliger, dessen tragischem Ende er eine geharnischte Rede widmete. Thoreau hatte das Motto des Dichters: „Be thy own palace, or the world's thy jail“ zu seinem Wahlspruch genommen und auch konsequent danach gehandelt. Er hatte seine eigene Welt, seine eigene Sonne und Sterne. Wie Professor Gould sich zuweilen wochenlang in seinem Observatorium zu Albany einschloß, um seinen astronomischen Beobachtungen ungehindert obliegen zu können, oder wie sich der Künstler La Farge in den Paradies-Felsen bei Newport eine Hütte baute, um wenigstens im Sommer ungestört die Schönheiten der umgebenden Landschaft genießen zu können, so lebte Thoreau in seiner Waldhütte, um fern von den Geschäften der Alltagsmenschen in der Einsamkeit seine geliebteste Gefährtin zu verehren. Er unterschätzte den Umgang mit Menschen ebenso sehr, wie er die daraus entspringenden Gefahren überschätzte. Er lebte zu einer Zeit, in der man sich vielfach mit der Lösung socialer Probleme abquälte, und seine Hütte bei Walden Pond war im Kleinen das, was Brook-Farm im Großen war. Er war reich in seiner Armuth; denn es ging ihm wie jenem kaiserlichen Küchenjungen, der da sagte: „Ich bin so reich, wie mein Herr, denn ich habe Alles, was ich brauche!“

Schöne Kleider und prächtige Häuser hatten keinen Reiz für ihn; an öffentlichen Gastgebereien nahm er keinen Theil und zwar, weil die Veranstalter derselben ihren Stolz in recht viele Geldausgaben setzten und er hingegen stets bestrebt war, so wenig wie nur möglich für Mahlzeiten auszugeben. Rückkehr zum Naturzustand ist der

Text seiner poetisch angehauchten Predigten und man möchte beinahe von ihm sagen, was Voltaire von Rousseau in Hinblick auf dessen ähnliche Schwärmerei sagte: „Er beredet uns wahrhaftig noch, daß wir auf allen Vieren laufen". Wenn ihm ein Wurm über den Weg lief, so beobachtete er dessen Bewegungen mit solchem Interesse, als ob der Lauf der Welt davon abhinge; eine Ameisenschlacht beschrieb er, wie ein Militärschriftsteller Königsgrätz oder Gravelotte beschreibt.

Die Sympathie seiner Mitbürger suchte er nicht zu gewinnen und pflegte zu sagen, daß derjenige, der darauf spekulire, seine eigentliche Würde einbüße. Was die amerikanischen Transcendentalisten beharrlich anstrebten, aber nicht erzielten, nämlich individuelle Unabhängigkeit durch Rückkehr zur Natur, das brachte er auf eigene Faust fertig und fühlte sich also glücklich. Seinen Werth unterschätzte er nie; er hielt sich für einen Reformator der menschlichen Gesellschaft, die ja stets doch nur durch solche Menschen, welche den herrschenden Ansichten Muth und Trotz entgegen setzten, in die richtigen Bahnen zurück gelenkt wurde.

Thoreau hatte ein äußerst geübtes Auge für alle Vorgänge in der Natur. In seinem bereits genannten Erstlingswerke, dessen einzelne Kapitel zuerst in dem von Margaret Fuller redigirten „Dial" erschienen, lieferte er Landschaftsbilder, wie wir sie bei keinem anderen amerikanischen Dichter finden. Er philosophirte darin zugleich über alles Mögliche, wobei ihm seine außerordentliche Belesenheit in den alten Klassikern trefflich zu statten kam. Da die einzelnen Kapitel seines Werkes „A Week" nach den Wochentagen betitelt sind, so erlaubt er sich denn auch am Sonntag seine Andacht zu verrichten, eine Lanze

für die griechische Mythologie zu brechen und sich als Verehrer Pan's hinzustellen. Jedermann verehre den Gott, der ihm am Besten gefalle und brauche man gerade kein Christ zu sein, um Jesu Leben und Lehre würdigen zu können. Die Kirchen nennt er Hospitäler für die Seelen und fügt hinzu, daß sich in denselben zahlreichere Quacksalber als in den Hospitälern für kranke Körper vorfänden.

Am Montag hält er der von den Schriftstellern Indiens verkündeten Lebensweisheit eine schwungvolle Lobrede; am Dienstag beschäftigt ihn Anakreon; am Mittwoch bespricht er die Freundschaft; am Donnerstag verbreitet er sich über Goethe und am Freitag über Ossian und Chaucer.

„Walden“, sein populärstes Werk, das uns in der 21. Auflage vorliegt, giebt, wie bereits angedeutet, eine ausführliche Antwort auf die Frage, wie er sich in seiner Einsamkeit beschäftigt habe. Durch diese Antwort aber will er zugleich der Menschheit einen Spiegel vorhalten und ihr zeigen, wie sie sich durch eine falsche Civilisation in den Zustand der Sklaverei gebracht habe. Dies Werk ist daher ein Kompendium praktischer Lebensphilosophie, deren Kernpunkt in der Lehre von der Einfachheit beruht.

Besonders redet er alten Kleidern begeistert das Wort; je länger wir einen Anzug tragen, desto fester wird er mit uns verwachsen. Viele Menschen aber gleichen hölzernen Gestalten, die man nach den Anforderungen der Mode mit neuen Kleidern behängt und die meisten würden lieber mit einem gebrochenen Beine als mit einem Loche in den Unaussprechlichen über die Straße humpeln. Wer wirklich wichtige Dinge in der Welt zu thun hat, weiß auch, daß er dazu vorher kein bestimmtes Kleid anzuziehen braucht. Wie der Mensch in dem einfachsten Rocke

seinem Gott dienen kann, so sollte er auch darin seinen Berufspflichten nachkommen und vor seine Mitmenschen treten dürfen. Man hüte sich also vor Geschäften, die hauptsächlich einen tadellosen, neuen Anzug, nicht aber einen edleren Karakter erheischen.

Aehnlich denkt Thoreau über die Wohnungen der Menschen. Dieselben sollen nur als Schutz gegen Wind und Wetter dienen; wo man mehr erwartet, muß man sich zur Erschwingung der Miethe zu Tode arbeiten, oder doch wenigstens den größten Theil seiner Freiheit opfern. Die Vögel unter dem Himmel haben ihre Nester, die Füchse ihre Gruben und die Indianer ihre Wigwams; aber nur die wenigsten Menschen haben ihr eigenes Obdach, zahlen aber dafür so viel Miethe, um damit ein ganzes indianisches Dorf kaufen zu können. Wer eine tragbare Hütte besitzt, kann sich leicht gegen böse Nachbarschaft schützen; im anderen Falle aber ist er ein Gefangener. Die Civilisation hat die Häuser verbessert, aber nicht die Menschen darin; sie hat Paläste geschaffen, aber keine Edelleute.

Auch betreffs der Schulbildung huldigt Thoreau den praktischen Ansichten der Transcendentalisten. Der Student betrachte die Natur mehr mit dem Teleskop und Mikroskop als mit dem unbewaffneten Auge; er studire die Geheimnisse der Chemie, ohne sich um die wichtige Kunst des Brodbackens zu bekümmern, und währenddem er die nationalökonomischen Werke eines Adam Smith und Ricardo lese, stürze er seinen Vater in Schulden. Thoreaus Princip war, das, was man sich nicht selbst beschaffen konnte, ruhig zu entbehren, um in seiner Unabhängigkeit nicht gestört zu werden. Als Kenner der altasiatischen

Philosophie aß er viel Reis und als Verehrer der Eingeborenen seines Landes pflanzte er Mais. Sein Lebensunterhalt kostete ihm die ganze Woche nur 27 Cents und legt er darüber genaue Rechnung ab. Seine mit einer von dem Philosophen Alcott geborgten Axt erbaute Hütte ging späterhin in den Besitz eines schottischen Gärtners über; derselbe bewohnte sie mehrere Jahre und dann wurde sie nach einer anderen Stelle gebracht. Auf ihrem alten Platze befindet sich jetzt ein großer Steinhaufen; denn Jeder, der Walden Pond besucht, vergißt nicht, sich einen Stein vom nahen Ufer zu holen und Thoreau's Denkmal damit zu erhöhen.

Das Werk „Excursions“, dem eine biographische, aus Emerson's Feder stammende Skizze vorangestellt ist, enthält die Berichte über die Fußtouren und Bootfahrten des selbsternannten Inspektors der Stürme und des Sonnenscheins. Dasselbe gilt von dem Werke „Early Spring in Massachusetts“. In dem Buche „A Yankee in Canada“ giebt er eine ziemlich langweilige Beschreibung einer Reise, die er im Jahre 1850 nach Canada machte. Von größerem Interesse hingegen sind die diesem Buche beigefügten Essays über nothwendige Reformen der menschlichen Gesellschaft. „Cape Cod“ und „The Maine Woods“ (15. Auflage 1884) enthalten ausschließlich wieder Naturschilderungen.

Thoreau's Briefe nebst seinen Gedichten ließ Emerson 1865 (neue Ausgabe 1881) zu Boston erscheinen; einige weitere Bände stellte H. G. O. Blake in Worcester aus seinem Nachlasse zusammen.

Thoreau starb am 6. Mai 1862 in seiner Geburtsstadt an der Schwindsucht; seine Gebeine ruhen dicht neben denen seines Freundes, des Novellisten Hawthorne.

Als ihm der Arzt mittheilte, daß keine Hoffnung auf Genesung für ihn sei, erwiderte er ihm: „Man hat mir oft in meiner Kindheit gesagt, daß ich einmal sterben müsse; nun sehe ich, daß ich nicht belogen worden bin".

Nach den landläufigen Ansichten der Amerikaner war sein Leben ein verfehltes gewesen, hatten ihm doch seine Werke wenig Ruhm und noch weniger Geld eingebracht. Er galt bei Lebzeiten als Narr oder im besten Falle als unheilbarer Sonderling und nur wenige, darunter Horace Greeley, der oft seine Aufsätze an den Mann brachte, Emerson, für den er häufig Gartenarbeiten verrichtete und dem er dann und wann das Haus anstrich, und der Naturforscher Agassiz, dem er öfters seltene Vögel und Fische sandte, verstanden ihn und wußten ihn zu schätzen. Trotzdem sich nun in der Neuzeit die Amerikaner und Engländer eingehend mit ihm beschäftigt haben, so werden seine Schriften doch niemals populär werden. Seine Bücher sind keine Unterhaltungslektüre und die darin vertretenen Ansichten stehen dem herrschenden Zeitgeiste diametral gegenüber. Man wird Thoreau den amerikanischen Klassikern zuzählen und es den professionellen Literarhistorikern allein überlassen, sich mit ihm zu beschäftigen.



Hawthorne — Holmes.

Der historische Roman, der dazu bestimmt zu sein scheint, allmälig die Stelle des Epos zu übernehmen, ist im Allgemeinen in Amerika noch wenig kultivirt worden und doch fehlt es für denselben dahier nicht an dankbaren Stoffen, ohne daß man gerade auf das von Cooper so erfolgreich behandelte und ziemlich abgedroschene Thema der Eingeborenen in ihrem Kampfe gegen die Civilisation zu verfallen braucht. Auch die Kolonialgeschichte ist reich an romantischen Elementen und daß sich dieselben herrlich zum Hintergrunde novellistischer Dichtungen eignen, hat uns z. B. Nathaniel Hawthorne durch mehrere Novellen bewiesen. Das historische Relief seiner hauptsächlich die Zeit der Puritanerherrschaft schildernden Dichtungen ist jedoch ein schwaches und ihm überhaupt Nebensache; seine Novellen sind hauptsächlich psychologischen Karakters und seine Meisterschaft in der Schilderung von Seelenstimmungen hat er fast ausschließlich an Personen mysteriöser und abnormaler Beschaffenheit zur Anschauung gebracht, so daß man ihn wohl als den „Novellisten der Cranks“

bezeichnen kann. Die Kleinmalerei historischer Begebenheiten, in der Walter Scott excellirte, verabscheut er und niemals läßt er eine wirklich geschichtliche Person eine hervorragende Rolle spielen. Hawthorne ist ein Novellist von großer Phantasie und ein seltener Meister eines ruhigen, klaren Stils. In seinen Erzählungen, deren Moral stets durch das Schicksal seiner außergewöhnlichen Helden angedeutet ist, verhüllt er stets mehr als er offenbart und auf den darin waltenden Leidenschaften liegt eine Ruhe, die im Leser das Gefühl der Unheimlichkeit hervorruft. Sehr richtig sagt er auch, daß sich seine Novellen nur als Lektüre für das Zwielicht eigneten, denn das Mysteriöse, Traumhafte und krankhaft Romantische ist seine eigentliche Domaine, weshalb er auch so lange auf Anerkennung zu warten hatte und sich, nachdem er schon eine Anzahl Bände veröffentlicht hatte, die wie heißes Eisen in den Buchhandlungen liegen geblieben waren, mit Recht den unbekanntesten Schriftsteller Amerika's nannte. Mit Willis hatte er die literarische Laufbahn betreten; derselbe eroberte sich im Sturme ein großes und dankbares Lesepublikum, aber wer liest heute noch seine Werke, trotzdem er immer noch einige begeisterte Apostel hat? Die Popularität Hawthorne's hingegen reifte langsam, und er ließ sich durch seine anfänglichen Mißerfolge durchaus nicht von der einmal betretenen schriftstellerischen Laufbahn abbringen. Er besaß die Zähigkeit und die Ausdauer seiner Vorfahren, der energischen Puritaner.

Nathaniel Hawthorne wurde am 4. Juli 1804 zu Salem, einer an historischen Reminiscenzen reichen und hauptsächlich durch die dort von den Puritanern inscenirten Hexenverfolgungen berüchtigten Stadt Neuenglands, ge-

boren und zwar in einem noch heute stehenden altmodischen Hause an der Unionstraße. Seine Vorfahren hatten als orthodoxe Puritaner an den Mißhandlungen der Quäker und der des Umgangs mit dem Teufel verdächtigen Personen lebhaft theilgenommen und die in seiner Familie wie überhaupt in jener Stadt kursirenden Traditionen hatten also schon früh seine Aufmerksamkeit auf eine Periode gelenkt, deren Studium ihn anzog und deren Schattenseiten er zu novellistischen Zwecken verwandte.

Als Knabe war Hawthorne schüchtern und zur Einsamkeit geneigt; dem Spiele seiner Schulkameraden wich er aus und zog es vor, durch das Lesen der englischen Klassiker sowie der im „Newgate Calendar“ enthaltenen Räuber- und Geistergeschichten seine Phantasie zu beleben und seine Vorliebe für das Düstere und Geheimnißvolle zu nähren. Sein 1808 verstorbener Vater war Kapitän eines Kauffarteifahrers gewesen und gar zu gerne hätte er sich ebenfalls dem Seeleben gewidmet, wenn ihm nicht eine beim Ballspielen in seinem neunten Lebensjahr erhaltene Fußverletzung drei Jahre lang mit der Gefahr des Erlahmens gedroht hätte.

Auf dem Bowdoin College machte Hawthorne die Bekanntschaft Longfellow's und schloß mit demselben einen Freundschaftsbund fürs ganze Leben ab. Er ward als gewandter Uebersetzer aus dem Lateinischen gerühmt; in den übrigen Lehrfächern scheint er sich jedoch nicht sonderlich ausgezeichnet zu haben. Er bedauerte immer noch lebhaft, daß er den Seemannsberuf nicht gewählt habe. „Soll ich Prediger, Advokat oder Arzt werden?“ fragte er brieflich seine Mutter, und fügte hinzu: „Als Arzt hänge ich von den Krankheiten der Menschen ab; als

Prediger lebe ich von ihren Sünden und als Advokat von ihren Streitigkeiten; somit bleibt mir also nichts als die Schriftstellerei übrig. Wie würde es dir gefallen, wenn du ein Regal voller Bücher mit dem Titel „Hawthorne's Works“ sähest?“

1828, also nachdem er die genannte Anstalt bereits drei Jahre verlassen hatte, ließ er zu Boston anonym seine Erstlingsnovelle unter dem Titel „Fanshawe“ erscheinen, wozu er die nöthigen Lokal- und Personalstudien auf dem Bowdoin College gemacht hatte. Dieses Werk, das der Verfasser später durch den Ankauf aller Exemplare aus dem Büchermarkte verbannen wollte, und zwar aus dem Grunde, weil das darin geschilderte College, sowie die Professoren desselben jedem Bewohner von New-Brunswick nur zu bekannt waren, ist reich an humoristischen, aber zu auffallend auf Effekt berechneten Scenen; auch zeigt es Scott's Einfluß zu deutlich. Fanshawe ist ein junger, für Bücher und Einsamkeit schwärmender Student, der seiner Liebe zur schönen Ella zu Gunsten eines reichen Mitbewerbers entsagt und dann an der Schwindsucht stirbt. Eine in dieser Erzählung auftretende Person, nämlich der teuflische Störenfried Butler, kehrt in den meisten späteren Novellen Hawthorne's in wechselnder Gestalt wieder.

Die literarische Laufbahn in Amerika hatte damals wenig Verlockendes; da jedoch Cooper und Irwing mit dem Betreten derselben Geld und Ruhm geerntet hatten, so konnte ja Hawthorne in Ermangelung einer anderen Beschäftigung mit versprechenderen Aussichten sein Glück ebenfalls mit der Feder versuchen. Er schrieb also nach jener erfolglosen Novelle eine Sammlung kurzer ameri-

kanischer Erzählungen, für die er auch einen Verleger in Salem fand; derselbe ging jedoch mit der Drucklegung so langsam voran, daß Hawthorne endlich die Geduld versagte und er das Manuskript zurück forderte, um es dann zu verbrennen. Er träumte und sann nun weiter; die kalte, aristokratische Gesellschaft Salems suchte er nicht auf und zog es vielmehr vor, sich durch einsames Nachdenken auf ernsteres Schaffen vorzubereiten. In dieser Gährungs- und Klärungsperiode las er besonders die Schriften über die amerikanische Kolonialzeit fleißig und belebte dieselben mit den Schöpfungen seiner regen Phantasie. Unter verschiedenen Pseudonymen veröffentlichte er mehrere seiner kleineren Erzählungen in Journalen; ob dieselben aber günstig oder ungünstig aufgenommen wurden, erfuhr er in seiner Einsamkeit nicht, so viel aber wußte er, daß sie ihm gar schlecht honorirt wurden.

Der Schriftsteller Goodrich, besser bekannt unter dem Pseudonym „Peter Parley", interessirte sich übrigens sehr für Hawthorne und bewog ihn auch, die Redakteurstelle des 1834—37 in Boston erscheinenden „American Magazine of Useful and Entertaining Knowledge" anzunehmen, wofür ihm ein Jahrgehalt von 500 Dollars versprochen wurde. Da sich jedoch dieses Unternehmen sehr schlecht bezahlte und Hawthorne für seine Arbeit so gut wie nichts erhielt, so legte er diese Stelle bald wieder um eine neue Enttäuschung reicher nieder. Die von ihm inzwischen verfaßten und in verschiedenen Zeitungen veröffentlichten Erzählungen stellte er nun unter dem Titel „Twice-told Tales" zusammen und trotzdem Longfellow damals (1837) in der „North American Review" einen gewaltigen Lobes-

artikel zu Gunsten derselben publizirte, so fanden sie doch nur eine kühle Aufnahme und wenige Käufer. Hawthorne sah sich also gezwungen, sich nach einem anderen Berufe umzusehen und that nun Etwas, wozu er sich früher, trotz zahlreicher Aufforderungen seiner Freunde, nie hatte entschließen können — er nahm ein politisches Amt an und ward Beamter im Bostoner Zollhause. Zwei Jahre behielt er diesen Posten und dann mußte er, der lebenslängliche Demokrat, den siegreichen Whigs weichen und seine Stelle einem Anderen überlassen.

Nun schloß er sich der Kolonie der Transcendentalisten auf Brook Farm an, um abermals traurige Erfahrungen zu machen. Die Idee Fouriers, das Heil der Welt in einem kommunistischen Gemeinwesen zu finden, in welchem geistige und körperliche Arbeit eine angenehme Abwechslung bieten sollen, hatte auch ihn mächtig ergriffen; doch fand er bald genug, daß sein erträumtes und erhofftes Glück mit der Wirklichkeit zu grell kontrastirte. Auch auf Brook-Farm verlor er seinen Hang zur Einsamkeit nicht; an den schöngeistigen Versammlungen der Transcendentalisten nahm er höchst selten Theil und zog es vor, seine Mußestunden auf dem Rücken liegend hinter einem Baume zu verträumen und seinen humoristischen Roman: „The Blithe-dale Romance“ im Geiste zu skizziren.

Als er nach einem Jahre Brook Farm verließ, kam es ihm vor, als sei ein schwerer Stein von seinem Herzen gefallen und doch hatte er durch diese Spekulation in der Hoffnung, sich dort eine Heimath zu gründen, sein als Zollbeamter erspartes Geld eingebüßt. Nun bezog er das berühmte „Old Manse“ in Concord und warf sich abermals auf die Schriftstellerei. Durch seine regelmäßigen

Beiträge für die zuerst in Washington und dann in New-York erscheinende „Democratic Review“, für die auch Whittier, Lowell, Longfellow und Poe gelegentlich schrieben, ward sein Name doch allmälig vortheilhaft bekannt immerhin aber war seine Existenz noch nicht gesichert, da durch den auf beiden Seiten des Oceans stark betriebenen Nachdruck der Werke fremder Schriftsteller die einheimischen Literaten mit einem kärglich zugemessenen Honorar zufrieden sein mußten.

1842 verheiratete sich Hawthorne mit Fräulein Peabody. Nachdem er vier Jahre im „Old Manse“ gewohnt und geschriftstellert hatte, zog er wieder nach seiner Geburtsstadt Salem zurück; daselbst erhielt er eine Anstellung im Zollhause und bekleidete dieselbe bis zum Jahre 1850. Dort schrieb er auch die Novelle „The Scarlet Letter“, durch welche er plötzlich zum gefeiertsten Novellisten Amerikas wurde.

Nachdem er 1850 sein Amt an ein Mitglied der wieder einmal siegreichen Whigpartei hatte abtreten müssen, bezog er mit seiner Familie ein bescheidenes Quartier in Lenox und war fleißig mit der Feder thätig. Von 1850 bis 1853 schrieb er außer der bereits erwähnten „Blithedale Romance“, „The House of Seven Gables“, „Wonderbook for Boys and Girls“, „Tanglewood Tales“, „The Snow Image“ und „Life of Franklin Pierce“, eine Biographie seines Jugendfreundes und des späteren Präsidenten der Vereinigten Staaten. 1853—60 brachte er in Europa und zwar hauptsächlich als amerikanischer Konsul in Liverpool zu und zählte, besonders da er in England bereits zahlreiche Verehrer besaß, diese sieben Jahre zu den glücklichsten und genußreichsten seines Lebens.

1860 kehrte er nach Concord zurück. Dort hatte er sich vorher ein Haus gekauft, dasselbe nach seinem Geschmacke umbauen lassen und ihm den Namen „Wayside House" gegeben.

In seinem Werke „Our Old Home", welches aus Skizzen vermischten Inhaltes besteht, gibt er die in England empfangenen Eindrücke wieder. Die Engländer waren mit diesem Werke höchst unzufrieden und glaubten, Hawthorne sei ihnen darin ungerecht geworden und habe sie mehr als Feind denn als Freund betrachtet.

In England machte Hawthorne auch die Bekanntschaft der unglücklichen Delia Bacon und widmete derselben den in dem eben genannten Werke veröffentlichten Aufsatz „A Gifted Woman". Fräulein Bacon war bekanntlich der Ansicht, daß die unter dem Namen Shakespeares veröffentlichten Werke nicht von dem Direktor des Globe-Theaters in London, sondern von mehreren Dichtern der damaligen Zeit stammten und hatte ein dickleibiges Buch über diese Entdeckung geschrieben, die, wie Wyman's „Bibliography of the Shakespeare-Bacon Controversy" (Cincinnati 1884) zeigt, bereits eine reichhaltige Literatur hervorgerufen hat. *)

Hawthorne hatte Fräulein Bacon nur einmal zufällig in London gesehen; dieselbe weihte ihn in ihre Entdeckung ein und erklärte sich von der Ueberzeugung beseelt, daß sich in Shakespeares Grab der Schlüssel zur Aufklärung

*) Siehe „Delia Bacon. A Biographical Sketch". By Theodore Bacon. Boston 1888. — Als die Hauptvertreter der sogenannten Bacon-Theorie in Amerika gelten A. Morgan („The Shakespearean Myth") und N. Holmes („The Autorship of Shakespeare", neue Ausgabe in zwei Bänden, Boston 1886). Holmes ist,

und zum Beweise ihrer Theorie befände. Sie glaubte, Hawthorne sei ihr von der Vorsehung geschickt worden, um die Publikation ihres Werkes in die Hand zu nehmen und wie Fields in seinem Buche „Yesterdays with Authors" erzählt, so hatte er ihr dies auch versprochen. Da sich aber kein Verleger dafür finden ließ, so blieb Hawthorne schließlich nichts anderes übrig, als die Herstellungskosten dieses großen Werkes, das er außerdem mit einer Einleitung versah, aus eigener Tasche zu bestreiten, trotzdem er keinen Glauben an die darin verfochtene Theorie hatte, ein Umstand, der später zum Abbruch aller Verbindungen zwischen ihm und der Verfasserin führte.

Fräulein Bacon hatte auch die Absicht gehabt, Shakespeares Grab zur Auffindung der von ihr erwarteten Archive öffnen zu lassen, doch kam dieses Unternehmen nicht zu Stande.

Als Hawthorne nach Amerika zurückkehrte, zeigten sich bereits die Vorboten des drohenden Bürgerkrieges. Er war niemals Abolitionist gewesen und konnte daher auch John Brown's Versuch zur Befreiung der Neger nicht so bewundern, wie es in den tonangebenden Kreisen Neuenglands der Fall war und da man außerdem damals die Demokraten der Untreue gegen die Union beschuldigte, so versuchte er nicht, sich abermals ein politisches Amt zu ergattern, sondern verlegte sich wieder auf die Schrift-

---

beiläufig gesagt, auch Verfasser eines zweibändigen philosophischen Werkes unter dem Titel „Realistic Idealism in Philosophy itself", Boston 1888. — Seit dem wohlverdienten Fiasko, das Donnelly mit seinem marktschreierisch angekündigten Werke „The Great Cryptogram" gemacht hat, sind die Verfechter der Idee, Bacon sei der Verfasser von Shakespeare's Werken, ziemlich ruhig geworden.

stellerei und begann zwei Novellen, ohne sie jedoch zu beendigen, nämlich „The Dolliver Romance“ und „Septimius Felton“. Dieselben, sowie seine „Note-Books“, erschienen nach seinem Tode. Von der in England begonnenen und niemals vollendeten Novelle „Doctor Grimshawe's Secret“ besorgte sein Sohn Julian 1882 eine Ausgabe mit Einleitung und Anmerkungen.

Hawthorne starb am 18. Mai 1864 zu Plymouth in New-Hampshire auf einer Reise, die er im Interesse seiner angegriffenen Gesundheit unternommen hatte. Seine Leiche wurde in Concord beerdigt. Seine Wittwe, welche die „Note-Books“ edirte und auch ein eigenes Werk unter dem Titel „Notes in England and Italy“ herausgab, starb 1871 in London; seine älteste Tochter starb unverheiratet und seine jüngste ist die Gattin des Schriftstellers George P. Lathrop, des Verfassers einer literarhistorischen Studie über Hawthorne. Sein Sohn Julian hat sich als Novellist einen Namen gemacht; auch verdanken wir demselben das zweibändige Werk „Nathaniel Hawthorne and his Wife“ (Boston 1884).

Die „American Note-Books“ gewähren uns einen interessanten Einblick in das künstlerische Schaffen unseres Autors. Es sind dieselben reich an humoristischen, sarkastischen und poetischen Bemerkungen über Alles, was ihm zufällig vor die Augen kam. Selbst das Kleinste und Unbedeutendste liefert ihm den Stoff zu einer geistreichen Stilübung; mit Pferden hält er Zwiegespräche, Wirthshäuser und Kirchhöfe versehen ihn abwechselnd mit heiteren und düsteren Gedanken. Er notirt sich eine Masse Themen, um sie gelegentlich novellistisch zu behandeln und es ist im höchsten Grade zu be-

dauern, daß er einige derselben niemals zur Ausführung gebracht hat.

Auch gibt er in diesen Tagebüchern Reminiscenzen seiner Lektüre, aus welchen hervorgeht, daß er in der Wahl der von ihm gelesenen Werke ganz planlos verfuhr; doch verstand er es, an scheinbar trocknen Notizen in alten, vergilbten Zeitungen überraschende phantastische Bemerkungen zu knüpfen. Gelegentlich machte er auch seinem Aerger über den Frohndienst im Zollhause in bitteren Worten Luft und noch rücksichtsloser drückt er sich über seinen Aufenthalt auf Brook Farm aus.

Unter den Themen zu Erzählungen findet sich auch eines, welchem dieselbe Idee zu Grunde liegt, die Jean Paul in seiner Dichtung „Neujahrsnacht eines Unglücklichen“ so herrlich bearbeitet hat.

Und dann berichtet Hawthorne vom 10. Oktober 1842, daß als er in einem Bande von Rabelais las, er das Ticken eines scheinbar Einlaß begehrenden Vogels an seinem Fenster gehört und daß dieser Bote aus dem Geisterreiche einen wunderbaren Eindruck auf ihn gemacht habe. Diese ganze Stelle erinnert lebhaft an Poe's „Raben“ und wenn man nicht wüßte, daß diese Tagebücher erst nach dem Tode Hawthorne's zum ersten Male veröffentlicht worden wären, so wäre man sicherlich leicht geneigt, hier den Ursprung jenes berühmten, 1845 gedruckten Gedichtes zu suchen.

Hawthorne's in England geführte Tagebücher, die zwei Bände füllen, gefielen den dortigen Lesern noch viel weniger als sein im Grunde genommen doch äußerst harmloses Werk „Our Old Home“. Diese Aufzeichnungen waren natürlich ursprünglich nicht für die Veröffentlichung

bestimmt und Hawthorne legte darin seine Ansichten und die auf Reisen empfangenen Eindrücke nieder, ohne auf irgend einen Leser Rücksicht zu nehmen. Seine „Italian Note-Books“ sind mit großer Sorgfalt gearbeitet und tragen durchaus nicht den Stempel einer unter dem Einfluß des Augenblicks erfolgten Niederschrift.

Hawthorne's „Blithedale Romance“ ist, um nun etwas ausführlicher auf seine Hauptschöpfungen zurück zu kommen, durchaus kein getreues Bild des Lebens und Treibens der Transcendentalisten auf Brook Farm; keines der damals existirenden sozialistischen oder kommunistischen Systeme wird darin kritisirt oder bevorzugt und alle die dort auftretenden Personen sind nur Geschöpfe seiner Phantasie, trotzdem durchaus nicht abgeleugnet werden kann, daß ihm dabei mancher wirkliche Transcendentalist zum Modell saß. Der träumerische Junggeselle Miles Cloverdale, der Allem eine humoristische Seite abgewinnt, ist wohl der Verfasser selber, dem da, wie besonders aus seinen Tagebüchern hervorgeht, das Leben in diesem Utopien von Tag zu Tag unangenehmer und lächerlicher vorkam. Ein Gegenstück zu ihm bildet Silas Foster, der Direktor der Farmarbeiter, ein äußerst nüchterner und praktischer Mann, der den Schöngeistern durch manche cynische Bemerkung das Philosophiren und Träumen zu vertreiben sucht. Er spricht hauptsächlich von Schweinen, Unkraut, Gemüse und ähnlichen prosaischen, aber höchst nützlichen Dingen; seine geistige Erholung bildet Tabakrauchen, das Lesen des Farmeralmanachs und Schlafen mit obligatem Schnarchen. Der Philanthrop Hollingsworth, eine Hauptperson der Hawthorne'schen „Freudenthalsnovelle“, ist ein Mann von engem Gesichtskreis, starkem Willen und edlem Ge-

müthe. Früher hatte er das Schmiedehandwerk betrieben, nun aber hatte er sich humanen Bestrebungen gewidmet und ging mit dem Plane um, ein Institut zur Besserung der Verbrecher zu gründen. Er hatte Priscilla, ein zartes, leicht erregbares Mädchen, aus einem schrecklichen Schneesturm gerettet und nach Brook Farm gebracht. Dieselbe ward allmälig zur reizenden Jungfrau, die infolge ihrer Munterkeit und unschuldigen Ausgelassenheit alle Brook Farmer bezauberte. Zenobia, eine gelehrte ältliche Dame oktroyirt sich ihr als moralisirende Tante auf und gibt ihr Unterricht in Aesthetik und ähnlichen, für den Verkehr mit Gebildeten nöthigen Wissenschaften. Beide sind sterblich in den ehrlichen Hollingsworth verliebt; beide stehen unter dem Einflusse eines Mesmeristen und verwickeln sich schließlich in Abenteuer, die selbst dem leichtgläubigsten Leser höchst unwahrscheinlich vorkommen müssen. Ueberhaupt weiß man nie so recht, woher Hawthorne's Personen stammen und wohin sie gehen; sie treten unverhofft auf und verschwinden dann wieder plötzlich im romantischen Dunkel.

In Zenobia, die schließlich durch Selbstmord endet, will man die unglückliche Margaret Fuller, auf die Hawthorne nie gut zu sprechen war, erkennen, und es ist keine Frage, daß er derselben einige Züge entlehnt hat. Im Ganzen genommen ist die „Blithedale Romance“ eine der herrlichsten Schöpfungen Hawthorne's; das humoristische Element tritt hier mehr als in irgend einem anderen Werke in den Vordergrund und bildet, z. B. die köstliche Beschreibung der bukolischen Thätigkeit der gelehrten Farmer eines der glänzendsten Kapitel dieses Werkes.

„The Scarlet Letter“ bildet ein Nachtstück aus der

Zeit der sittenstrengen und verfolgungssüchtigen Puritaner Neuenglands. Es ist die Geschichte der lebenslangen Reue und Gewissensqualen eines beliebten Geistlichen, welcher mit einer verheirateten Frau verbotenen Umgang gepflogen hatte und nun von dem beleidigten Ehemann in der teuflischsten Weise verfolgt wird. Der Name der Novelle ist auf den Umstand zurück zu führen, daß nach einem in der Plymouth-Kolonie existirenden Gesetze eine Ehebrecherin den Buchstaben „A“ in rother Farbe auf der Brust tragen mußte.

Der Bostoner Verleger und Schriftsteller James T. Fields erzählt: „Im Winter 1849, nachdem Hawthorne seine Stelle als Zollbeamter verloren hatte, besuchte ich ihn in Salem, da ich gehört hatte, er sei unwohl. Ich fand ihn sehr niedergeschlagen neben dem Ofen sitzen und bat ihn, doch daran zu denken, wieder einmal Etwas zu veröffentlichen. Er erwiderte, daß er infolge der Unpopularität seiner bisherigen Schriften alle Lust am Weiterschaffen verloren habe. Kaum hatte ich sein Haus verlassen, da kam er hinter mir hergelaufen und überreichte mir ein Manuskript mit den Worten: „Es ist entweder sehr gut, oder sehr schlecht; ich weiß es selbst nicht.“

Unterwegs las ich einen Theil der mir eingehändigten Novelle und noch an demselben Tage benachrichtigte ich ihn brieflich, daß ich nach Salem kommen würde, um die nöthigen Vorbereitungen für die Uebernahme des Verlages zu treffen. Als ich ihn wieder besuchte und für meine Bewunderung dieses Werkes kaum Worte fand, hielt er mich für verrückt und lachte mich aus. Auf meinen Rath nahm er einige Aenderungen daran vor, sodaß das Buch anfangs 1850 erscheinen konnte.“

Im Februar des genannten Jahres schrieb Hawthorne an seinen Jugendfreund Bridge: „Ich habe mein Buch vollendet; ein Theil desselben befindet sich in Boston und der andere weilt noch hier in Salem, so daß diese Geschichte also zum wenigsten vierzehn Meilen lang ist. Ich las gestern Abend den Schluß meiner Frau vor, wonach sie sich mit Kopfschmerzen ins Bett legte, was ich für einen großen Triumph betrachte".

Durch diese Novelle, von welcher in zehn Tagen 5000 Exemplare verkauft wurden, begründete Hawthorne seinen Ruf für alle Zeiten. Da ein unsittlicher Geistlicher darin die Hauptrolle spielte, so ist es leicht erklärlich, daß dieses Werk von den kirchlichen Zeitungen bitter angefeindet wurde und war es namentlich das in New-Haven erscheinende Episkopalblatt „The Church Review", welches mit der Wuth eines Pastors Goeze über diese Novelle herfiel und den Anfang einer demoralisirenden, dem französischen Geschmacke huldigenden Literatur Amerikas prophezeite.

Der poetische Reiz dieser einfachen Erzählung ist schwer mit Worten zu beschreiben; sie ist arm an dramatischem Leben, dafür aber desto reicher an Schilderungen psychischer Stimmungen. Sie ist das stylvolle Werk eines berechnenden, kalten Psychologen, der seine Mittel wohl kennt und zu verwerthen weiß. Hawthorne's „Scarlet Letter" hat eine unverkennbare Aehnlichkeit mit Lockhart's einst vielgelesener Novelle „Adam Blair", in welcher ebenfalls ein Geistlicher als Geliebter einer verheirateten Frau auftritt und dieses Verbrechen öffentlich eingesteht.

„The House of Seven Gables", die zweitpopulärste Novelle Hawthorne's, wurde im Winter 1850—51 zu

Lenox in Massachusetts geschrieben. Der Ort der Handlung ist nach Salem verlegt, wo man noch heute die Ehre, das „Siebengiebelhaus“ zu sein, mehreren alten Gebäuden zuspricht. Im Allgemeinen aber nimmt man an, daß das sogenannte „Curwen House“, dessen Hawthorne auch anderswo gedenkt, das Gebäude ist, in dem sich seine wunderbare Geschichte abspielt. Auch diese Erzählung nennt er „Romance“ und sagt in der Vorrede, dieselbe unterscheide sich dadurch von der Novelle, daß sie sich mehr im Reiche der Phantasie abspiele, wohingegen sich letztere mehr an die Wirklichkeit, oder doch an die Wahrscheinlichkeit halte. Die Grundidee dieser „Romance“ ist: das Unrecht irgend einer Generation wird in der nachfolgenden zu einem unkontrollirbaren Unheil. Der Fluch, der auf dem genannten Hause seit der Zeit der Hexen- und Quäkerverfolgungen lastet, theilt sich den späteren Bewohnern mit und bewahrheitet den Ausspruch des deutschen Dichters, daß die böse That fortzeugend Böses gebiert. Das Düstere, Unheimliche und Gespenstische, also das wahre Element Hawthorne's, kommt unter diesen Umständen reichlich zur Entfaltung. In dem betreffenden verwunschenen Hause wohnt die alte Jungfer Hepzibah Pyncheon, die darin, da sie um ihr Vermögen betrogen worden war, zum Erstaunen der Nachbarschaft und ihrer aristokratischen Verwandten, einen armseligen Kramladen anfängt, aber, da ihr alle Menschenkenntnis abgeht, schlechte Geschäfte macht, bis sie durch Fräulein Phoebe, eine Verwandte, die sich bei ihr einquartirte, die nöthige Hülfe erhält. Die übrigen Bewohner des geräumigen Hauses sind mit Ausnahme des Photographen Holgrave, der sich in die muntere Phoebe verliebt, abnormale Karaktere,

die zu zahlreichen Verwickelungen Veranlassung geben; doch löst sich schließlich Alles in Wohlgefallen auf und das Princip der historischen Gerechtigkeit kommt zur erfreulichen Geltung.

In den „Twice-told Tales“, deren erster Band 1837 und deren zweiter 1842 erschien, begrüßte Longfellow das Werk eines genialen Dichters, der die Kunst verstehe, selbst das Gewöhnliche und scheinbar Kalte mit dem Zauber der Romantik zu umgeben. Es enthält dieses Sammelwerk zahme Geschichten aus der Puritanerzeit Neuenglands, sowie einige reizende Kleinmalereien und humoristisch angehauchte Skizzen. Zelotische Pfaffen, tyrannische Beamte und lichtscheue Gespenster treten auch hier massenhaft auf. Die Erzählung „The Gentle Boy“, die in manchen Punkten an Bret Harte's kalifornische Geschichte von dem Chinesenknaben Wau Lee erinnert, darf unstreitig als die Perle der „Twice-told Tales“ angesehen werden. Auch in dem Sammelwerke „Mosses from an Old Manse“ (2 Bände, New-York 1846) begegnet man den alten gespensterhaften und catilinarischen Existenzen wieder. So gern man sich nun sonst in dem prosaischen Leben ein bischen Romantik gefallen läßt und sogar willkommen heißt, Hawthorne jedoch wird durch die beständige Wiederbelebung seiner Behexten, Verwunschenen, Traumgläubigen und dergleichen Zwielichtsgestalten allmälig langweilig und man wäre leicht geneigt, ihn den vielen überschätzten Schriftstellern zuzuzählen, wenn er nicht dann und wann als Oase in seiner unheimlichen Gespensterwüste ein lebensfrisches Naturbild hinzauberte, das einem Thoreau oder Burroughs alle Ehre gemacht hätte. Jammerschade, daß er seine in den

„Moosen" enthaltenen tiefsinnigen „Allegorien des Herzens" niemals zum Abschluß brachte!

Hawthorne's „Wonder-Book", „Tanglewood Tales", „True Stories from History and Biography", „The Snow Image" u. s. w. sind Jugendschriften, in denen sich der Verfasser die Aufgabe stellte, die amerikanische Kinderwelt mit den mythischen Erzählungen des klassischen Alterthums, sowie mit den Hauptpersonen der vaterländischen Geschichte vertraut zu machen. Das Märchen „Snow Image" erfreut sich noch heute einer außerordentlichen Popularität; ob es dieselbe aber verdient, ist eine Frage, die wir durchaus nicht bejahend beantworten wollen.

„The Dolliver Romance" ist unbeendet geblieben; ebenso auch „Septimius Felton", von der Hawthorne's Tochter Vena in Verbindung mit dem englischen Dichter Robert Browning eine Ausgabe veranstaltete. In der zweibändigen Novelle „The Marble Faun, or, the Romance of Monte Beni" (1860)*) ist der Schauplatz der Erzählung nach Italien verlegt, die Luftgestalten mit ihren eigenen Gesetzen sind jedoch die alten geblieben.

Hawthorne studirte überhaupt mit Vorliebe ungewöhnliche Karaktere in ihrer physischen Entwicklung, niemals aber buhlt er um den Beifall der großen, nur für starken Sinneseindruck schwärmenden Masse. Poe nannte ihn einen Nachahmer Tieck's und sprach ihm alle Originalität ab; auch klagte er ihn wie so manchen anderen Dichter des Plagiates an, wofür er jedoch die eigentlichen Beweise schuldig blieb. Ueberhaupt fiel es ihm sehr schwer,

*) Siehe darüber einen interessanten Essay in Peabody's „Last Evening with Allston", Boston 1886.

Hawthorne's Talente und Verdienste offen anzuerkennen, weshalb er sich dann auch in seinen Bemerkungen über ihn sehr oft widerspricht.

Der bibliographischen Vollständigkeit wegen erwähnen wir schließlich noch, daß Hawthorne von Longfellow und Stedman durch schwungvolle Gedichte verherrlicht worden ist und daß ihm auch der Novellist Henry James jr. eine biographisch-kritische Studie gewidmet hat, welche einen Band von John Morley's „English Men of Letters“ (1880) bildet. Elizabeth Weller hat den „Scarlet Letter“ zu einem in Jamben verfaßten fünfaktigen Drama umgedichtet (New-York 1876); ob dasselbe aber auf der Bühne Erfolg hatte, oder ob es überhaupt jemals aufgeführt wurde, vermögen wir nicht zu sagen.*)

Der mit dem Worte „Humor“ verbundene Begriff ist allmälig eben so unsicher geworden, wie der von einigen Literarhistorikern mühsam und gewaltsam definirte Unterschied zwischen einer Ballade und einer Romanze. Man verwechselt häufig den Humor mit dem Komischen, Witzigen, Spaßigen, ja sagar Zotigen, und fragen wir bei unseren Aesthetikern nach, was der Humor eigentlich sei, so sagt der eine — Jean Paul nämlich, — er sei das „auf das Unendliche angewandte Endliche“, und ein anderer definirt ihn in seinem Orakelstile als „diejenige Modifikation des Schönen, welche einerseits die Idee der subjektiven, andrerseits die Idee der absoluten Vollkommenheit zur Präsenz bringt“, wodurch wir unwillkürlich an

*) Außerdem ist die oben genannte Novelle auch von G. H. Andrews (Boston 1871) und G. Harrison (Brooklyn 1876) dramatisirt worden.

das alte Mühlrad des Faust'schen Schülers erinnert werden.

Nach den Ansichten des Hippokrates ist unser Wohl- oder Uebelbefinden auf die Mischung der vier in dem menschlichen Körper enthaltenen Säfte zurückzuführen; diese Säfte heißen im Lateinischen „humores", und so verband man denn mit dem Worte „Humor" den Begriff Gemüthsstimmung, oder auch Laune, in welch' letzterem Sinne denn auch Johnson diesen Ausdruck in seinem Lustspiele „Every Man in his Humour" gebraucht.

Der Humor besteht also aus einer Mischung des Ernsten und Komischen, und in diesem Sinne werden auch die englischen Schriftsteller Fielding, Goldsmith, Sterne und Dickens, dann die Deutschen Hebel, Mathias Claudius und Fritz Reuter, und die Amerikaner Bret Harte, Artemus Ward, Oliver Wendell Holmes und der besonders bei dem niederen Volke während des Bürgerkrieges populäre Brick Pomeroy Humoristen genannt.

Oliver Wendell Holmes ist so recht der lachende Philosoph Amerika's; er ist ein echter Gemüthsmensch, der sich mit den Fröhlichen freut und mit den Traurigen weint. Er wurde am 29. August 1809 zu Cambridge in Massachusetts als Sohn des orthodoxen Geistlichen Dr. Abiel Holmes geboren. Da sein Vater sehr wohlhabend war, so verlebte Oliver eine sorgenfreie, aber an tollen Streichen reiche Jugend. Die alten Folianten seines väterlichen Hauses ließ er übrigens nicht unbeachtet, und der Geschmack an literarischen Kuriositäten ist ihm für sein ganzes Leben geblieben. Auch lag er als Knabe dem Studium der Alchymie ob; doch als er einst vergeblich versuchte, nach Anleitung eines alten Schmökers das Blei-

gewicht seiner Angel und der Küchenuhr in Gold zu verwandeln, verlor er alles Vertrauen zu dieser „Wissenschaft“.

Wie er in dem Artikel „Cinders from the Ashes“ („Atlantic Monthly“, Januar 1869) erzählt, so erhielt er seinen ersten Unterricht in einer Privatschule, und hatte als Schulkameraden unter Anderen Richard Henry Dana jr., und Margaret Fuller, die damals schon in dem Rufe stand, sehr gelehrt zu sein und viele Romane zu lesen. 1825 trat er, nachdem er inzwischen ein Jahr auf der Phillips Academy zu Andover zugebracht hatte, in das Harvard College ein und machte den vorgeschriebenen vierjährigen Studienkurses durch. Während dieser Zeit war Holmes ein recht ausgelassener Geselle, der da zum größten Aerger seines frommen Vaters alle erdenklichen Dummheiten beging, der rauchte, liebte, trank und sich mit Flinte und Pistole tagelang in Feld und Wald herumtrieb. Die Cigarren versteckte er gewöhnlich im Laufe seiner Pistole, wo sie vor den Augen seiner Mutter, die unter keiner Bedingung ein solches lebensgefährliches Instrument in die Hände genommen hätte, sicher waren. Sein Vater hätte ihn lieber nach dem damals gegründeten Amherst College gesandt, an dem man, im Gegensatze zu dem von freisinnigen Unitariern beeinflußten Harvard College, doch noch dem Teufels- und Höllenglauben huldigte, allein er dachte, die väterliche Beaufsichtigung würde den Sohn schon von den Gefahren der Irreligiösität schützen. Daß er sich hier einem gewaltigen Irrthum hingab, hat die spätere Zeit gelehrt.

Zu des jungen Holmes' Universitätsfreunden gehörte der Mathematiker und Astronom Benjamin Peirce, der Jurist Benjamin Curtis, der Theologe James Freeman

Clarke und der fromme Verfasser des so berühmt gewordenen Liedes: „My country, 't is of thee". Des Letzteren gedenkt er auch in einem seiner zahlreichen „Klassengedichte" mit den Worten:

„And there's a nice youngster of excellent pith,
Fate tried to conceal him by naming him Smith;
But he shouted a song for the brave and the free,
Just read on his medal: ‚My Country, of thee!'"

Nachdem Holmes Harvard College verlassen hatte, studirte er unter Story und Ashnum ein Jahr lang Jurisprudenz; dann aber legte er den Blackstone und Chitty beiseite und beschloß, Mediziner zu werden, trotzdem sein Vater es gerne gesehen hätte, wenn er sich der Theologie gewidmet.

Während seiner kurzen juristischen Laufbahn wurde Holmes auch mit den Typen und Korrekturbogen des Zeitungsdruckers bekannt und hatte, wie er sich ausdrückte, einen „attack of authors lead-poisoning", denn er veröffentlichte in der von John Osborne Sargent redigirten Zeitschrift „The Collegian", die nach einer sechsmonatlichen Existenz den Weg alles Fleisches ging, seine ersten Gedichte, von denen er die meisten in seine spätere Sammlung aufnahm. Auch schrieb er um diese Zeit sein Gedicht „Old Ironsides", das die Runde durch alle amerikanischen Zeitungen machte, und das den Marinesekretär bestimmt haben soll, von seinem Vorhaben, die „Old Ironsides", wie das alte Kriegsschiff „Constitution" gewöhnlich vom Volke genannt wurde, wegen Seeuntauglichkeit öffentlich versteigern zu lassen, abzustehen.

Von 1830—33 studirte Holmes in Boston Medizin

und dann ging er nach Paris, woselbst er sich zu seiner weiteren Ausbildung etwas über zwei Jahre aufhielt. 1836 gab er seine erste Gedichtsammlung heraus; dieselbe bestand aus fünfundvierzig Nummern und einer langen Vorrede, in der er das Hyperbolische in der Poesie vertheidigte. In diesem Bande befindet sich auch das wehmuthvolle, und trotz seiner etwas humoristischen Färbung so tief ergreifende Gedicht „The Last Leaf“, das den Namen des Verfassers überall in Amerika und England schnell bekannt machte. Es war ein Lieblingsgedicht des unglücklichen Präsidenten Lincoln und derselbe pflegte zu sagen, daß besonders die Strophe:

„The mossy marbles rest
On the lips that he has prest
In their bloom.
And the names he loved to hear
Have been carved for many a year
On the tomb,“

die schönste sei, welche er jemals in der englischen Sprache gefunden habe.

Da Holmes in Boston bereits ziemlich populär geworden war und er einer alten aristokratischen und einflußreichen Familie angehörte, so fand er bald als Arzt eine lukrative Praxis; trotzdem ließ er sich aber doch bewegen, zwei Jahre lang am Dartmouth College in New-Hampshire die schlecht bezahlte Professur für Anatomie und Physiologie zu übernehmen. 1847 wurde er zum Professor der Anatomie am Harvard College ernannt und bekleidete diese Stelle bis zum Jahre 1882; dann resignirte er, um ganz und gar der literarischen Beschäftigung leben zu können.

Was Addison und Steele, Lamb und Hazlitt zu verschiedenen Zeiten für London waren, war die Coterie des „Atlantic Monthly", wozu außer Holmes noch Lowell, Longfellow, Fields und Andere gehörten, ein Vierteljahrhundert für Boston, und wie in England besonders aus dem freundschaftlichen Verkehr der beiden zuerst genannten Schriftsteller der „Spectator" hervorging, so entstand in Amerika in ähnlicher Weise das „Atlantic Monthly", in dem Holmes auch seine sogenannte „Frühstückstisch-Serie" veröffentlichte. Der „Autocrat at the Breakfast-table"*) erschien zuerst 1857 und der leichte, ungezwungene Plauderton, in dem er seine Ansichten über alles Mögliche vortrug, verschaffte dem „Atlantic Monthly" zahlreiche Abnehmer, was der damals an der Abonnentenschwindsucht leidenden Monatsschrift sehr zu Statten kam. Der Ton, den Holmes anschlug, war neu in der amerikanischen Literatur, und trotzdem die Puristen sich damals über den von dem Autokraten gebrauchten „Slang" bitter beklagten und alte, eingefleischte Philister behaupteten, das „Atlantic Monthly" habe seine historische Würde eingebüßt, so griff doch Jedermann zuerst nach den Holmes'schen Artikeln, und ergötzte sich an dem allerliebsten Humor darin und an den sarkastischen, aber treffenden und an Wortspielen reichen Bemerkungen über Schulen, Frauen, Literatur und dergleichen.

Das Prototyp dieses Autokraten finden wir übrigens schon in Buckinghams „New-England Magazine", für das Holmes 1831—32 eine Serie von kurzen Aufsätzen schrieb, die ebenfalls eine Menge aphoristischer Sätze über allerlei

---

*) Deutsch im Verlage von H. Lüstenöder erschienen.

Themen, aber auch sehr viel gemeinplätzliches Zeug enthielten, so daß er wohl daran that, sie späterhin seinen gesammelten Schriften nicht einzuverleiben.

Holmes gibt sich in diesen Tischgesprächen, wie er wirklich ist. Er zeigt sich darin als eingefleischter Aristokrat, der stolz ist auf eine Reihe berühmter Ahnen, und der die sogenannten self-made men schon deshalb nicht achtet, weil ja dadurch das amerikanische Erziehungs- und Unterrichtswesen in Mißkredit gebracht würde. Immer aber plaudert er so angenehm und geistreich, daß man ihm gerne lauscht, auch wenn man, was er ja auch selber nicht verlangt, nicht immer mit ihm übereinstimmt. Mehrere der Aussprüche des Autokraten sind Sprichwörter geworden, und es wäre zu wünschen, daß aus den drei Bänden dieser Frühstückstisch-Serie ein gut gewählter Sentenzenschatz zusammengestellt würde, da die äußere Einkleidung derselben im Grunde doch fade und langweilig ist. Der Autokrat hat viele Rollen übernommen, und spielt sie auch meistentheils recht glücklich. Die angeredeten Personen jedoch sind leblos und ohne karakteristische Individualität.

Der „Professor am Frühstückstische“, ebenfalls ein unverfälschter Bostoner, der jene Stadt für die Nabe (hub) des Sonnensystems hält, hat allerlei über Spiritualismus, Wörterbücher, Phrenologie u. s. w. vorzubringen; das Gefühl der Langeweile aber vermag er nicht zu verscheuchen. Das Beste dieses Buches ist die eingeflochtene, an ächtem Pathos reiche „Story of Iris“, von der auch später ein Separat-Abdruck herausgegeben wurde.

Den „Poeten am Frühstückstische“ hätten wir Holmes gerne ganz und gar geschenkt. Hätte er nicht seine besten

Gedichte in die beiden letztgenannten Werke eingeflochten, so bildeten dieselben eine dürre, kahle Sandwüste, durch die sich wohl kein Leser wagen würde; so aber erscheint dann und wann eine poetische Oase, die herrlichen Ersatz für die ausgestandenen Entbehrungen gewährt.

Im „Autokraten" sagt Holmes, daß jeder Mensch in sich den Stoff zu einer Novelle trage; er selbst aber hatte den Stoff zu zwei Romanen in sich, von denen der eine 1859 als „Elsie Venner" und der andere 1867 als „The Guardian Angel" erschien. Beide illustriren eine und dieselbe Idee, nämlich daß die Menschen in Folge angeborener Eigenheiten und Eigenthümlichkeiten in ihrer Willensfreiheit beschränkt seien und daß ihnen somit ihr Lebensgang vorgezeichnet sei. Er giebt zu, daß diese Ansicht anfechtbar sei, ist aber doch geneigt, ihre Richtigkeit anzunehmen, da er dem mechanischen Prinzip nicht allein in physischen, sondern auch in psychischen Vorgängen einen weiten Spielraum gewährt. Ueberall merkt man Holmes den denkenden Mediziner an; abnormale Seelenzustände versteht er vortrefflich zu schildern. In der Schilderung der Frauen ist er jedoch meistentheils nicht sehr glücklich, und da er ein Verehrer der alten, häuslichen Tugenden derselben ist, und mit dem alten Egoisten Goethe denkt, daß diejenige Frau die beste sei, die Alles so einrichte, daß er sich selber am Besten dabei befinde, — ein Ideal, das den Bücher lesenden und schreibenden Neuengländerinnen durchaus nicht zusagt, — so haben ihn die Bostoner Schriftstellerinnen deshalb schon oft genug Spießruthen laufen lassen, trotzdem er sich doch auch auf Schmeicheleien versteht, und in seinem lyrischen Gedicht „Our Yankee Girls" die Amerikanerinnen in alle Himmel erhebt.

In der Reflexionsnovelle „Elsie Venner“ hat die Heldin Klapperschlangenblut in den Adern und erzeugt durch ihr oft sonderbares Auftreten Mitleid und Furcht zu gleicher Zeit. Sie liebt einen jungen Gelehrten; da derselbe jedoch ihre Neigung nicht theilt, stirbt sie in Verzweiflung. Vor ihrem Tode scheint sie auf einmal gänzlich von ihrem Dämon befreit zu sein. Die Erzählung hinterläßt den Eindruck, daß die Heldin im Falle sie die so heiß ersehnte Gegenliebe gefunden hätte, schon früher geheilt worden sei. Dasselbe ist auch die leitende Idee seiner andern Novelle „Der Schutzengel“. Aehnliches bezweckte George Eliot in der Novelle „Silas Marner“ *) und Hawthorne in seiner Erzählung „Egoismus, oder die Busenschlange“. „Elsie Venner“ hält sich in der Holmesschen Novelle meistentheils im Hintergrunde auf, trotzdem aber ist sie doch die einzige Person, für die sich der Leser interessirt; sie ist Engel und Teufel zugleich, ähnlich wie die unheimliche Fremde Harriet Livermore in Whittiers Idylle „Snowbound“.

In der Novelle „Der Schutzengel“ veranschaulicht Holmes die Idee, daß verstorbene Personen in dem Körper lebender Menschen ein zweites Leben führen können. Unser Körper, sagt er, in dem wir die Reise durch das Leben machen, ist keine Privatkutsche, sondern vielmehr ein Omnibus und so läßt er dann in der Heldin Myrtle Hazard verschiedene Karaktereigenheiten ihrer Vorfahren, von denen einer der Zauberei angeklagt worden war, zum Ausdruck gelangen; ihr Auftreten hat daher etwas

*) Siehe darüber den Essay „Elsie Venner and Silas Marner“ im Augusthefte, 1861, von „Macmillan's Magazine“.

Mysteriöses und Abstoßendes, doch gewinnt sie unsere Sympathie durch ihre Aufopferung in Hospitälern und ihre aufrichtige Liebe zu einem armen, aber edeln Manne. Seinen Zug zur Satire kann Holmes dabei nur selten verleugnen; dem Geistlichen Stoker und seiner ganzen intoleranten Sippe versetzt er wuchtige Hiebe, und dem eitlen Poetaster Hopkins ergeht es um kein Haar besser.

1861 brach der amerikanische Bürgerkrieg aus. An der Bewegung zur Befreiung der Sklaven, welche denselben hervorgerufen, hatte Holmes nie theilgenommen, sondern es vorgezogen, Wasser auf beiden Schultern zu tragen; im Grunde aber wollte er weder von einer gesetzlichen, noch von einer sozialen Gleichstellung aller Bewohner der Republik etwas wissen. In Boston regierten damals die sogenannten „Hunkers", die Jedem, je nachdem er ihnen gefiel, hindernd oder fördernd in den Weg traten. Emerson wurde ignorirt, Garrison beschimpft und verfolgt, Parker verachtet und Alcott ausgelacht; Holmes fand es also am Gerathensten, strenges Stillschweigen zu beobachten. Als aber der Krieg wirklich ausbrach, stand er fest und treu zur Union, und sandte sogar seinen ältesten Sohn, der gerade seine Studien am Harvard College beendet hatte, als Krieger auf das Schlachtfeld. In Schrift und Rede sprach er der vom Schicksal schwer geprüften Armee des Nordens Muth ein, und bat sie, nicht eher zu ruhen, bis die Untheilbarkeit der Union nicht mehr in Frage gezogen werden könne.

Nachdem Holmes seine Professur am Harvard College niedergelegt hatte, gab er erstens seine in verschiedenen Zeitschriften abgedruckten Abhandlungen über die Arzneiwissenschaft unter dem Titel „Medical Essays" in einem

Bande heraus, und dann veröffentlichte er seine Abhandlungen und Skizzen allgemeinen Inhalts, „Pages from an old Volume of Life". Der Hauptaufsatz des letztgenannten Werkes ist „Mechanism in Thoughts and Morals", worin er sich zu einigen Lehren der Materialisten bekennt, sich aber sorgfältig hütet, denselben weitgehende Zugeständnisse zu machen. 1881 veröffentlichte er auch eine warm geschriebene Biographie Motley's, des Historikers der Niederlande, mit dem er seit seiner Jugend intim befreundet gewesen war. 1885 widmete er Ralph Waldo Emerson ein ähnliches Werk.

Holmes literarische Unsterblichkeit und Popularität beruht auf seinen Gedichten, von denen mehrere Gesammtausgaben in Boston erschienen sind. Für jede Seelenstimmung weiß er, wie Wenige, das rechte Wort zu finden; seine meisten Gedichte sind Gelegenheitsprodukte im Sinne Goethes. Er ist ein Optimist vom reinsten Wasser, und sucht daher allen Dingen eine freundliche Seite abzugewinnen. Als ächter Humorist ist er aber auch Herr der Thränen; zartere, ergreifendere Lieder, wie er dem Alter und der Kindheit gewidmet hat, finden sich selten in der Literatur der Neuzeit. In seinen Balladen war unstreitig der Engländer Hood sein Vorbild; in Bezug auf seine lyrischen Ergüsse ist er seine eigenen Wege gegangen, und hat unvergleichliche Perlen geschaffen. Ich erwähne nur die Gedichte „The two Rivers", „There is no Time like the Old Time", „Under the Violets" und das bereits angeführte „The Last Leaf". Als Vertreter einer heiteren Lebensanschauung dokumentirt er sich hauptsächlich in dem reizenden Gedicht „A Song for other Days". — Seine letzten Werke sind „A Moral Antipathy"

(1886), ein Roman im Stile Jean Pauls, und „One hundred Days in Europe“ (1887).

Aus seiner im Jahre 1840 mit Amelie Lee Jackson eingegangenen Ehe entsprangen drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter. Einer dieser Söhne, der ebenfalls die Vornamen Oliver Wendell führt, hat sich als juristischer Schriftsteller einen geachteten Namen erworben.



Poe — Hayne — Lanier — Ryan — Timrod.

„Ein Talent, doch kein Karakter," mit diesem Urtheile hat, wenn auch in anderen Worten, Dr. Griswold den Dichter des „Raben" abgefertigt und eine Masse Unwahrheiten über ihn in Umlauf gesetzt, die wenigstens das Gute hervorbrachten, daß das große Publikum dem amerikanischen Weltschmerzpoeten ein gesteigertes Interesse widmete und sowohl dessen Leben wie Schriften eine liebevolle Berücksichtigung zu Theil werden ließ. Dr. Griswold, der erste Herausgeber der gesammelten Werke Poe's, hat sein Möglichstes gethan, seinen Schutzbefohlenen, nachdem derselbe ein trauriges Ende gefunden hatte, in die Kategorie eines Grabbe, Günther, Griepenkerl oder des Irländers Mangan zu stellen, ihn der habituellen Trunksucht zu zeihen und ihm überhaupt alle Anständigkeit und Tugend abzusprechen; daß er dadurch den religiösen Vorurtheilen seiner Landsleute, denen der Poe'sche Zweifel an der Unsterblichkeit der Seele und der in dem Werke „Eureka" offenbar zur Schau getragene Pantheismus ein Dorn im Auge war, schmeichelte, ist leicht erklärlich; da

sich aber diese Verleumdungen von Jahr zu Jahr gleich einer ewigen Krankheit mit der Popularität des Dichters verbreiteten und allgemein Glauben fanden, so war es sicherlich an der Zeit, das Verdammungsurtheil jenes literarischen Vampirs durch eingehendere, auf authentischen Quellen beruhende Forschungen zu entkräften, und der Welt den amerikanischen Dichter des Pessimismus so zu zeigen, wie er eigentlich war und dabei auch, was natürlich gegen Griswold's christliche Absicht ging, seiner guten Werke zu gedenken. Ein Heiliger ist dadurch Poe immer noch nicht geworden. Von manchem Unglück, das ihn betraf, war er selber die Veranlassung; immerhin aber waren seine Schwächen nicht derart, um ausschließlich eine moralische Monstrosität in ihm zu erblicken. Die Arbeiten eines Didier, Stoddard, Gill, Stedman, Ingram, Woodberry, Baudelaire, sowie der Frau Sarah Helen Whitman waren sicherlich zeitgemäß, wenn auch manche derselben etwas zu panegyrisch gefärbt sind.

In Poe's Adern rollte französisches, irländisches und italienisches Blut. Sein Vater, der aus guter Familie stammte und sich in Baltimore mit dem Studium der Jurisprudenz befaßte, war in seinem 18. Jahre mit einer jungen, talentvollen Schauspielerin auf und davon gegangen, hatte sie geheirathet und sich ebenfalls ihrem abenteuerreichen Berufe gewidmet. Seine Eltern, die, wie es damals gang und gäbe war, einen gewaltigen Respekt vor der Schauspielerei besaßen und darin die sicherste Anwartschaft auf eine ewige Höllenqual erblickten, ignorirten ihn von Stund an, so daß er also ungehindert seines Glückes oder Unglückes Schmied sein konnte. Schauspielernd durchzog er nun mehrere Jahre mit seiner Gattin

das Land und sammelte einen großen Reichthum an Enttäuschungen, so daß er, als er im Jahre 1811 mit dem Theater zu Richmond verbrannte, seine drei kleinen Kinder in der bittersten Noth zurückließ. Seine Frau war zwei Wochen vorher an der Schwindsucht gestorben.

Edgar, unser am 19. Jan. 1809 geborener Dichter*), wurde von dem reichen Virginier John Allan, der ein Freund seines verstorbenen Vaters gewesen war, adoptirt und da Allan selber keine Kinder hatte, so ließ er seinem Adoptivsohne eine aristokratisch-südliche Erziehung angedeihen und gewährte ihm überhaupt jeden Wunsch. Edgar hatte in seiner Jugend, vielmehr schon in seiner Kindheit, Alles, was sein Herz begehrte und da sein Wille für den gutmüthigen, schwachen Allan Befehl war, so ist es denn kein Wunder, daß er ein eigensinniger, leichter und lockerer Geselle ward. Alles, was zu den nöthigen Attributen eines virginischen Kavaliers gehörte, stand ihm zur Verfügung. Für seine Ausbildung wurde nach Kräften gesorgt, das moralische Element derselben aber gänzlich vernachlässigt, sodaß ein verhätschelter und verzogener Junge aus ihm wurde, der späterhin, als sich ihm das Schicksal mit ernstem Gesichte zeigte, leicht die Fassung verlor und dieselbe auch nur vorübergehend wieder erlangte. Die Lehrer waren seine unterthänigen Diener, die sich auf Befehl Allan's keine Ausschreitungen oder Ueberhebungen gegen ihn erlauben durften. Nachdem Edgar theils in England in der Anstalt des Pastors John Bransby, worüber er in der Erzählung „William Wilson“ einen ziemlich breitspurigen Bericht liefert, und theils in

*) Nach Stoddard ist er am 19. Februar geboren.

Richmond eine nothdürftige Ausbildung erhalten hatte, bezog er die Universität von Virginien und widmete sich daselbst mit Vorliebe sprachlichen und literarhistorischen Studien, ohne übrigens in irgend einem Zweige durch besondere Leistungen zu glänzen. Die letztgenannte Anstalt mußte er großer Spielschulden wegen nach kurzer Zeit verlassen, was einen temporären Bruch mit seinem Pflegevater zur Folge hatte, sodaß er bei seiner Tante, der Frau Maria Clemm in Baltimore, Zuflucht suchen mußte. Viele, Griswold auf guten Glauben hin nachschreibende Schriftsteller erzählen, daß Poe damals nach Europa gegangen sei, um an dem griechischen Freiheitskampfe theilzunehmen und daß er unter traurigen Umständen wieder nach Amerika zurückbefördert worden sei; nach den zuverlässigen Aussagen Nelson Poe's, eines in Baltimore wohnenden Advokaten und eines nahen Verwandten des Dichters, beruht diese Angabe jedoch auf Unwahrheit und soll sich auf den ältesten Bruder Edgar's beziehen.

Im Hause seiner Tante zu Baltimore lernte Poe auch die Tochter derselben, nämlich die sechs Jahre alte Virginia, welche späterhin seine Frau wurde, kennen; dieselbe interessirte ihn damals schon so sehr, daß er ihr seine ganze freie Zeit widmete und ihr Unterricht in verschiedenen Fächern gab. Poe veröffentlichte auch damals seine erste Gedichtsammlung unter dem Titel „Tamerlane, and other Poems" (Boston 1827); die zweite Ausgabe derselben erschien 1829 in Baltimore. In demselben Jahre versöhnte sich auch Poe wieder mit Allan, dessen Frau inzwischen gestorben war und ihn kinderlos hinterlassen hatte.

Da es nun hohe Zeit war, daß sich Poe einem Berufsstudium widmete, so nahm er sich vor, die militärische Laufbahn einzuschlagen, und Allan brachte ihn dann 1830 durch seinen Einfluß auf die Kadettenschule zu Westpoint. Dort hören wir abermals nichts Gutes von ihm. Strenge Disciplin war ihm in innerster Seele verhaßt; statt Mathematik und dergleichen zu kultiviren, schrieb er Verse und wurde daher von seinen Mitschülern für einen Menschen gehalten, bei dem es im Oberstübchen nicht richtig sei. Wegen Liederlichkeit wurde er endlich kriegsgerichtlich aus der Militärakademie ausgestoßen; ehe er aber dieselbe verließ, veranstaltete er abermals eine neue Ausgabe seiner Gedichte, die er den amerikanischen Kadetten widmete und auf Subskription drucken ließ. Jetzt war der Bruch mit seinem Pflegevater Allan, der sich inzwischen wieder mit einer schönen Dame verheirathet hatte, vollständig und Poe konnte nun ohne einen Cent Geld in der Tasche seine eigenen Wege gehen. Ob sein vielfach erzählter Eintritt als gemeiner Soldat in die Bundesarmee auf Wahrheit beruht, ist schwer zu sagen. Die Feder war von nun an das Instrument, womit er sich bis zu seinem Tode kümmerlich ernährte. Da er mit seiner Erzählung „Manuscript found in a Bottle“ so glücklich war, den von einem kleinen Wochenblatte für die beste novellistische Arbeit ausgeschriebenen Preis zu erhalten, so erlangte er außer einer lokalen Berühmtheit auch permanente, wenn auch schlecht zahlende literarische Beschäftigung. Er bekleidete die Redaktionsstelle an verschiedenen Zeitungen, doch hielt er es an keiner lange aus. Seine Arbeiten, bestehend aus Kritiken und Erzählungen, besonders Kriminalgeschichten, fanden Beifall und verdienten ihn auch.

Er verheiratete sich mit der bereits erwähnten Virginia, die er zu vergöttern schien. Da er sich mit keinem seiner Mitarbeiter, sowie Arbeitgeber auf die Länge der Zeit vertragen konnte, so mußte er seine Stellungen häufig wechseln und so kam er dann im Herbste 1844 nach New-York, woselbst er an dem von Morris und Willis herausgegebenen „Mirror“ Beschäftigung fand. Es ging ihm herzlich schlecht. Da seine Frau beständig kränkelte, so zog er, da er glaubte, die Landluft würde ihr mehr Hülfe gewähren als alle Medizin, 1846 mit ihr und seiner Schwiegermutter hinaus in die Umgegend von New-York, nämlich nach dem ländlichen Fordham, woselbst er ein bescheidenes, noch stehendes Bretterhaus bezog.*)

Nachdem dort seine Frau gestorben war und er mit seinem philosophischen Werke „Eureka“ auf das er große Hoffnungen gesetzt und das ihm die Mittel zur Gründung eines eigenen Journals liefern sollte, kein Glück gehabt hatte, trieb es ihn wieder in die Fremde und zwar wollte er in Richmond die Redaktion einer Zeitung übernehmen. Als seine Verlobung mit Helene Whitman rückgängig geworden war, ohne daß sich diese Dame jemals anders als höchst schmeichelhaft über seinen Karakter ausgesprochen hat, wollte er sich mit Frau Shelton, einer Wittwe, verheiraten. Als er nun seine Schwiegermutter, Frau Clemm, zur Hochzeit aus Lowell abholen wollte und auf dem Bahnhofe zu Baltimore längere Zeit auf den Zug warten mußte, traf er zufällig einen alten Bekannten, der

---

*) Siehe darüber einen interessanten, auf Originalmittheilungen beruhenden Bericht in der New Yorker Wochenschrift „The Westchester Times“ vom 7. April 1888.

ihn zum Trinken einlud, was Poe leider nicht abzuschlagen wagte. Man kann nicht sagen, daß Poe ein Gewohnheitstrinker war, denn oft vergingen Monate, ehe er ein Glas Wein oder Brandy zu sich nahm; aber er war einer von denjenigen Menschen, die das geringste Maaß geistiger Getränke so aufregte, daß er alle Fassung verlor und sich wie wahnsinnig geberdete.

Besinnungslos irrte nun Poe zur Nachtzeit in Baltimore umher und da am folgenden Tage die Wahl der städtischen Beamten stattfinden sollte, so wurde er von den Handlangern einer politischen Partei aufgegriffen, eingesteckt, und am nächsten Tage, an welchem er noch immer nicht zur Besinnung gekommen war, vielleicht auch inzwischen, wie das an Wahltagen Sitte ist, noch manchen Schnaps getrunken hatte, der Reihe nach an die Stimmkästen von elf Wards geführt, wo er auch den ihm in die Hand gedrückten Stimmzettel mechanisch abgab. Am Tage darnach fand man ihn in dem Hinterzimmer eines politischen Hauptquartiers und da er leidend war, und als Stimmvieh seine volle Schuldigkeit gethan hatte, so brachte man ihn nach dem Washington University Hospital, woselbst er am 7. Oktober 1849 im Kreise weniger Freunde von seinen Leiden erlöst wurde.*) Am folgenden

---

*) M. E. Didier berichtet in der New Yorker Tageszeitung „The Sun“ Folgendes über die letzten Tage Poe's: „In der letzten Zeit seines Lebens hatte Poe keinen ständigen Wohnsitz; bald hielt er sich in New York, bald in Philadelphia, bald in Baltimore auf. In letzterer Stadt pflegte er häufig in dem Austernlokal einer Wittwe Meagher zu verkehren. Nachdem er sich mehrere Wochen dort nicht hatte blicken lassen, erschien er eines Abends wieder; er sei in Richmond gewesen, erklärte er. Es war am Vorabend einer

Tage wurde er auf dem Friedhofe der Westminster-Kirche in der Nähe von Fayette und Green Straße beerdigt. Seine Schwiegermutter, die ihn lange Jahre überlebte, liegt ihrem testamentarisch ausgedrückten Wunsche gemäß an seiner Seite begraben. Am 17. November 1875 wurde ihm daselbst ein Denkmal, bestehend aus einem griechischen Obelisken, gesetzt, für welches die Lehrer Baltimore's seit Jahren Geldsammlungen veranstaltet hatten.*) Stod-

Wahl und man trank wacker darauf los. Die kleine Schänke war voll zum Ersticken. Ich erinnere mich nicht mehr, um wie viel Uhr Poe, ich und zwei Andere gemeinsam das Lokal verließen. Aber ich erinnere mich sehr wohl, daß wir noch keine hundert Schritte hinter uns hatten, als wir von einer Schaar Männer, die an einer Straßenecke auf der Lauer standen, umzingelt und zu Gefangenen gemacht wurden. Es waren Wahlagenten. Es war zu jener Zeit nämlich Sitte, in der Nacht vor der Wahl alle Trunkene auf den Straßen aufzugreifen und sie sorgsam abzusperren, indem man ihnen Alles reichte, was sie bei gutem Humor erhalten konnte; am folgenden Morgen wurden sie von Wahlbezirk zu Wahlbezirk geführt, wo sie im Sinne ihrer Entführer wählen mußten. Wir verbrachten die Nacht in einem Maschinenraume, in einem Hintergebäude der Calvertstreet. Man unterließ es nicht, betäubende Mittel den Getränken beizumengen, die man in freigebiger Weise den Gefangenen vorsetzte. Am Morgen erhielten wir die Freiheit, aber nur, um durch zahlreiche Wahlbezirke geführt zu werden und in jedem unser Votum abzugeben. Widersetzen konnte man sich nicht, sonst hätte man uns sofort niedergehauen. Im dritten oder vierten Wahllokal konnte sich Poe nicht mehr fortschleppen; ohne Zweifel hatte man ihm eine zu starke Dosis Opium gegeben. Er sah so schlecht aus, daß selbst unsere Henker es merkten und meinten, es würden ihnen Schwierigkeiten mit der Polizei entstehen. Kurz, sie entschlossen sich, ihn in eine Kutsche zu setzen und ihn in ein Hospital zu schicken, um seiner loszuwerden. Dort starb er."

*) Siehe darüber: Edgar Allan Poe. A Memorial volume by Sara S. Rice. Baltimore 1877.

dard und Ingram setzten ihm dadurch ein Denkmal, daß ersterer in Amerika und letzterer in England eine Gesammtausgabe seiner Werke veranstaltete.

Poe's Hauptgedicht, wodurch er allgemein bekannt wurde und das Interesse an seinen übrigen Werken hervorrief, ist „The Raven," ein Kunstwerk, welches von Strodtmann, Eben*), Niclas Müller**) und Anderen in das Deutsche übersetzt worden ist.***) Dasselbe, das von der Spiritualistin Lizzy Doten vortrefflich nachgeahmt worden ist, wurde in einem auf einer felsigen Anhöhe stehenden Hause an dem St. Nicholas Boulevard, nahe der 84. Straße in New-York, geschrieben und unter dem Pseudonym „Quarles" in der „American Review" veröffentlicht. Er erhielt dafür ein Honorar von zehn Dollars, hatte aber außerdem die Genugthuung, auf einmal zum Löwen des Tages geworden zu sein.

Hier tritt Poe als Dichter der krassesten Verzweiflung und Trostlosigkeit auf. Zum Mundstücke derselben wählt er sich den zur Nachtzeit eintretenden Raben, den historischen Unheilsboten, dessen unheimlich monotones „nevermore" eine alle Fasern des Herzens durchschauernde Wirkung hervorbringt. Der Dichter hatte sich in alte Schriften zu später Nachtstunde vertieft, um das Geheimnis des Welträthsels zu ergründen, als auf einmal jener schwarze Vogel zu ihm hergeflattert kommt, sich auf eine Pallasbüste setzt, und ihm von dort aus alle Fragen, be-

*) Philadelphia 1869.

**) New York 1874.

***) Siehe „The Raven". Commentary by John H. Ingram. New York 1885. Dieses Werk enthält unter Anderem auch französische, ungarische und lateinische Uebersetzungen des „Raben".

sonders aber die Frage nach einem Wiedersehen im Jenseits, mit einem krächzenden, stereotypen „nevermore“ beantwortet. Bürger giebt seiner „Lenore“ doch wenigstens einen für abergläubische, oder wenigstens doch blind gläubige Leser befriedigenden, wenn auch altväterlichen, versöhnenden Schluß; Poe hingegen endet sein Gedicht wie sein Leben, mit grauenhafter Disharmonie. Poe hat späterhin in einem Aufsatze die mechanische Entstehungsgeschichte dieses Gedichtes genau zergliedert und uns darin den Plan, dem er bei seinen poetischen Schöpfungen folgte, mit großer Offenherzigkeit enthüllt; mehrere Kritiker haben nun infolgedessen behauptet, er habe durch diese Zerfleischung seines Gedichtes den Eindruck desselben zerstört. Poe aber arbeitete nie oder nur höchst selten mit dem Herzen, sondern stets mit dem Kopfe, und wählte seine Hülfsmittel, die er zur Ausführung eines poetischen Themas nöthig hatte, stets mit großer, auf langem Nachsinnen beruhender Bedachtsamkeit. Worte und Ausdrucksweise waren ihm Gegenstand sorgfältigster Erwägung und die dichterische Feile hat er sein Leben lang mit großem Fleiße gebraucht. Daß sich bei den auf diese Weise entstandenen Produkten die Effekthascherei oft und manchmal sogar sehr plump bemerklich macht, liegt auf der Hand. Wie seine Landschaften mehr an das Nebelreich der Phantasie erinnern, so haben auch alle seine handelnden Personen einen geisterhaften Anstrich. Poe ist Dichter der inneren Zerrissenheit, des aller Hoffnung baren Pessimismus. Gerne hängt er brütend Kirchhofsgedanken nach und sehnt sich, da für ihn der Tod keine Schrecken hat, nach der Ruhe, die er im Leben nicht fand. Seine Gedichte sind also Variationen über ein und dasselbe Thema.

Lange Gedichte haßt er, da sie dadurch, daß man sie nicht auf einen Sitz lesen könne, keinen ungeschmälerten künstlerischen Eindruck machten. Für das herrlichste auf Erden hält er eine schöne Frau und der Verlust derselben für das wirksamste Thema der poetischen Behandlung. Um seine Harfe weht daher auch stets ein Trauerflor. Moralische Ideen bringt er nirgends zum Ausdruck; aber auch die geringste unmoralische Hindeutung, woran der ihm sonst in mancher Beziehung wahlverwandte Byron so überreich ist, findet sich nirgends in seinen Schriften. Beständig führt er uns poetisch wie prosaisch in das düstere Reich der Visionen, das durch keinen Hoffnungsstrahl erleuchtet ist. Seine Frauenbilder sind Abstraktionen und ebenso gemüthlos wie er.

Als Novellist gehört er in die Klasse eines Godwin, Hoffmann und Fouqué; das Schauerliche ist seine ausschließliche Domaine und hat er vielleicht gerade infolge dieses Umstandes in Frankreich so zahlreiche Verehrer und Vergötterer gefunden. Als Kritiker ist er häufig intolerant, satyrisch, verbissen und vorurtheilsvoll; gerne möchte er den Eindruck eines Gelehrten machen, was er doch nicht war.

Sein Stil ist mitunter wahrhaft klassisch. Seine unter dem Titel „The Literati of New-York“ zuerst in „Godey's Lady's Book“ erschienenen kritischen Aufsätze wirbelten ihres schonungslosen Karakters wegen in literarischen Kreisen viel Staub auf und es regnete förmlich Angriffe auf ihn. Ja, eine dieser Repliken war derart, daß sich Poe, um Satisfaktion zu erhalten, an das Gericht wenden mußte, welches ihm dann auch einen Schadenersatz von mehreren hundert Dollars zusprach.

Von Humor und Mutterwitz besaß Poe keine Spur. Seine mangelhafte Bildung trug er besonders in dem naturphilosophischen Werke „Eureka“ zur Schau, in dem er sich da, wo er sich nicht an bekannte wissenschaftliche Thatsachen halten konnte, in grauem Nebel verlor.

Alles in Allem war Poe ein seltener Originaldichter, obgleich sein Gesichtskreis ein eng begrenzter. —

Es ist bis jetzt nur wenigen Dichtern des amerikanischen Südens gelungen, sich im Norden in dem Maße Anerkennung und Geltung zu verschaffen, wie sie es wirklich verdient hätten. Nicht, als ob der Süden vielleicht arm an Jüngern Apoll's wäre; nein, derselbe hat sogar eine recht stattliche Anzahl derselben aufzuweisen und zwar von solchen, denen, wenn sie in einem Neu-England-Staate lebten und schrieben, durch literarische Coterien zu einer großen, allerdings künstlichen Popularität verholfen worden wäre: aber es kann nicht geleugnet werden, daß sich auch in der Literatur ein gespanntes Verhältnis zwischen dem Norden und Süden entwickelt hat, das jetzt noch nicht ganz ausgeglichen worden ist. Die hervorragendsten Dichter des Südens haben in der jüngsten Zeit Takt und Einsehen genug bekundet, ihren politischen Sonderbündeleien zu entsagen und die geharnischten, der Sache der Konföderation gewidmeten Kriegslieder aus ihren Gedichtsammlungen zu entfernen. Die Sache, welcher jene Gedichte, die ja doch nur als Gelegenheits-Gedichte betrachtet werden können, gewidmet waren, hat sich als eine verlorene herausgestellt und der schrille Freiheitsruf, der darin ertönte, löste sich trotz der zierlichsten und begeistertsten Phrasen schließlich doch in keine Harmonie auf.

Jener Freiheitsruf beruhte auf dem Prinzip der

Staatenrechte; aber wenn man in diesem Falle bedenkt, daß dadurch einfach die Sklaverei verewigt werden sollte, so wird man schwerlich die südlichen Freiheitsdichter mit Sängern wie Körner oder Petöfi in eine Linie stellen wollen. Doch jene kurze Literaturperiode hat sich bereits überlebt und die Sänger des Südens haben ihre Leyer umgestimmt. Andere, sanftere und edlere Klänge schlagen jetzt an unser Ohr; das Schwertgerassel, Kanonengebrülle und Pferdestampfen ist verhallt und das Säuseln der erfrischenden Lüfte und das Plätschern klarer Waldbächlein ist wieder vernehmbar.

Ja, wenn wir aufmerksam horchen, so kömmt's uns vor, als vernehmen wir auch die süßen Stimmen neuerstandener Minnesinger und Troubadours, die uns Geschichten zuflüstern, wie sie ihnen die alte Frau Aventiure verrathen hat. Es sind herrliche Töne, die uns der Süden nach dem Kriege gesungen hat und fragen wir, wem dieselben entströmen, so werden uns hauptsächlich die Namen von Margaret J. Preston, der Schwägerin Stonewall Jackson's, von Henry Timrod, dem leider zu früh verstorbenen Barden Süd-Carolina's, von Paul Hamilton Hayne, dem sprachgewandten Romantiker, und von dem kürzlich zu großer Popularität gelangten Sidney Lanier genannt. Trotzdem Hayne nun schon seit einem Viertel-Jahrhundert poetisch thätig ist, so ist er von den hervorragendsten südlichen Dichtern doch verhältnißmäßig am wenigsten im Norden bekannt geworden, denn erst in der allerletzten Zeit fängt man dort an, sich ernstlich für seine Schöpfungen zu interessiren, die man früher beharrlich und, wie es scheint, auch absichtlich ignorirt hatte.

Paul Hamilton Hayne, geboren am Neujahrstage

1831 zu Charleston, stammte aus einer alten südkarolinischen Familie, deren Mitglieder seit einem Jahrhundert nicht allein auf der Rednerbühne, sondern auch auf dem Schlachtfelde hervorragende Rollen spielten. Im 16. Jahre trat er in das College von Charleston ein, woselbst er sich durch Fleiß und geistige Gewecktheit auszeichnete.

Als er dasselbe absolvirt hatte, warf er sich dem Studium der Jurisprudenz in die Arme, aber da ihm dasselbe gar bald zu trocken vorkam und ihn seine Vermögensverhältnisse auch gerade nicht zu einem Brotstudium zwangen, so widmete er sich vorzugsweise poetischer Beschäftigung; auch trat er mit einigen Journalen auf längere und kürzere Zeit in Verbindung. Als er im Jahre 1854 den Norden besuchte, kam er mit zahlreichen literarischen Berühmtheiten zusammen, die ihn zur Herausgabe seiner poetischen Erstlinge ermuthigten und ein Jahr darauf erschien auch sein erstes Bändchen Gedichte in Boston. Das zweite, „Sonnets and Poems" betitelt, erschien 1857 in seiner Vaterstadt. Zwei Jahre darnach gab er, und zwar diesmal wieder in Boston, dem damaligen literarischen Mittelpunkte Amerika's, ein drittes Bändchen unter dem etwas langen Titel „Avolio, a Legend of the Island of Cos; with Poems Lyrical, Miscellaneous and Dramatic" heraus.

Hayne versuchte auch in Verbindung mit Timrod, Simms und anderen tüchtigen Kräften ein für den Süden bestimmtes literarisches Magazin zu gründen; dasselbe hielt sich auch gegen drei Jahre, aber da es sich inzwischen zur Genüge herausgestellt hatte, daß damit trotz des gediegenen Inhalts doch kein finanzieller Erfolg zu erzielen war, so ließ man es sanft entschlafen.

Als der Bürgerkrieg ausbrach machte Hayne die Sache des Südens zu der seinigen und wurde dem Stab des Gouverneurs Pickens von Süd-Karolina auf kurze Zeit zugetheilt. Ins Feld zog er jedoch seiner körperlichen Schwachheit wegen nicht, sondern begnügte sich damit, dem Süden statt des Schwertes seine Leyer zu widmen und die Sonderbündler mit begeisterten Liedern in den Kampf zu treiben. Das für ihn schmerzliche Resultat jenes Riesenkampfes fand ihn nicht allein in zerrütteter Gesundheit, sondern auch in zerrütteten Vermögens-Verhältnissen, da sein Besitzthum in Charleston durch nördliche Bomben zerstört worden war. Er zog darauf mit Mutter, Frau und Kind in die ländliche Einsamkeit und lebte literarisch beschäftigt in einem kleinen Häuschen an der Georgia-Eisenbahn in der Nähe von Augusta im Staate Georgia. Dort starb er am 6. Juli 1886.

Er veröffentlichte nach dem Kriege außer einer gut gesichteten, mit biographischer Einleitung versehenen Ausgabe der Timrod'schen Gedichte „Legends and Lyrics" (1872) und „Mountain of the Lovers, with Poems of Nature and Tradition" (1876), zwei Gedichtsammlungen, welche unstreitig die besten Blüthen seiner Muse enthalten. Von seinen zahlreichen Kriegsgedichten hat er nur sehr wenige aufgenommen; wer sich übrigens für dieselben interessirt, kann sie in Mason's Sammelwerk „The Southern Poems of the War" (Baltimore 1869) nachlesen.*)

In den behandelten Sagenstoffen bekundet Hayne eine für einen Amerikaner eigenthümliche Vorliebe für solche

*) Auch sind dieselben abgedruckt in der 1882 zu Boston erschienenen Gesammtausgabe der Hayne'schen „Poems".

Themen, die, da sie meistentheils zu sehr an entschwundene Feudalzeit mit ihrem Absolutismus erinnern, unsere jetzige Geschmacksrichtung etwas fremd berühren. In fast allen seinen romantischen Gedichten verherrlicht er die Macht der Frauenliebe und zeigt sich somit als würdiger Nachfolger Tennyson's und Morris', die ja auch zu demselben Zwecke ihre Erzählungen dem Mittelalter entnahmen. Hätte der Süden seine Selbstständigkeit erlangt, wer weiß, ob nicht zugleich ein neues Geschlecht fahrender Minstrels entstanden wäre, das, von Vergangenheit und Gegenwart singend, Obdach bei gastlichen Pflanzern gesucht hätte. Dann wäre vielleicht Hayne ein moderner Wolfram von Eschenbach geworden; denn er ist ein Romantiker vom reinsten Wasser.

Sein Gedicht „Daphles", in welchem er die Ansicht poetisch verherrlicht, daß die Liebe Alles besiege, beruht auf einem Vorgange, der in das Gebiet des Unmöglichen und Traumhaften gehört.

Daphles ist die Königin von Argos, welche göttliche Ehren genießt und sie der Beschreibung nach auch verdiente. Nur von einem alten, trotzigen und verwegenen Fürsten wird sie gehaßt, doch bringt sie ihm dafür desto größere Liebe entgegen; ja, sie trägt ihm sogar ihre Hand an und wird seine Gemahlin. Jener Fürst geht scheinbar willig auf Alles ein; betrügt sie jedoch, da er die Liebe für eine werthlose Zeitverschwendung hält, in der schändlichsten Weise und raubt ihr dadurch das Leben. Der Tod brachte ihr den Frieden, den ihr die Liebe verweigert hatte. Doch da sie ihren Gatten vorher zum Erben ihres Thrones und ihrer Güter eingesetzt und damit gezeigt hatte, daß ihre Liebe zu ihm Alles zu ertragen vermochte

und da fernerhin ihm ihr Bild durch einen andern Umstand lebhaft ins Gedächtnis zurück gerufen wurde, so schmolz auch endlich die eisige Kruste, welche sich um sein Herz gelagert hatte und die Heiligkeit, Macht und Unwiderstehlichkeit ächter und unwandelbarer Liebe äußerte auch auf ihn ihre Wirkung. — Dieser uns etwas befremdende Stoff ist mit einer seltenen Sprachgewandtheit behandelt und sicherlich hat es der Dichter nicht am fleißigen Feilen fehlen lassen, wie man ihm denn überhaupt übereilte Vielschreiberei nicht zum Vorwurf machen kann. Die Diktion ist eine fesselnde und anmuthige; trotzdem muß zugestanden werden, daß uns das Gedicht nach einmaligem Lesen etwas kalt läßt, was aber hauptsächlich dem unserer Zeit so fern stehenden Stoff zuzuschreiben ist.

Dem erzählenden Gedichte „Aethra", das in gedrängter Sprache eine der erhabendsten poetischen Ideen behandelt, gebührt unstreitig von allen Hayne'schen Produktionen die Krone.

Ein spartanischer Fürst ist ausgezogen, um eine bessere Heimat für sich und sein Volk zu suchen und dieselbe sollte er nach dem Ausspruche des Orakels da finden, wo ihn aus klarem Himmel ein Regenstrom überrasche. Lange Jahre wandert er rastlos umher und sein Haar wird silberweiß; aber das verheißene Land findet er nicht. Als er nun einstens, müde und matt, eingeschlafen war, beugte sich sein Weib tief betrübt über ihn und machte ihrem Gram durch bittre Thränen Luft. Er erwachte — sie ist sein klarer Himmel, aus dem ihn der Regen überrascht; nun verstand er das Orakel und gründete an jener Stelle die Stadt Tarentum. Alles dies ist in edler

und keuscher, dem Karakter des Sujets angemessenen Sprache erzählt.

Von seinen lyrischen Gedichten, die sich alle durch seltenen sprachlichen Wohlklang auszeichnen, sind besonders „Removed," „der Südwind" und „Feuerbilder" bemerkenswerth. Ersteres ist ein zartes Frühlingslied, in dem die erwachende Erde von Sonnenschein umfangen wird, wofür sie ihm mit rothen Rosen dankt. Im zweiten, das etwas weltschmerzlich angehaucht ist, erquickt uns die reine Luft des Südens und blendet die Farbenpracht der Blumen unser Auge.

Hayne wiegt sich gern in romantischen Träumen ein und ergeht sich in den Wundersagen Griechenlands und Scandinaviens. Wolken, Nebel, Bächlein und Bäume der Nähe geben auch ihm Veranlassung zu Sonetten; auch übt der Mond seine traditionelle Kraft auf ihn aus. Die Aufregung liebt er nicht; Humor und Witz sind ihm unbekannt.

In seinem größeren in Octavreimen geschriebenen Gedicht: „The Mountain of the Lovers" ist ebenfalls die Frauenliebe, welche alle Standesvorurtheile und sonstige der Feudalzeit eigene Ansichten bei Seite setzt, das Leitmotiv.

In seinen der Natur gewidmeten Gedichten herrscht eine seltene Frische und wenn auch gerade die darin enthaltenen Gedanken nicht immer neu sind, was bei dem so oft behandelten Gegenstand auch leicht zu verzeihen ist, so fällt er doch wenigstens nicht in den Fehler Bryant's, daß er sich zu oft wiederholt. Hayne's Weltanschauung ist durchweg eine gesunde, und seine Erzeugnisse sind nicht vom modernen Pessimismus angekränkelt. Diesem Um-

stande ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß der Quäker-Poet Whittier so sehr für ihn eingenommen ist.

Hayne's Heim bei Augusta war ein Unikum der Einfachheit. Es bestand aus einer simplen Bretterwohnung, deren innere Wände seine Frau mit Holzschnitten aus Journalen austapezirt hatte; sein Studirtisch bestand aus rohen Brettern, die beim Baue des Häuschens den Schreinern als Arbeitstisch gedient hatten. Hayne war also nicht allein als Poet, sondern auch als Mensch Romantiker.

Von den zahlreichen Dichtern und Dichterlingen des Südens ist unstreitig Sidney Lanier der begabteste und geistreichste. Seine „Poems", die 1877 in Philadelphia erschienen, enthalten außer einigen lyrischen Perlen die drei größeren didaktischen Gedichte „Corn", „The Symphony" und „Psalm of the West". „Corn" ist eine poetische, an köstlichen Gedanken reiche Morgenandacht; der Dichter durchwandelt in der Frühe das Feld und versenkt sich in die Bläue der Landschaft, die mit dem Azur des Firmamentes ein Ganzes bildet. Er erquickt sich am Anblicke des wogenden Kornfeldes und erntet also, was er nicht gesäet hat. Das sprach- und willenlose Korn steht wie in der Schiller'schen „Klage der Ceres" als die Verbindung zwischen der Ober- und Unterwelt da; lächelnd prangt es auf seinem Grabe und saugt Leben aus dem Tode; es ist sein eigenes Monument, dessen Epitaph Früchte sind. Es nimmt seine Nahrung aus Asche, deren erstorbene Flamme zu edlerem Leben in ihm erwacht; Alles, was ihm die Hand des Zufalls zuführt, verwendet es zu seinem Wachsthum. In grüner Landschaft steht es mit goldnem, von der Sonne geborgtem Glanz; es versöhnt das Alte und Neue, die Hitze und Kälte, das Helle und Dunkle;

es nährt den Lord in hoher Halle und das Thier im Stalle; es nimmt von Allem, um Allen zu geben; es ist der Geist der Zufriedenheit. Auch wirft der Dichter einen ernsten Blick auf sein specielles Vaterland und dessen Baumwollenpflanzungen, die da die teuflische Sucht nach raschem Gewinn gebar; jedes Feld ist dort zu einer Spielhölle gemacht worden und der Landmann sucht auf den Schiffen des Wucherers das goldene Vließ und macht sich selbst zum Sklaven.

In der „Symphony“ wird ein ähnlicher Ton angeschlagen. Es ist dies herrliche Gedicht ein energischer Protest gegen den kalten Schachergeist der Zeit. Unsere Zeit, rufen die Violinen, braucht Zartgefühl und Liebe. Kann wohl das Gold einen einzigen Seufzer der Liebe und Treue erkaufen? Das ganze Jahr hindurch, seufzen die Armen, weben wir in den Fabriken„ oder höhlen die Erde nach Schätzen aus; aber welchem Uebelstand steuern wir dadurch? Die Thiere hungern, fressen, schlafen und sterben;

„And so do we; our world's a sty,
And, fellow-swine, why nuzzle and cry?
Swinehood had never a remedy,
Say many men, and pass us by,
With nostril clamped and blinking eye.“

Gott hat gesagt, daß der Mensch nicht vom Brod allein lebt; der Handel, die Hochöfen und die Fabriken aber protestiren dagegen und wer mit dem trocknen Brod nicht zufrieden ist, der scheere sich; die Armen sind fruchtbar und sterben so leicht nicht aus. Der Handel ist Krieg; aber man soll ihn auch so nennen, damit man seine Verbrechen nicht so streng beurtheile.

Alles für Liebe, flehen die Violinen; gieb mir deine Liebe, ruft auch die Natur dem ihr fremd gewordenen Menschen zu; liebe deinen Nächsten, ruft eine bekannte Stimme und das Herz setzt die Erklärung hinzu, daß alle Menschen unsere Nächsten seien, ja, daß wir sogar in Bergen, Bäumen, Strömen, Thieren und Weltkörpern unsere Nächsten fänden. Aber die Armen schmachten in den Banden der Industrie und sehnen sich umsonst nach den Bergen der Freiheit, die der blaue Himmel überspannt. Der Handel ist der Tyrann unseres Zeitalters und hält Wache an dem Eingang zum Paradies der Natur. Welche traurige Pfade haben doch die Frauen betreten, als sie dem Winke des goldenen Stabes folgten? Ihre Küsse und Liebe sind Waaren geworden und die wahre Männertreue gehört vergangenen Zeiten an.

In diesem Tone klagen alle Instrumente in der großen Fuge des Lebens, in der nur die wahre Liebe die Disharmonie zu versöhnen mag.

Im „Psalm des Westens“, dem größten Gedichte Lanier's, wird Amerika der Adam der Länder genannt, an dessen Busen die Eva der Freiheit ruht. Es ist dies ein kräftiges, schwungvolles und begeistertes Loblied auf die Freiheit, die da den Schwachen stärker macht als den Kräftigsten, der in Ketten schmachtet. Der Irrthum verschwindet vor ihrem Lichtblicke und der Glaube wird aus einer Verbindung der Wissenschaft und Liebe neugeboren. In der Freiheit zerbricht die Freundschaft die Bande der Rassen und umfängt Alle mit gleicher Zärtlichkeit; Kunst und Wissenschaft können nur in der Freiheit zur höchsten Entfaltung gelangen.

Der „Psalm des Westens“ ist ein markiger Gesang

von der Entwicklungsgeschichte Amerika's. Die Scandinavier des hohen Nordens besiedeln das amerikanische Festland, dessen Entdeckung jedoch mit ihnen verloren geht. Columbus landet darauf und kurz danach setzt die „Mayflower" die Pilgrime an die Küste Neuenglands. Die Schiffe aber, die nach ihr kommen, sind mit Haß, Unrecht und Sklavensinn befrachtet und der blutige Unabhängigkeitskrieg beginnt mit dem Tode der sieben Patrioten bei Lexington. Die Zeit flieht und bald sehen wir den „heartstrong South" mit dem „headstrong North" im Kampfe auf Leben und Tod. Der Secessionskrieg ist unserem Dichter ein Kampf zwischen dem Kopfe und dem Herzen, die sich beide um die Gunst der Dame „Freiheit" bewerben. Beide bluteten und beide fielen, aber im Fallen vereinigten sie sich wieder. Die Freiheit kommt wieder zu Ehren; sie ist stärker als das Verbrechen und jeder Irrthum wird von der Zeit besiegt.

Der optimistische Gedanke, daß das Gute trotz aller Hindernisse zuletzt doch das Feld behaupte, kehrt auch fast in jedem der kleineren Gedichte Lanier's wieder.

Im Jahre 1880 ließ Lanier in New-York erscheinen „The Science of English Verse", ein Buch, das sich auf den ersten Anblick als das Werk eines Mannes, der Dichter und Gelehrter in einer Person vereinigt, bekundet. Dies Werk hilft wirklich, um eine abgenutzte Phrase zu gebrauchen, einem herrschenden Bedürfnisse ab; denn es ist die erste gründliche und ausführliche Darstellung der englischen Metrik, die existirt. Lanier hat die Hauptwerke seiner wenigen Vorgänger einer strengen, kritischen Musterung unterworfen, um dann selbstständig seine Ansichten zu definiren und durch zahlreiche Belegstellen aus der

ältesten und neuesten Literatur zu unterstützen. Es ist ein Werk, das auf jahrelangen, mit Vorliebe betriebenen Studien beruht, wobei dem Verfasser der Umstand, daß er auch zu gleicher Zeit ein theoretisch wie praktisch gebildeter Musiker war, herrlich zu statten kam.

Außer einem Werke über die Halbinsel Florida veröffentlichte Lanier noch „The Boy's Froissart", eine Bearbeitung der mittelalterlichen Ritterchroniken des Franzosen Jean Froissart, die bekanntlich die Lieblingslectüre Walter Scott's bildeten. Der ächte Ritter der alten Zeit hat immer noch seine Berechtigung; er haßte das Feige, Gemeine und Niedrige; er sprach die Wahrheit und hielt stets sein gegebenes Wort; er half den Schwachen und Unterdrückten; er behandelte Hoch und Niedrig mit Höflichkeit; er achtete die Frauen hoch und war treu in der Liebe — Eigenschaften, die noch jetzt ihren Werth nicht verloren haben und die noch heute zur Aneignung empfohlen werden müssen.

Sidney Lanier wurde am 3. Februar 1842 zu Macon in Georgia geboren. Nach Beendigung des amerikanischen Bürgerkrieges, den er als Vertheidiger der südlichen Conföderation mitmachte, widmete er sich dem Studium der Jurisprudenz und praktizirte alsdann drei Jahre als Advokat in seiner Vaterstadt. Ein hartnäckiges Brustübel zwang ihn darauf, diese Beschäftigung aufzugeben; er reiste dann nach dem Norden, um als Schriftsteller den Kampf um's Dasein zu wagen. In Baltimore machte er infolge seines kunstfertigen Flötenspiels die Bekanntschaft Hamericks, des Direktors des dortigen Peabody-Conservatoriums, was ihm eine einträgliche Stelle im Orchester des betreffenden Institutes eintrug, die er auch mehrere Jahre

bekleidete. Später wurde er Privatdocent an der Johns Hopkins Universität zu Baltimore und hielt daselbst Vorlesungen über die Geschichte der englischen Literatur, aus welcher nach seinem 1881 erfolgtem Tode das Werk „The English Novel“ (New-York 1883) zusammengestellt wurde. — Eine von seiner Wittwe veranstaltete Gesammtausgabe seiner Gedichte erschien 1884 in New-York. William Ward schrieb dafür eine biographische Einleitung.*)

Die gefühlvollen Gedichte Ryan's, eines katholischen Geistlichen irländischer Abstammung, sind nun auch gesammelt und 1879 zu Mobile in einem stattlichen Octavbande gedruckt worden. Dieselben fanden während des Bürgerkrieges eine nicht allein im Süden, sondern auch im Norden große Verbreitung durch die Zeitungen; überall erkannte man Ryan's außerordentliches Talent an, wenn man auch natürlich nicht überall mit seinen südlichen Sonderbundsgelüsten sympathisirte. Seine jenem Bande in Stahlstich beigegebene Flagge des Südens ist mit einem Kreuze geschmückt; ging doch zu allen Zeiten der Weltgeschichte der Katholicismus mit der geistigen und körperlichen Sklaverei zusammen.

Doch Abram J. Ryan, der gewöhnlich „the poet-priest of the South“ genannt wird, verstand es wenigstens besser als irgend einer seiner speciellen Brüder in Apoll, seinen patriotischen Ansichten ohne bitteren Haß gegen die Feinde Ausdruck zu verleihen; aus seinen Poesien spricht auch nie und nirgends der Geist der Unversöhnlichkeit und Gehässig-

---

* Siehe ferner „A Memoral of S. Lanier“ (Baltimore 1888. Herausgegeben von der Johns Hopkins Universität), sowie eine Abhandlung in der „Presbyterian Review“ vom November 1887.

keit, sondern stets der einer würdevollen Resignation. Ryan ist ein Prediger der christlichen Versöhnungsliebe, die da Alles erduldet und erträgt. Er ist ein Dichter des Weltschmerzes und seine Klagen über das traurige Schicksal der Menschheit enden oft in Dissonanzen. Er will alle Menschen glücklich machen, und sein Unglück besteht darin, daß ihm dazu die nöthige Kraft fehlt.

„What ails the world? — the poet cried —
And why does death walk everywhere?
And why do thears fall anywhere?
And skies have clouds, and souls have care?
Thus the poet sang and sighed.
What ails the world? he sings and sighs —
No answer cometh to his cry —
He asks the earth and asks the sky
The echoes of his song pass by
Unanswered, — and the poet dies."

Er sieht seine Ideale in beständigem Kampfe mit der Wirklichkeit und wenn er nicht im Jenseits eine Lösung aller Räthsel zuversichtlich erwartete, so würde er unstreitig in den heillosesten Pessimismus verfallen, und die ganze Welt als „lost cause" betrachten. Ryan singt, weil ihn sein Innerstes dazu treibt; er singt Lieder der Freiheit, aber nur wie der Vogel im Käfig. Er würde sicherlich manchmal andere Töne anschlagen, wenn sie zu seinem Priestergewande paßten.

Bescheiden bekennt er, daß es seinen Füßen leichter sei, den Weg nach dem Altar als nach dem Parnasse, der Heimath der Musen, zu finden. Da er die Welt kennt, aber niemals das Gute ohne das Böse gesehen hat, so

hat er sich in das „Thal der Stille“ zurückgezogen und sein Herz dem Himmel verschrieben. In diesem Thale träumt er, weint er und betet er. Dort dichtet er seine Lieder und schickt sie in die Welt, damit sie derselben gleich der Taube nach der Sintfluth den Frieden bringen. Dieses „Thal der Stille“ liegt zwischen den Bergen der Sorge und des Gebetes.

Ryan ist ein Dichter der Trauer und des Seelenschmerzes; sein Traum von einem unabhängigen Süden und einem glücklichen Irland hat sich als müßiges Phantasiespiel erwiesen. General Lee, den er mehrfach erwähnt, stellt er über die Helden aller Zeiten; seinem Schwerte, das nur im Dienste der Freiheit (?) und des Rechtes (?) gezogen worden sei, widmet er ein schwungvolles Lied. Man mag nun mit seinen speciellen Ansichten harmoniren oder nicht, es steht fest, Ryan ist und bleibt ein ächter, tief fühlender und tief denkender Dichter. Die aus den Erfahrungen seines Amtes mitgetheilten Episoden sind voller Todesgedanken; seine Helden sind bleich und bereits vom Lichte einer besseren Welt sanft überflossen. Er besingt die Einsamkeit, die ihm die unvermischte Freude gewährt, von seinen Idealen träumen zu können. Gerne setzt er sich an das prasselnde Kaminfeuer und ergeht sich in Klageliedern über das Unglück der Welt. Nur wenige Jahre, seufzt er, sind uns beschieden, aber dies sind traurige Jahre; wir weinen Thränen, aber es sind keine Freudenthränen.

„And then! ah, then, like other men
We close our eyes — and go to sleep, —
We hush our hearts — and go to sleep, —
Only a few, one hour, shall weep,
Ah, me! the grave is lone and deep!“

Doch in seinem tiefsten Seelenschmerze denkt er an seine Mutter — ein Zug, der dem altdeutschen Volksliebe eigen ist — und an die Zeit

„When I knelt at her feet
Long, so long ago.“

Er wird wieder Kind und hört die alte Lehre seiner Mutter, die ja nie log, daß Gott dem Menschen im Leben und Tode gut sei.

„Why should I sigh? — Why should I moan?
The grave, — it is not still and low;
Our god is sweet, — our grave is sweet,
We lie there sleeping at his feet.
Where the wicked shall from troubling cease,
And weary hearts shall rest in peace.“

Ryan's Mund entströmt niemals ein Bannstrahl; er ist ein Priester der Liebe und der Versöhnung. Seinen religiösen Ansichten weiß er stets das passendste poetische Kleid zu verleihen. Seine Gedichtsammlung nennt er den Rosenkranz seiner Thränen. Im Leben lachen wir, wenn unsere Herzen am traurigsten sind, und der lieblichste Himmel hält den Donner verborgen. Die Gestorbenen kehren ebensowenig zur Erde zurück wie der Adler in seine Gefangenschaft; doch das Dunkel dieses Lebens ist zugleich die Dämmerung ewigen Lichtes. Die irdischen Zeitbestimmungen geben uns die Länge aber nicht die Tiefe der Jahre an; er rechnet seine Jahre nach den vergossenen Thränen, denn ein Tag des Kampfes ist mehr werth als ein Jahrhundert der Ruhe.

Einige Kritiker haben Ryan neben Poe und Swinburne gestellt, doch haben sie da mit ihrem Lobe nicht

das rechte Maaß gehalten. Hin und wieder vermißt man bei seinen Versen die Glätte, wie sie sich bei jenen beiden Dichtern vorfindet, und was den Inhalt anbelangt, so muß Ryan gedankenarm genannt werden, denn seine hauptsächlichsten Gedichte bringen stets eine und dieselbe Idee zur Anschauung. Auch sind die Gedanken oft zu sehr breitgetreten, was ihre poetische Wirkung bedeutend beeinträchtigt. Höchst unangenehm für das Gefühl eines Republikaners wirkt auch der Lobgesang auf den Tod des im Zululand gefallenen französischen Prinzen, in dem er bedauert, daß jenes Naturvolk kein Gefühl für die Hoffnung Frankreichs hatte. Dies mag allerdings dem Süden gefallen; der wahre, nüchterne Republikaner aber sieht jene Begebenheit mit andern Augen an; denn er weiß, die Erfüllung jener „Hoffnung Frankreichs“ wäre nur durch entsetzliche Blutbäder möglich gewesen.

Vater Ryan starb am 22. April 1886 zu Louisville in Kentucky.

Auch Henry Timrod zählt mit Recht zu den bedeutendsten Dichtern des Südens. Seine Gedichte sind 1873 in New-York in einer zweiten, von Paul H. Hayne besorgten Auflage erschienen, deren Einleitung wir folgende biographische Notizen entnehmen.

Henry Timrod ist am 8. Dezember 1829 zu Charleston in Südcarolina geboren; sein Großvater war ein Deutscher. In seinem 17. Jahre bezog er die Universität von Georgia und veröffentlichte als Student seine ersten lyrischen Produkte unter fremdem Namen in der Charlestoner „Evening New“. Sie fanden günstige Aufnahme.

Seine akademische Laufbahn kam jedoch durch Unglücksfälle, die seine Familie trafen und ihm die nöthige pekuniäre

Unterstützung entzogen, bald zum Abschluß und er war gezwungen, sich in einem Advokatenbureau seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Allein diese entmuthigende Wendung des Schicksals hatte auf seine dichterische Thätigkeit keinen bemerkenswerthen Einfluß, denn er fand immer noch Zeit und Muße genug, die Werke der sogenannten „Seeschule", besonders die des von ihm hochverehrten Wordsworth zu studiren und gelegentlich unter dem nom de plume „Agläus" im „Southern Literary Messenger" die poetischen Früchte dieser Anregung zu veröffentlichen. Mit der Zeit ward ihm jedoch die juristische Handlangerei zu langweilig; er warf den trocknen Chitty aus Blackstone in die Ecke und bereitete sich eine Zeitlang auf das Lehrfach vor und ward Hauslehrer bei einem reichen Pflanzer. Sein Interesse für die spezifisch südliche Literatur wuchs von Tag zu Tag, und er scheute, so weit es seine ärmlichen Verhältnisse erlaubten, keine pekuniären Opfer, derselben zur Anerkennung zu verhelfen. Seine Hauptarbeiten veröffentlichte er damals in Russell's „Magazine", das in Charleston erschien und leider nach vierjährigem Bestehen wieder einging. Darin erschien auch seine in sehr elegantem Englisch geschriebene Abhandlung „What is Poesy?"

Im Jahre 1860 ließ Timrod ein Bändchen Gedichte in Boston erscheinen; dasselbe fand sehr günstige Aufnahme, da es nur eine kritisch gesichtete Auswahl solcher Produkte enthielt, die sich bereits die Gunst eines engeren Leserkreises erworben hatten.

Seit 1861 war seine poetische Feder fast ausschließlich der südlichen Sache gewidmet, was ihm den Beinamen „Tyrtäos des Südens" einbrachte. Seine damalige Popularität läßt sich theilweise durch den Umstand erklären, daß

der Süden während des Krieges überhaupt wenige ächte Dichter besaß, die sich für die Lostrennung von der Union so begeisterten, daß sie die große Masse mit fortrissen.

An Gedichten, die irgendwie ein zur Hoffnung auf ein ruhmreiches Ende des Krieges berechtigendes Ereignis besangen, fehlte es natürlich nicht; aber es waren größtentheils Eintagsfliegen, denen man keine besondere Bedeutung beilegen konnte. Ein jeder unbedeutende Sieg des Südens erhöhte den Ruhm Timrods und mehrere reiche Pflanzer trafen Vorkehrungen, eine illustrirte Prachtausgabe seiner Gedichte veranstalten zu lassen. Ehe dieser Plan jedoch zur Ausführung kam, gewannen die betreffenden Herren die Ueberzeugung, daß man in Kriegszeiten sein Geld viel vernünftiger für Pulver und Blei als für Gedichte verwenden könne und die Publikation unterblieb.

Nachdem Timrod längere Zeit bei der Armee als Korrespondent des „Charleston Mercury" geweilt hatte, trat er als Theilhaber an der in der Hauptstadt Südcarolinas erscheinenden Zeitschrift „The South Carolinian" ein und übernahm auch die Redaktion derselben. Da ihm diese Stelle ein sicheres, wenn auch bescheidenes Einkommen sicherte, so verheiratete er sich mit Fräulein Kate Goodwin, einer englischen Dame, die er früher unter dem Namen „Katin" besungen hatte. Im Jahre 1865 wurde Columbia durch die Sherman'schen Truppen zerstört. Timrods Geschäft ging zu Grunde und der junge Ehemann mußte sogar seine wenigen geretteten Hausmöbel verkaufen, um Brod für seine Familie zu beschaffen. — Am 9. Oktober 1869 starb er.

Timrod war ein Dichter von Gottes Gnaden. Seine Sprache ist einfach, aber abgerundet und melodisch; jede

Künstelei liegt ihm ferne. Leider aber übersprudeln viele der erotischen Gedichte von überschwenglicher Gefühlsduselei und verschwommener Seligkeit, sodaß man es als Opfer betrachten muß, wenn man sie alle durchliest. Sein Ruf als lyrischer Dichter würde uns unerklärlich scheinen, wenn er nicht jene zartempfundenen lieblichen Naturbilder geschrieben hätte. Der belebende Sonnenschein, der wispernde Wind, die üppige Blumenpracht des Südens, der leise dahinrieselnde Bach, das Sausen des Sturmes und der Zauber einer sternhellen Nacht zwangen seiner Leier Töne ab, wie man sie nicht allzuoft in Amerika hört.

Timrods Hauptruhm ist jedoch durch seine Sonette begründet. In dieser Dichtungsart überragt er jeden andern Dichter Amerika's. Außer einer tadellosen Form entfalten dieselben eine Fülle hochpoetischer Gedanken, wie sie nur von einem ächten Dichter ausgehen können.



Longfellow — Stedman — Willson — Piatt.

Henry Wadsworth Longfellow*), einer der populärsten Lyriker Amerikas, ist am 27. Februar 1809 zu Portland in Maine geboren. Nachdem er auf dem Bowdoin College die nöthige Gymnasialbildung erlangt hatte, sollte er sich auf Wunsch seines Vaters, eines Advokaten, dem Studium der Jurisprudenz widmen; aber ehe er damit den Anfang machte, wurde ihm von dem genannten College die Professur für moderne Sprachen angetragen und um sich auf dieses Amt vorzubereiten, reiste er nach Europa und hielt sich drei Jahre lang in Frankreich, Spanien, Holland und Deutschland Studienshalber auf.

*) Siehe „Henry Wadsworth Longfellow: His Life, his Works, his Friendships". By G. L. Austin. Boston 1883. — „H. W. Longfellow. A Biographical Sketch". By F. H. Underwood. Boston 1882. — „H. W. Longfellow. A Medley in Prose and Verse". By R. H. Stoddard. New-York 1882. — „Tributes to Longfellow and Emerson by the Massachusetts Historical Society". Boston 1882. — „H. W. Longfellow. Biography, Anecdote, Letters, Criticism". By W. S. Kennedy. Cambridge 1882. — „H. W. Longfellow.

Im Jahre 1829 trat er sein Amt an und zwei Jahre darauf verheiratete er sich mit Fräulein Potter, einer gebildeten und besonders in der Mathematik gründlich bewanderten Dame aus Portland. Dieselbe starb aber schon 1835 zu Rotterdam in Holland. Longfellow gedenkt ihrer unter dem Namen „Being Beauteous" in dem Gedichte „The Footsteps of Angels", in dem er sagt:

„And with them the Being Beauteous,
Who unto my youth was given,
More than all things else to love me,
And is now a saint in heaven.

With a slow and noiseless footstep
Comes that messenger divine,
Takes the vacant chair beside me,
Lays her gentle hand in mine".

Longfellow verheiratete sich in seinem 36. Lebensjahre zum zweiten Male und zwar mit Fräulein Appleton, die er im „Hyperion" als Mary Ashburton geschildert hat. Diese Ehe, welcher fünf Kinder, zwei Söhne und

---

By Samuel Longfellow. 2 vols. Boston 1886. „Final Memorials of Longfellow." Edited by Samuel Longfellow. Boston 1888. — „Longfellow's Dichtungen". Ein literarisches Zeitbild aus dem Geistesleben Nordamerikas von A. Baumgartner S. J. Freiburg im Breisgau 1877. In einer zweiten, verbesserten Auflage dieses lesenswerthen Werkes läßt Baumgartner seinen jesuitischen Standpunkt weniger in den Vordergrund treten. — „Longfellow". Literarhistorische Studie von Karl Knortz. Hamburg 1879. — „H. W. Longfellow". Von Rektor Ramsler. Tübingen 1882 (Separatabdruck a. d. Korresp.-Blatt f. d. Gel. und Realschulen, Heft 1—4). Eine ziemlich vollständige Longfellow-Bibliographie befindet sich in der Bostoner „Literary World" vom 26. Febr. 1881.

drei Töchter entsprangen, war leider auch von kurzer Dauer. Longfellow's zweite Gemahlin starb am 4. Juli 1861 infolge von Brandwunden; ihr leichtes Kleid hatte nämlich Feuer gefangen und ehe sie ihr Gemahl retten konnte, hatte sie bereits tödtliche Verletzungen erlitten.

Longfellow hatte 1835 die Professur für neuere Sprachen und Literatur am Harvard College angenommen und sein Domicil im sogenannten Cragie-Haus in Cambridge, das er käuflich an sich gebracht hatte, aufgeschlagen. 1855 legte er, da er betreffs des Lebensunterhaltes auf keine Stelle angewiesen war, dieses Amt nieder und widmete sich nun bis zu seinem am 24. März 1882 erfolgten Tode ausschließlich der poetischen Beschäftigung.

Seine erste Gedichtsammlung erschien 1839 unter dem Titel „Voices of the Night". Im einleitenden Gedichte, das zugleich den Karakter aller übrigen, wie überhaupt der der ganzen Longfellow'schen Poesie treu veranschaulicht, finden wir den Dichter im Schatten eines Urwaldbaumes liegen, und in der Schönheit der Natur schwelgen. Aber von der poetischen Naturbetrachtung bis zur mittelalterlichen Romantik ist bei ihm stets nur ein kleiner Schritt und so gedenkt er auch zu gleicher Zeit der alten Mönchslegenden und Traditionen, die er in vergilbten Chroniken gefunden.

Der „Psalm of Life" hat Longfellow's Namen weltberühmt gemacht. Dieses Gedicht befindet sich in fast jedem amerikanischen wie englischen Schullesebuch und ist in alle moderne Sprachen übersetzt worden. Elihu Burrit schreibt*):

---

*) Siehe „Elihu Burrit; a Memorial Volume". Edited by Charles Northend. New-York 1879.

„Der englische Gesandtschaftssekretär in Peking übersetzte einst den ‚Lebenspsalm‘ in das Vulgär-Chinesische und pinselte diese Uebertragung auf die Pfosten vor seiner Wohnung. Ein Mandarin ging vorüber, las sie und war so davon entzückt, daß er das Gedicht in die klassische Sprache seines Landes übertrug, diese Uebersetzung auf einen Fächer schrieb und denselben Longfellow schickte“.

Dieses Gedicht enthält eigentlich nur alte, längst bekannte Wahrheiten, aber die Form, in welche dieselben gekleidet sind, ist so glücklich und ansprechend, und die Diktion so bezaubernd, daß man mit Recht behaupten kann, jenes Gedicht bilde den Grundstein am Ruhmestempel Longfellows.

Seine nächste Gedichtsammlung ließ Longfellow 1841 unter dem Titel „Ballads, and other Poems“ erscheinen. Im Hauptgedicht derselben, „The Skeleton in Armour“ erzählt ein Skelett mit hohler Geisterstimme seine Abenteuer, die es als Viking erlebt hatte. Die äußere Veranlassung dazu gab erstens der sogenannte Rundthurm zu Newport, dessen Ursprung den Alterthumsforschern noch immer ein Rätsel bildet, und zweitens ein bei Fall River ausgegrabenes Skelett, in dessen Nähe eine vom Rost stark angefressene Rüstung lag. Im nächsten Gedichte, „The Wreck of Hesperus“, das theilweise an Goethe's „Erlkönig“ erinnert, finden wir dieselbe kräftige und bündige Sprache wieder. Die Uebersetzung von Uhlands „Glück von Edenhall“ und Tegner's „Nachtmahlskinder“ sind, wie überhaupt alle zahlreichen Uebertragungen Longfellow's, Meisterwerke ihrer Art. Sein „Dorfschmied“ und „Excelsior“ sind ungemein populär geworden. In ersterem Gedichte wird uns ein arbeitssamer Schmied vorgeführt, der an den Werktagen fleißig seinen Hammer schwingt und am Sonn-

tage in der Kirche der Predigt andächtig lauscht. Der Grundgedanke ist ein ächt christlich-spießbürgerlicher — saure Wochentage und neuenglische, nur im Kirchenbesuche bestehende Feiertagsabwechslung. „Excelsior“ hingegen zeigt uns den frischen Geist des Amerikaners von einer anderen und zwar ausgeprägteren Seite, nämlich in seinem beständigen Vorwärtsstreben, das ein jedes Hindernis muthig aus dem Wege räumt.

Im Jahre 1842 ließ Longfellow eine kleine Reihe von „Poems on Slavery“ erscheinen und redete darin der Negerfreiheit das Wort. Im Ganzen genommen sind diese Lieder ungemein zahm und zart gegen die gewaltigen, einen ähnlichen Zweck verfolgenden Zornausbrüche des Quäkerdichters Whittier; eine starke Erregung und todesmuthige Begeisterung ist überhaupt niemals Longfellow's Sache gewesen.

„The Belfry of Bruges, and other Poems“ ist der Titel des 1846 erschienenen Werkes. „Das Glockenspiel von Brügge“ erweckt in dem Dichter alte Geschichten und Sagen; „Der Besuch im Arsenale zu Springfield“ gibt ihm Gelegenheit, sich gegen das Kriegshandwerk auszusprechen. Im „Normannenfreiherr“ berührt Longfellow wieder sein altes Lieblingsthema, nämlich den Sieg der Religion, resp. des Christenthums. Das Gedicht „Die alte Uhr auf der Treppe“ ist durch einen Ausspruch Bridaine's inspirirt, dessen Worte

„Toujours! Jamais!
Jamais! Toujours!“

durch den Kehrreim

„Forever — never!
Never — forever!“

wiedergegeben sind.

Die Sammlung „The Sea-Side, and the Fire-Side" erschien 1850. Das Hauptgedicht darin, welches die Amerikaner so gern mit Schiller's „Glocke" vergleichen und infolge ihrer angeborenen Bescheidenheit natürlich für viel gediegener und schöner halten, heißt „Der Schiffsbau". Nachdem der Dichter den Bau des Schiffes beschrieben und eine Liebesscene damit in Verbindung gebracht hat, übergibt er das Fahrzeug mit seinem Segen dem Ozean; darnach wendet er sich patriotischen Gefühles voll an die „Union" und spricht: „Segle weiter, du Staatsschiff, groß und stark! Wir kennen den Meister, der dich baute, und wissen, woher dein Holz und deine Segel stammen; die Humanität der Zukunft beruht auf dir! Fürchte nicht den Stoß, denn er kommt von Wellen und nicht von Felsen! Segle weiter, unsere Hoffnungen und Herzen, unsere Gebete und Thränen werden dich stets begleiten!"

Die Gedichtsammlung „Birds of Passage" erschien 1858. In dem darin enthaltenen Gedichte „Der Judenkirchhof zu Newport" macht er die unschuldige Bemerkung, daß todte Nationen niemals auferstehen, was die talentvolle deutsch-amerikanische Dichterin und Jüdin Minna Kleeberg dermaßen in Wuth brachte, daß sie eine geharnischte Antwort darauf folgen ließ. (Siehe Seite 60 ihrer Gedichte. Louisville 1877.)

Das Werk „Three Books of Song" (1872) enthält erstens eine Fortsetzung der älteren „Tales of a Wayside Inn"; zweitens die dramatische Arbeit „Judas Maccabäus" und drittens eine „Handvoll Uebersetzungen".

Die in der äußeren Anlage den Chaucer'schen „Canterbury Tales" nachgebildeten Erzählungen, welche an einem Regentage in einem Gasthause auf dem Lande ein Sicilianer,

ein Student, ein Theologe, ein Musikant und ein „aromatischer" Jude zum Besten geben, sind kunst- und meist auch poesielose Versifikationen bekannter europäischer Geschichten, die allerdings dem größeren amerikanischen Lesepublikum unbekannt sein mögen. Dadurch, daß Longfellow seine Erzähler aus aller Herren Länder zusammengeführt hat, ist natürlich große Abwechslung in den Unterhaltungsstoff gekommen; aber die entsprechenden charakteristischen Merkmale sind doch so matt und farblos gezeichnet, daß wir annehmen müssen, jene Gedichte seien mehr aus der Gewohnheit des Schaffens als aus innerem Drange hervorgegangen. *)

Die Erzählung des Sicilianers heißt: „Die Glocke von Atri". **) In Atri, einem Städtchen in den Abruzzen, lebte ein reicher Graf, der sich in Folge seines Geizes nur ein Pferd hielt. Da er dasselbe beinahe verhungern ließ, so kam es einstens Nahrung suchend in eine öffentliche Halle und nagte am Seile der dort hängenden Klageglocke, wodurch dieselbe in Bewegung gesetzt ward. Der Bürgermeister eilte herbei und als er das abgemagerte Pferd sah, befahl er seinem Eigenthümer, es in Zukunft besser zu behandeln. Es ist dies derselbe Stoff, der in Deutschland durch Langbein's Gedicht „Die Klageglocke" allgemein bekannt geworden ist.

Die darauf folgende Erzählung des Juden ist so

---

*) Siehe „Longfellow's Tales of o Wayside Inn und ihre Quellen". Von H. Varnhagen. Berlin 1884. — Eine mit werthvollen Erklärungen versehene Ausgabe der „Wirthshausgeschichten" hat Varnhagen bei Tauchnitz in Leipzig erscheinen lassen.

**) Deutsch in „Gedichte eines Deutsch-Amerikaners". Von Caspar Butz. Chicago 1879.

langweilig, daß der Student bemerkt, man müsse bei schlechtem Wetter doch etwas Besseres hören, weshalb er eine Anekdote von einem poetischen Schuhflicker zu Hagenau erzählte, die zur Zeit der Meistersänger und des Tetzelschen Ablaßhandels spielt. Sie ist ebenfalls unbedeutend und die darangeknüpfte Moral sehr alltäglich.

Der Musikant, der durch eine längere Ouvertüre auf der Violine seine Kameraden in eine empfängliche Stimmung versetzt hat, theilt darauf die Geschichte des Geisterschiffes Carmilhan mit dem geheimnißvollen und ominösen Klabustermann in lebhafter, auschaulicher Sprache mit, die nur leider an einigen Stellen zu sehr an den Bänkelsängerton der Jahrmärkte erinnert.

Auch die Erzählung des Dichters ist „of no great worth", wie er selber eingesteht; ebenso ist die in langweiligem Pastoralstile vorgetragene Legende des Theologen. Der Wirth, an dem nun die Reihe ist, läßt sich entschuldigen, da aber die Zahl Sieben unbedingt voll sein soll, so muß sich der Student bequemen, noch eine Geschichte zum Besten zu geben. Dieselbe („Der Baron von St. Castina") ist voll dramatischen Lebens und unstreitig die lesbarste der ganzen Sammlung.

In der zweiten Abtheilung bietet uns Longfellow eine, im Stil der antiquirten altenglischen Mysterien gehaltene dramatische Behandlung der Geschichte des Judas Maccabäus. Die Entwicklung der äußerst simplen Handlung ist so einfach wie nur möglich und die Sprache entbehrt eines jeden poetischen Schwunges.

„Aftermath" (1873), bringt uns die Unterhaltungen der bereits bekannten Persönlichkeiten am dritten Tage im Gasthofe „Zum rothen Rosse". Der Jude eröffnet

den Reigen mit einer Talmud-Legende; dann folgt der Dichter und darnach der Student mit einer Mär aus dem Leben Karl's des Großen, die den lateinischen Aufzeichnungen des Mönchs von Lauresheim entnommen ist. Während dem die beiden ersten Erzählungen nur als gehaltlose Reimerei zu betrachten sind, ist der letzteren ein gewisser Grad von Poesie nicht abzusprechen. Der Inhalt jener Erzählung ist folgender:

Am Hofe Karl's des Großen befand sich ein schöner Jüngling von hohen Geistesgaben; er hatte sein Trivium in überraschend kurzer Zeit bemeistert und sich allgemein so beliebt gemacht, daß ihn der Kaiser wie seinen Sohn hielt. Auch die Tochter desselben fand solches Interesse an ihm, daß sie ihm einst erlaubte, sie nächtlich zu besuchen. Da nun während jener Nacht Schnee fiel und die Prinzessin befürchtete, man würde durch die Fußspuren Eginhard's im Garten hinter ihr Herzensgeheimnis kommen, so nahm sie ihren Geliebten in aller Frühe auf den Rücken und trug ihn in seine Wohnung. Doch Karl der Große, dem aufreibende Regierungs-Angelegenheiten keinen Schlaf gönnten, bemerkte dies und erzählte es seinen Räthen. Dieselben verurtheilten den Jüngling zum Tode; der Kaiser aber sagte kein Wort, ließ die Beiden holen und verlobte sie zur größten Ueberraschung der Anwesenden.

Durch diesen befriedigenden Ausgang wird die Gesellschaft in heitere Stimmung versetzt und der Musikant daher aufgefordert, etwas Lustiges zum Besten zu geben, was ihm jedoch leider nicht möglich ist, da ihm zwei Saiten auf der Geige gesprungen sind.

Der Theologe theilt darauf in Hexametern „a tale

somewhat pale in its coloring“ mit, zu der Longfellow bemerkt, daß sie

„Worthy of some German bard,
Hebel, Voss oder Eberhard,“

sei. *)

Die quälende Langeweile der Gäste verscheucht darauf der Sicilianer durch eine Anekdote von zwei Bettelmönchen, die einem dummen Bauern einen Esel stahlen. Einer derselben stellt sich darnach dem Landmann als sein verzaubert gewesenes Langohr vor, läßt sich königlich bewirthen und scheidet darauf mit der Ermahnung, künftighin seine Thiere anständiger zu behandeln, da man nicht wissen könne, welche Seele darin stecke. Der Prior des Klosters läßt den Esel jedoch später auf den Markt führen und sein ehemaliger Eigenthümer kauft ihn wieder. „Von einem Werwolf habe ich schon gehört“, sprach der Jude, „aber von einem Weresel noch nie“.

Die letzte Erzählung heißt „Der Geist der Mutter“; sie ist einer scandinavischen Ballade nachgedichtet und wird vom Musikanten vorgetragen. **)

„In idle moments idly told“, — mit dieser Bemerkung hat Longfellow eigentlich die Kritik dieser gereimten Geschichten entwaffnet, was uns jedoch nicht abgehalten hat, unsere Meinung frei und offen auszudrücken.

---

*) Die Quelle zu diesem „Elizabeth“ betitelten Gedichte ist in Janney's „History of the Religious Society of Friends“ zu suchen. Uebersetzt ist es in „Zwei amerikanische Idyllen“. Von Karl Knortz. Berlin 1879.

**) Deutsch in „Amerikanische Gedichte der Neuzeit“. Von Karl Knortz. Leipzig 1883.

„The Masque of Pandora*), and other Poems" war die Gabe, die er 1876 seinen Verehrern darbrachte. Dies Buch enthält erstens eine originelle dramatische Behandlung der ewig neuen Prometheussage, dann die zwei größeren Gedichte „The Hanging of the Crane"**) und „Morituri Salutamus"***), drittens den vierten „Flug der Zugvögel" und schließlich eine kleine Sammlung Sonette. Das Gedicht „Morituri Salutamus" wurde zur fünfzigsten Jahresfeier der Klasse von 1825 des Bowdoin College geschrieben und bei dieser Gelegenheit vom Dichter selber vorgetragen. Es ist dies der feierliche Gesang eines Herzens, das sich mit dem Gedanken an den nahen Tod vertraut gemacht hat.

In „Keramos, and other Poems" (1878) zeigt uns das Titelgedicht einen Töpfer, der sich wie Johann, der muntre Seifensieder, seine Arbeit durch Singen versüßt. Unter den Sonetten finden sich einige, welche als ewig duftende Blüthen im Ruhmeskranze des Dichters strahlen. „Ultima Thule", ein kleines Bändchen Gedichte, denen man das Alter des Verfassers sehr anmerkt, bildet das letzte Werk, das Longfellow der Öffentlichkeit übergab. Sein nachgelassenes Drama „Michel Angelo" (1882) enthält einige poetische Monologe, die dem großen Künstler in den Mund gelegt sind, zeigt aber wie jedes Schauspiel unseres Dichters, daß derselbe kein Talent für die dramatische Dichtung besaß.

---

*) Deutsch von Isabella Schuchardt. Hamburg 1878.

**) Deutsch in „Dramatische und lyrische Dichtungen" von E. A. Zündt. St. Louis 1879.

***) Deutsch von Dr. Ernst Schmidt. Chicago 1878.

In Longfellow's „Tales of a Wayside Inn", die er kurz vor seinem Tode in einem Sammelbande herausgab, sind, um noch einmal auf dieses Werk zurück zu kommen, eine Anzahl älterer europäischer Gedichte in modernisirter Fassung an einem losen Faden zusammen gereiht. An einem Herbstabende haben sich in dem von Wind und Wetter stark mitgenommenen Wirthshause „Zum rothen Rosse" allerlei Gäste zusammen gefunden, die sich zum Zeitvertreib einander Geschichten erzählen. Diese Gesellschaft besteht aus einem Musiker (Ole Bull), einem Sicilianer (Prof. Luigi Monti, Verfasser des Werkes „The Adventures of an American Consul abroad", Boston 1878), einem Studenten (Dr. Henry W. Wales), einem Theologen (Samuel Longfellow, Prof. Trowbridge oder Daniel Treadwell), einem Dichter (T. W. Parsons, Dante-Uebersetzer), einem spanischen Juden (Isaac Edrehi) und dem Gastwirthe (Layman Howe), welch letzterer mit „Paul Revere's Ride"*), einer Episode aus dem amerikanischen Freiheitskriege den Reigen eröffnet. Den Haupttheil der Zeit beansprucht der blauäugige Norweger mit seinen der Heimskringla entnommenen, lose an einander gereihten Liedern, die sich auf die Kämpfe beziehen, welche der Einführung des Christenthums in seiner nördlichen Heimat vorhergingen. Der Dichter schließt den ersten Tag mit „The Birds of Killingworth", einer Erzählung, der eine Spatzengeschichte aus der Zeit Friedrichs des Zweiten zu Grunde liegt.**)

*) Siehe „History of Paul Revere's Signal Lanterns" by W. W. Wheildon. Boston 1878.

**) Eine gelungene von Dr. Eduard Dorsch verfaßte Uebertragung dieses Gedichtes befindet sich im ersten Bande der Butz'schen

Longfellow ist vorzugsweise Romantiker, der sich aus dem Diesseits ins Jenseits zu flüchten sucht. Die Individualität ist ihm das höchste, und wenn er auch, wie die deutschen Repräsentanten der romantischen Schule, gern Themen katholisirender Tendenz wählt, so ist er doch im Herzen Protestant geblieben und hat den Spruch „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“ zum Motto seines Dichtens und Trachtens genommen. Longfellow's Lyrik ist sein subjektives Glauben, Hoffen und Lieben. Durch seine schlichte Tiefe und Innerlichkeit und durch die Schwermuth, die gerne bei dem unabwendbaren Tode verweilt, erinnert er lebhaft an Justinus Kerner, ohne jedoch dessen liebenswürdigen Humor als versöhnende Beigabe zu besitzen*). Seine Muse hat den Duft des Morgens in den Locken und ihr Gesicht ist vom Geisterhauche aus romantischen Felsenruinen angeweht. Wohin er sieht, sieht er mit dem Auge des Dichters und die Landschaft nimmt stets den Ausdruck seiner Stimmung an. Sein Ausdruck ist stets kurz und treffend und das Metrum stets mit bewunderungswürdigem Feingefühl gewählt. Besondere Originalität wird man bei Longfellow vergeblich suchen.

Monatshefte. Chicago 1864. — Eine Sammlung der Wirthshausgeschichten hat Isabella Schuchardt in deutscher Sprache (Hamburg 1879) veröffentlicht.

*) Seine Gedichte wurden übersetzt von Karl Böttger (Dessau 1856), A. R. Nielo (Münster 1857), Friedr. Marx (Leipzig 1868), A. Laun (Oldenburg 1879). — Eine deutsche Gesammtausgabe der Dichtungen Longfellow's ließ H. Simon in der Reclam'schen Universalbibliothek erscheinen.

Longfellow's Idylle „Evangeline"*) hat man häufig eine Nachahmung von Goethe's Hermann und Dorothea genannt, damit aber ein schiefes Urtheil gefällt.**)

Longfellow diente zu seiner in Acadien spielenden in Hexametern verfaßten Geschichte ein noch viel dürftigerer Stoff zum Vorwurf als Goethe für sein idyllisches Epos fand. Wir lesen darüber Seite 64 und 65 in dem Werke „Yesterdays with Authors". By James T. Fields (Boston 1873) Folgendes:

„Hawthorne aß eines Tages bei Longfellow zu Mittag und hatte einen Freund aus Salem mitgebracht. Jener sagte als das Mittagessen vorbei war: Ich habe versucht, Hawthorne zu bereden, eine Erzählung zu schreiben, welche auf einer Legende basirt, die sich die Leute heute noch in Acadien erzählen — einer Legende von einem Mädchen, das bei der Vertreibung der Acadier von ihrem Liebsten getrennt ward, und ihr Leben mit Suchen und Warten verbrachte, bis sie ihn, als beide alt waren, sterbend in einem Hospitale fand.

Longfellow wunderte sich nun, daß diese Mittheilung das Talent Hawthorne's nicht herausforderte und sagte zu ihm: Wenn Sie diesen Stoff wirklich nicht zu einer Novelle verarbeiten wollen, so überlassen Sie ihn mir für ein Gedicht. Hawthorne war damit einverstanden und versprach ihm, nicht eher eine Geschichte darüber zu

---

*) Deutsch von Karl Knortz (Nr. 387 der Reclam'schen Universalbibliothek), P. Belke (Leipzig 1854), Ed. Nickles (Karlsruhe 1862), Heinrich Viehoff (Trier 1869) und Frank Siller (Milwaukee 1879).

**) Siehe darüber den Abschnitt „Idyllen" in „Longfellow. Literarhistorische Studie" von Karl Knortz. Hamburg 1879.

schreiben, als bis sich Longfellow überzeugt habe, daß sich jener Stoff für eine poetische Bearbeitung nicht eigne.

„So haben wir", fährt Fields fort, „Evangeline, ein Gedicht, das bleiben wird, so lange treue Liebe existirt. Hawthorne freute sich über den Erfolg Longfellows und machte sich ein Vergnügen daraus, die vielen fremden und amerikanischen Auflagen des weltberühmten Gedichtes aufzuzählen". „Evangeline" erschien 1847 und ist unstreitig das populärste Werk Longfellows. Es hat bis auf den heutigen Tag seinen Platz als Lieblingsbuch behauptet, wohingegen das Interesse an dem Epos „Hiawatha" in Amerika auffallend abgenommen hat.*)

Die Idylle „The Courtship of Miles Standish" **) beginnt mit einer gelungenen Karakteristik seines eisenfressenden, aber ehrlichen Helden, der seinem Sekretär und Freunde John Alden den Auftrag gibt, der Priscilla in seinem Namen einen Heiratsantrag zu machen. Das Ende vom Liede ist, daß dieser Sekretär das liebliche Mädchen von Plymouth heiratete und der alte Miles Standish leer ausgeht. ***)

Longfellow's dramatisches Gedicht „The Spanish Student" †) (1843) behandelt denselben Stoff wie die Wolff-

*) Ueber den historischen Hintergrund dieser Idylle siehe die von Noah Porter mit einer ausführlichen Einleitung edirte in New-York erschienene Ausgabe; sowie das Werk „Acadia. A Lost Chapter in American History". By P. H. Smith. Pawling, N. Y. 1884.

**) Deutsch v. J. E. Baumgarten (St. Louis 1859), F. Mannsfeld (1867) u. Karl Knortz (540 Reclam's Universalbibliothek).

***) Siehe „Miles Standish, the Puritan Captain". By John S. C. Abbott. New-York 1872.

†) Deutsch von Karl Böttger (Dessau 1854) und Leo Häfeli (415 Reclam's Universalbibliothek).

Weber'sche „Preciosa" und ist der Ursprung desselben in Cervantes' Novelle „La Gitanella de Madrid" zu suchen. Besonderen poetischen Werth hat dieses Drama gerade nicht und nur hier und da stoßen wir auf Stellen von überraschender Schönheit.

Auch „The Golden Legend"*) (1851) ist nur ein Buchdrama und schon die scenische Eintheilung zeigt auf den ersten Blick, daß der Verfasser bei seiner Arbeit nicht im Geringsten an die Bühne gedacht hat. Dem Inhalte liegt Hartmann von Aue's „Armer Heinrich" zu Grunde, also eine Legende, die sich im Mittelalter großer Popularität erfreute. Währenddem bei Hartmann die Liebe zu einem Grafen und dessen Eltern außer der Sehnsucht nach dem Himmel die Hauptmotive zur Opferfreudigkeit eines jungen Mädchens bilden, macht Longfellow, dem jene Gründe nicht einleuchtend oder hinreichend erschienen sein mögen, seine Heldin zu einer vollkommenen religiösen Schwärmerin und Visionärin. Daß Longfellow zugleich die Absicht hatte, eine lebendige Anschauung altchristlichen Lebens und Treibens in Deutschland zu liefern, ist ebenfalls ersichtlich. Das Mönchsthum und die Umtriebe der Scholasten hat er trefflich gezeichnet und die zahlreich eingeflochtenen Legenden, deren Auswahl ein feines und poetisches Gefühl bekundet, zeigen, daß er seinen Gegenstand nach allen Seiten hin zu erschöpfen gesucht hat.

Longfellow's 1871 erschienenes dramatisches Gedicht „The Divine Tragedy" fand nicht den geringsten Anklang.

---

*) Deutsch von Elise Freifrau von Hohenhausen (Leipzig 1880).

Die Amerikaner sind zwar mit ihren Lieblingen bis zu einem erstaunlichen Grade langmüthig und geduldig; Longfellow's überaus langweilige und nüchterne Paraphrase der Leidensgeschichte Jesu aber haben sie, obgleich der religiöse Standpunkt des Verfassers ganz der ihre ist, fast gänzlich unbeachtet gelassen und damit die wirksamste Kritik ausgesprochen.

Im Jahre 1873 gab Longfellow seine drei geistlichen Dramen unter dem Kollektivtitel „Christus" heraus und suchte dieselben durch kurze Zwischenspiele (interludes) zu verbinden. In der „göttlichen Tragödie" zeigte er den Stifter der christlichen Religion in den Hauptmomenten seines Lebens und ließ sein Lehrsystem durch das Symbolum Apostolicum zum Abschluß bringen, wodurch die Weiterentwicklung des Christenthums vorgezeichnet war. Der Glaube an den Buchstaben war somit zur Hauptsache geworden und die folgenden beiden Tragödien zeigen dann, wie derselbe einerseits krassen Aberglauben und andrerseits blutige Intoleranz im Gefolge hatte.

Der Abt Joachim in Calabrien, welcher das Zwischenspiel durch einen langen Monolog ausfüllt, ist bereits durch religiöse Idiosynkrasie angekränkelt und sieht das Prinzip der Dreieinigkeit überall in der sichtbaren und unsichtbaren Schöpfung walten. Sogar die Weltgeschichte ist eine dreitheilige; in den Zeiten der Patriarchen verkehrte Gott mit den Menschen direkt, aber er zeigte sich meist als Gott des Zornes, der das Kleid der Wasserflut, des Feuers und des Erdbebens angelegt hatte. Mit dem Auftreten des Gottessohnes beginnt das Regiment des Gesetzes; das dritte Zeitalter ist vom heiligen Geist der Liebe beeinflußt. Die nun folgende

24*

„Goldene Legende“ kehrt allerdings das Prinzip der Liebe nach Kräften heraus; viel deutlicher sind jedoch darin der christliche Aberglaube und die religiöse Ueberspanntheit gezeichnet, wie sie unbedingt aus dem durch ein Glaubensbekenntnis inaugurirten Buchstabenglauben hervorgehen mußten. Wir sehen also hier den Katholicismus in seiner höchsten Blüte; er beherrschte Land und Leute, Kunst und Wissenschaft und das Resultat seiner Wirksamkeit war eine allgemeine krankhafte Gemüthsstimmung.

Im Interludium vor der dritten Abtheilung, den „Neuengland-Tragödien“, erblicken wir den Helden des Protestantismus auf der Wartburg, woselbst er seinen majestätischen Choral „Ein' feste Burg ist unser Gott“ in Musik setzt. Er befindet sich dabei beständig im Streite mit dem Teufel und wünscht den Papisten alles Mögliche, nur nichts Gutes. Der alte Abt Joachim würde dazu sagen: Das Reich der Liebe ist vorbei und die dreitheilige Zeit fängt wieder mit dem Regimente des Zornes an.

Und von solchen Tagen des Zornes entwirft Longfellow nun in den beiden „New England Tragedies“ (1868) ein blutiges Bild.

Im Anfange des 17. Jahrhunderts waren die Puritaner in ihrem Stammlande bekanntlich allen erdenklichen Plackereien ausgesetzt, weshalb sie in der neuen Welt ein Asyl suchten. Sie fanden dort ein Land, in dem sie ihren Gott auf ihre Weise ungehindert verehren und zugleich ihrem Hasse gegen Katholiken und Quäker die Zügel schießen lassen konnten. „John Endicott“, der erste Theil dieser Tragödien behandelt die Verfolgung der

Quäker und hat sich der Dichter dabei stets an historische Thatsachen gehalten. Das zweite dramatisirte Nachtstück aus der amerikanischen Kolonialzeit führt den Titel „Giles Corey of the Salem Farms“ und als Zeit der Handlung ist das Jahr 1692 angegeben. Es bezieht sich auf die Hexenverfolgungen in Massachusetts. Nach den Mittheilungen Upham's („History of Salem Witchcraft“) hat Longfellow jedoch den Karakter Corey's etwas zu milde und edel gezeichnet. Einen anziehenden Kommentar zu diesen Tragödien hat R. H. Allen in „The New-England Tragedies in Prose“ (Boston 1869) geliefert.

Longfellow's Indianerepos „Hiawatha“ *) (sprich Heiowatha) erschien 1855. Der Name des Helden ist irokesisch, die Sagen aber, mit welchem ihn Longfellow in Verbindung brachte, sind tschippewäisch; der betreffende Held der Algonkins heißt eigentlich Menabuscho **). Der Erfolg dieses Gedichtes war großartig; die Zeitungen wußten geraume Zeit für nichts anderes als Hiawatha und Minnehaha zu schwärmen und sich gegenseitig an überschwänglichen Lobeserhebungen des Dichters zu überbieten. Eine Auflage nach der anderen wurde rasch vergriffen und zahlreiche Uebersetzer mühten sich ab, den eigenthümlichen Reiz dieses Epos fremden Nationen zu vermitteln. Es wurde von vielen Dichterlingen nachgeahmt und geschickt und ungeschickt parodirt und travestirt. Den Stoff hatte Longfellow in den Werken Schoolcrafts gefunden und

*) Deutsch von A. Böttger (Leipzig 1856), F. Freiligrath (Stuttgart 1857), H. Simon (339—340 Reclam's Universalbibliothek) und Karl Knortz (Jena 1872).

**) Siehe darüber die Einleitung zur Hiawatha-Uebersetzung von Karl Knortz.

diesen pretentiösen, aber oberflächlichen Kenner der Indianer als Newadaha eingeführt. Damit nun ja Jedermann erfuhr, daß Longfellow für dieses Gedicht Schoolcraft verpflichtet war, stellte letzterer seine in mehreren Werken veröffentlichten Menabuscho-Sagen schnell in dem Bande „The Myth of Hiawatha"*) zusammen und ließ denselben 1856 in Philadelphia erscheinen.

In der Karakterzeichnung blieb Longfellow seinem Originale getreu, wenn wir von dem an den Haaren herbei gezogenen Schluß absehen. Die dämonische und hanswurstartige Natur Hiawatha's, die den Indianern so sehr gefällt, hat Longfellow dem Paupikkiwis übertragen und seinen Helden nur als Repräsentanten der indianischen Civilisation hingestellt. Freiligrath nennt „Hiawatha" die indianische „Kalewala" und trifft damit den Nagel auf den Kopf; denn nicht allein das Versmaaß sondern auch sehr viele Details erinnern lebhaft an das Nationalepos der Finnen, bei dem Longfellow unstreitig starke Anleihen gemacht hat.

Nachdem Longfellow sich Jahrelang mit großer Vorliebe in die Haupterzeugnisse der romanischen und germanischen Literatur vertieft und das Verständnis derselben durch zahlreiche Uebersetzungen und das große Sammelwerk „The Poets and Poetry of Europe" gefördert hatte, fühlte er sich von Jahr zu Jahr unwiderstehlicher zum großen Florentiner hingezogen und er ward den einmal gerufenen Geist auch nicht eher los, bis er seine mit

*) Die hauptsächlichsten, auf jene mythische Figur bezüglichen Sagen sind in „Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer" (Jena 1871) und „Aus dem Wigwam" (Leipzig 1880) von Karl Knortz nachzulesen.

zahlreichen Anmerkungen geschmückte Dante-Uebersetzung*) (1867—70) in drei stattlichen Bänden gedruckt in Händen hielt. Für denjenigen, der ein solches Werk übertragen will, ist die Form sicherlich keine Nebensache; Longfellow wählte nun statt der terza rima den reimlosen Blankvers, denn es kam ihm vor allen Dingen auf wörtliche Genauigkeit an; ja, er geht so weit, daß er jede Zeile Wort für Wort mit dem Originale in Einklang bringt. Was er dadurch am Buchstaben gewinnt, verliert er an der poetischen Diktion. Eine höchst werthvolle Zugabe ist der ausgezeichnete literarische Apparat, welcher bei Weitem mehr als die Hälfte des Buches einnimmt. Er enthält eine ganze Dante-Bibliothek in nuce.

Seine europäischen Reiseeindrücke ließ Longfellow 1835 unter dem Titel „Outre-Mer, a Pilgrimage beyond the Sea" erscheinen. — In „Hyperion" (1839) beschäftigt er sich fast ausschließlich mit Deutschland. Er nennt dies Werk eine „romance"; eigentlich aber ist es eine an einen losen novellistischen Faden geknüpfte Beschreibung des deutschen Landes und Lebens und eine begeisterte Anerkennung der Vorzüge der deutschen Literatur.

In der Novelle „Kavanagh" (1849) liefert Longfellow eine Darstellung des Dorflebens in Neuengland.

Sein Sammelwerk „Poems of Places", bestehend aus 31 Bänden, ist ein poetischer Reisebegleiter durch die ganze Welt, soweit dieselbe von Dichtern verschiedener Nationalitäten besungen worden ist.

---

*) Siehe darüber „The Unseen World, and other Essays". By John Fiske. Boston 1876 und „Essays Æsthetical" by G. H. Calvert. Boston 1875.

Dichter, welche klassische Stoffe in tadelloser Sprache behandeln, sind in Amerika zu selten, um nicht allgemeines Aufsehen zu erregen; einerlei ob sie denselben gerecht werden oder nicht. Zwar sagt Horaz in dieser Hinsicht in seiner „Ars poetica":

„Cui lecta potenter erit res
Nec facondia deseret hunc nec lucidus ordo;"

aber es genügt noch lange nicht, daß der Dichter sein Thema vollständig beherrscht und stets die richtigen Ausdrücke zu finden weiß; Horaz schreibt auch daher an einer andern Stelle des erwähntes Werkes:

„Non satis est pulchra esse poemata; dulcia sunto,
Et, quocumque volent, animum nuditoris agunto."

Schönheit und Herrlichkeit der Diktion genügen allein auch nicht; auch gefühlvoll muß ein Gedicht sein und die Herzen der Hörer hinreißen. Von diesem Standpunkte aus wollen wir nun dem New-Yorker Dichter Clarence Edmund Stedman, dessen Werke 1873 in einer Gesammtausgabe in Boston erschienen sind, einige Bemerkungen widmen.

Seine Vorliebe für griechische Sagen manifestirt er hauptsächlich durch seine drei Gedichte „Penelope", „Hylas" und „Alectryon", deren ersteres jedoch weniger ein klassisches Vorbild als ein modernes verrathen läßt, nämlich Tennyson's „Ulysses". Was Eleganz und Fluß anbelangt, so scheint Stedman überhaupt bei dem Poeta laureatus erfolgreich in die Schule gegangen zu sein; das Herzliche, Gemüthliche, das den Leser packende Element fehlt jedoch bei dem einen so sehr wie bei dem andern trotz allen sprachlichen Farbenaufwandes. Stedman's Figuren lassen

uns kalt; von Aufregung ist er kein Freund; er malt keine den Banden der traditionellen Gesellschaftsregeln widerstrebende Leidenschaften und entlockt keine Thränen der Sympathie für seine Helden und Heldinnen.

Seine Haupt-Epen sind „Alice of Monmouth“ und „The Blameless Prince“. Das erstere nennt der Verfasser ein Idyll aus dem letzten amerikanischen Bürgerkriege. Der Inhalt ist sehr einfach. Hugh van Ghelt hat gegen den Willen seines Vaters ein armes Landmädchen geheirathet und sich auf eine Farm zurückgezogen, bis ihn die Rebellion des Südens in die Armee der Union führt. Tödtlich in die Brust getroffen, wird er in ein Hospital geschleppt, woselbst er mehrere Tage besinnungslos liegt. Kurz vor seinem Tode kommt ihm das Bewußtsein wieder und er sieht seine Frau mit seinem Vater am Bette stehen. Mit der tröstlichen Gewißheit, daß das traurige Schicksal das eisige Herz des Vaters geschmolzen und daß sein geliebtes Weib nun in guten Händen sei, stirbt er. Der Stoff dieses Epos ist, wie man sieht, äußerst einfach, aber immerhin spannend und dankbar genug, um etwas von dauerndem Werthe daraus machen zu können. Stedman beabsichtigte dies auch; jedoch der Umstand, daß er nicht die poetische Fähigkeit besitzt, den Lesern Begeisterung für seine selbstgeschaffenen Helden einzuflößen, so daß sie mit jenen fühlen, denken und leiden, hat jenem Gedicht nicht die Popularität verschafft, die der Verfasser schon durch die Wahl des Stoffes erwartete.

Das zweite Epos „The Blameless Prince“ leidet an denselben Fehlern; es ist in bemerkenswerthen fließenden Versen abgefaßt und hat einige annehmbare Naturschilderungen aufzuweisen; im Uebrigen ist aber der Inhalt so

trocken, langweilig und spießbürgerlich-moralisch, daß sich schwerlich Jemand daran erbauen wird.

Stedman's Hauptstärke als Dichter beruht in seinen lyrisch-didaktischen Liedern; für dieses Fach zeigt er hohe Begabung. Seine Epen kommen uns vor, wie nach den neuesten Moden untadelhaft gekleidete Damen, die geschickt die Aufmerksamkeit der Männer auf sich zu lenken wissen, denen aber jeder, sobald er sich näher mit ihnen bekannt gemacht hat, ob ihrer geistigen Hohlköpfigkeit für immer den Rücken dreht. Seine lyrischen Erzeugnisse sind dem Anscheine nach aus äußerer Anregung hervorgegangen; sie sind natürlich, zierlich und ungezwungen und zeigen hin und wieder, wie z. B. „Peter Stuyvesant's Neujahrsbesuch" und das „Lied vom Lagerbier", eine leichte, einschmeichelnde, humoristische Färbung. In seinen beschaulichen Naturschilderungen werden wir häufig an den modernen Meister derselben, W. C. Bryant, erinnert.

Stedman ist 1833 in Hartford, Conn., geboren; er bezog als sechszehnjähriger Jüngling Yale College. Dort zeichnete er sich hauptsächlich durch sein elegantes Englisch und durch sein Interesse an griechischer Sprache aus. Nach noch nicht einem Jahre verließ er jene Anstalt, um sie nicht verlassen zu müssen und widmete sich der Journalistik. Er kaufte den „Winsted Herald" in Connecticut, verheiratete sich und gab sich alle erdenkliche Mühe, sich eine Heimat zu gründen; doch es gelang ihm nicht. Er siedelte darauf nach New-York über und hatte daselbst geraume Zeit mit dem größten Elend zu kämpfen. Seine damals veröffentlichten Gedichte „In the Valleys of Bohemia" (eine journalistische Phantasie), „The Diamond Wedding" und „Old John Brown" fanden günstige Aufnahme

und brachten ihm eine Stelle als Kriegs-Correspondent einer größeren Zeitung ein. Gegenwärtig lebt er als Broker oder Makler in New-York und liefert ab und zu mit großer Sorgfalt geschriebene Abhandlungen über Literatur für eins der populärsten Monatshefte.

1877 veröffentlichte Stedman „Hawthorne, and other Poems", worin sich hin und wieder eine lyrische Perle, wie z. B. „The Sun-Dial" u. s. w. befindet. Seine beiden literarhistorischen Werke „The Victorian Poets" (Boston 1876) und „The Poets of America" (ibid. 1885) enthalten Essays über die neuern Dichter Amerika's und England's, die zu den bessern ihrer Gattung gehören; namentlich kann das Werk über die amerikanischen Dichter ruhig als das gediegenste bezeichnet werden, das bis jetzt überhaupt über dieses Thema veröffentlicht worden ist.*)

Auf dem schlecht gepflegten Kirchhofe zu Laurel, einer kleinen Ansiedlung am White Water River im südöstlichen Indiana, befindet sich ein Grab, dessen stattliches Monument folgende Inschrift trägt: „Byron Forceythe Willson, born in Little Genessee, N. Y., 1837. Died in Alfred Centre, N. Y., 1867." Dort liegt nämlich der Verfasser des „Old Sergeant", eines Gedichtes, das zur Zeit des Bürgerkrieges von allen amerikanischen Zeitungen kopirt und von allen patriotischen Schuljungen bei festlichen Gelegenheiten deklamirt wurde, begraben.

Willson's aus Vermont stammender Vater betrieb in Little Genessee einen ziemlich ausgedehnten Holzhandel

---

*) In Verbindung mit der Dichterin Hutchinson gibt Stedman eine groß angelegte amerikanische Anthologie heraus, von der bis jetzt zehn Bände erschienen sind.

und war auch Besitzer einer Sägemühle daselbst; doch ließ ihm diese Beschäftigung noch Zeit genug übrig, sich mit den englischen Klassikern eingehend zu beschäftigen und gelegentlich auch ein öffentliches Amt zu bekleiden. 1846 zog er mit seiner Familie nach dem Westen und fuhr auf einem Holzflosse den Ohio hinab nach Maysville in Kentucky. Dort hielt er sich nur ein Jahr auf und siedelte sich dann in dem Cincinnati gegenüber liegenden Städtchen Covington an, woselbst er sich um das öffentliche Schulwesen sehr verdient machte. 1852 machte er New-Albany im Staate Indiania zu seiner Heimat und starb daselbst, 1859, acht Kinder und ein bedeutendes Vermögen hinterlassend. — Nachdem sein Sohn Forceythe die nothwendige Vorbildung erhalten hatte, bezog derselbe Harvard College; doch konnte er wegen der ihm drohenden Schwindsucht seine Studien nicht vollenden. Der Arzt hatte ihm einen baldigen Tod prophezeit; er stärkte sich nun durch gymnastische Uebungen und regelmäßige Bewegung in freier Luft zu einem energischen Kampfe mit demselben, wovon er in einem Gedichte beredtes Zeugnis ablegt.

Als im Jahre 1858 die Spiritualisten in New-Albany für ihre Lehre eifrig Propaganda machten, ward auch der leicht erregbare Dichter in den Strudel der Aufregung gezogen; er nahm an jener Bewegung lebhaften Antheil und galt sogar in den betreffenden Kreisen als Medium. Trotzdem er denselben späterhin den Rücken kehrte, so ist er doch, wie dies einige seiner mystischen Gedichte beweisen, die einmal gerufenen Geister niemals ganz los geworden. Bis an das Ende seines Lebens glaubte er steif und fest, daß die Geister der Verstorbenen

mit den Lebenden verkehrten oder doch unter besonderen Verhältnissen verkehren könnten.

Willson's Gedicht „The Old Sergeant" wurde am 1. Januar 1863 ohne den Namen des Autors als Neujahrsgruß der Träger des „Louisville Journal" veröffentlicht und machte, wie oben erwähnt, gleich nach Erscheinen die Runde durch alle amerikanischen Zeitungen. Präsident Lincoln, der ein großer Verehrer gemüthreicher Poesie war, schätzte es sehr hoch; redete es doch auch in jener für die Union so verhängnisvollen und trüben Zeit einem opferfreudigen Patriotismus ungeheuchelt das Wort. In diesem Gedichte, in dem übrigens kein Eigenname fingirt sein soll, erzählt ein sterbender Sergeant dem Arzte die Geschichte seiner Verwundung in einfachen aber eindrucksvollen Worten. Der spärlich angewandte militärische Slang kleidet dieses Gedicht herrlich; die dadurch hervorgerufene Monotonie, daß sich alle vier Zeilen eines Verses auf dieselben Silben reimen, wirkt jedoch, wie dies auch bei Poe's „Raven" der Fall ist, störend.

1863 verheiratete sich Willson und zog mit seiner jungen, ebenfalls leidenden Gattin nach Cambridge, um daselbst die Studien eines jüngeren Bruders zu überwachen und sich, da es ihm seine Mittel erlaubten, dem poetischen Schaffen und Genießen zu widmen. An der Mount Auburn Straße, in der Nähe von Lowell's Wohnung, kaufte er sich ein Haus, doch trat er mit den Bostoner Schöngeistern in keinen näheren Verkehr, so daß es also zwei Jahre nach seiner Uebersiedelung dauerte, ehe Dr. Oliver W. Holmes, der Willsons berühmtes Gedicht mehrfach in seinen Vorträgen citirt hatte, den Autor in seiner Nachbarschaft entdeckte.

Willson's Frau starb 1864 im Wochenbette und liegt an seiner Seite auf dem Kirchhofe zu Laurel begraben.

Eine Sammlung ihrer Gedichte gab der Wittwer für Privatcirculation heraus. Seine eigenen Gedichte veröffentlichte er 1866 im Verlage von Hougston, Mifflin & Co. in Boston. Sie wurden verschieden beurtheilt und fanden nur wenige Leser; der Masse waren sie theils zu gedankenreich, theils zu mystisch und die darin dominirende, durch Willson's schwachen Gesundheitszustand erklärliche Melancholie und Todesahnung waren im Allgemeinen keine poetische Speise für die meisten Amerikaner.

Sein anspruchsvollstes Gedicht betitelt sich „In State". Darin schildert er eine auf der Bahre liegende weibliche Riesenfigur, — die Union — welche in das Grab gesenkt werden soll. Dieselbe ist durch ihren Sohn, den Süden, ermordet worden, und es entspinnt sich nun ein blutiger, peinlich genau beschriebener Streit zwischen dem Muttermörder und dem wahren Sohne. — Dieses aus drei Abtheilungen bestehende Gedicht enthält unstreitig viele Stellen von seltener Kraft und Schönheit; die Grundidee, nämlich die Darstellung der Union als eine Todte, muß jedoch als verfehlt und unpatriotisch betrachtet werden.

Man kann gerade nicht behaupten, daß sich John James Piatt, von dem A. Strodtmann in seiner Amerikanischen Anthologie zwölf lyrische Nummern in ziemlich gelungener Uebersetzung bringt, bis jetzt ein sehr großes Lesepublikum erobert hat; das aber steht fest, daß sich, was auch die neuen Auflagen seiner Werke beweisen, die Zahl seiner Verehrer von Jahr zu Jahr langsam vergrößert hat und er dadurch zum poetischen Weiterschaffen ermuntert worden ist.

John James Piatt ist am 1. März 1855 zu Nielton in Indiana geboren; nachdem er am Kenyon College seine Studien vollendet hatte, wandte er sich der Journalistik zu und erhielt späterhin eine Stelle als Beamter in Washington. Unter Präsident Cleveland war er amerikanischer Konsul zu Queenstown in Irland.

Die unter dem Titel „Western Windows“ 1867 veröffentlichte Gedichtsammlung hat ihm den Namen „Bryant des Westens“ eingetragen und wenn gleich seinen Naturbildern die Frische, Kraft und die philosophische Tiefe der Bryant'schen Schöpfungen fehlen, so sind dieselben doch beachtenswerth, denn sie offenbaren ein keusches Gemüth und ein edles, für geräuschlose Freuden empfängliches Herz. Der Flug seiner Phantasie ist eng begrenzt; dafür aber leistet er mitunter in der Detailmalerei bekannter Dinge und Naturerscheinungen Vorzügliches. Seine Sprache ist stets wohllautend und gewählt; manchmal tändelt sie auch im leichten Heine'schen Flug dahin, ohne sich jedoch jemals eine faunische Abschweifung zu erlauben.

Piatt ist ein geborener Optimist, der uns alltägliche Stoffe poetisch nahe bringt und uns stets in ruhige Stimmung zu versetzen sucht. Alles Phrasengeklingel vermeidet er auf das Sorgfältigste und sucht so einfach und naturgetreu zu sein, wie die Themen, die er besingt. Er ist kein sogenannter Anempfinder, sondern reproduzirt stets seine individuellen Eindrücke. Seine kleineren Lieder sind öfters von überraschender Originalität, wie z. B. das Gedicht „Rose und Wurzel“, das hier in der etwas steifen Strodtmann'schen Uebertragung eine Stelle finden mag:

„Die Ros' in lichter Sonnenpracht,
Von Bien' und Falter hoch umschwebt,
Hat wenig nur der Wurzel Acht,
Die drunten mühsam schafft und webt.

Ich rief der Blume fragend zu:
‚Weshalb, o Königin, glanzerhellt,
Lebst deine kurze Stunde du?'
Die Rose sprach: ‚Mich sieht die Welt.'

Die Wurzel frug ich dann — 'Mit Fleiß',
Sprach sie, ‚wühl' ich im Dunkel hier,
Begnügt mit meinem Loos: ich weiß,
Daß eine Rose über mir!'"

In „Western Windows" beschreibt Piatt Dinge und Vorgänge aus dem Prairieleben des Westens; mit besonderer Vorliebe feiert er den Pionier, der mit sehnigem Arm sein Blockhaus errichtet und damit den Grund zu einer zukünftigen Stadt legt. Zugleich aber ist Piatt auch der gemüthreiche Sänger der stillen Häuslichkeit und des freuden- und sorgenreichen Familienlebens; er hat überhaupt viel mehr Aehnlichkeit mit dem leidenschaftslosen Engländer Wordsworth als mit dem pantheistisch angehauchten Amerikaner Bryant.

In der „Landmarks" betitelten Sammlung (1871) handelt das Hauptgedicht „The Lost Farm" ebenfalls von dem schnellen Fortschritt der Kultur im fernen Westen. Kaum hat sich der Einsiedler mit Weib und Kind niedergelassen und sein Landgut eingerichtet, da sammeln sich auch schon Nachbarn um ihn her und nach wenigen Jahren ersteht eine Stadt, die durch Eisenbahnen in den allgemeinen Weltverkehr gezogen wird.

Alle diese Kultur- und Stimmungsbilder sind von

einer melancholischen Sehnsucht nach dem verschwundenen idyllischen Landleben durchdrungen; in allen wird der Einfachheit und Biederkeit das Wort geredet. Das Gedicht „The Lost Genius" dürfte ruhig als das gefühlvollste dieser Sammlung anzusehen sein.

In „Poems of House and Home" (1878) behandelt Piatt seine alten Themen auf's Neue, ohne denselben jedoch neue Seiten abzugewinnen.

Piatt's Gattin ist, wie ihre Gedichtsammlungen „A Woman's Poems" (1871), „A Voyage to the Fortunate Isles" (1874), „That New World" (1876), „Dramatic Persons and Moods" (1879) und „An Irish Garland" (1874) beweisen, unstreitig eine hochbegabte Dichterin. Sie behandelt genau dieselben Stoffe wie ihr Gemahl, doch ist ihre Sprache häufig kräftiger, packender, leidenschaftlicher und entschiedener. Auch macht sie sich viel mit Geistern und Feen zu schaffen und jedem ihrer Werke hat sie eine Anzahl Kinderlieder beigegeben. Außerdem aber hat sie in Gemeinschaft mit ihrem Gemahle noch eine besondere Sammlung von Kinderliedern unter dem Titel „The Children out of Doors" (1885) anonym veröffentlicht.



Bayard Taylor.

Bayard Taylor, der gewandte Reiseschriftsteller, Dichter und Vermittler deutscher Literatur und Ansichten in Amerika, ist einer der vielen amerikanischen Literaten, welche hauptsächlich in der Druckerei der Tagespresse zur Schule gingen und sich vom armen Setzerlehrling zu einer geachteten und einflußreichen Stellung empor schwangen. Von seinem arbeitsvollen und an Abwechslungen reichen Leben ist uns in dem zweibändigen Werke „Life and Letters of Bayard Taylor, Edited by Marie Hansen-Taylor, and Horace E. Scudder" (2 vols. Boston 1884)*) eine authentische Schilderung überliefert worden und derselben wollen wir in der kurzen biographischen Einleitung zur Besprechung der Werke unseres Schriftstellers folgen.

Bayard Taylor wurde am 11. Januar 1825 zu Kennett Square in Westchester County des Staates Pennsylvanien geboren. Die ganze dortige Gegend ist von wohlhabenden und fleißigen Farmern bewohnt und finden

*) Ist auch ins Deutsche übersetzt worden.

sich daselbst noch viele Blockhütten vor, die von den ersten Ansiedlern stammen. Da sich sehr viele derselben, so auch die Vorfahren Taylor's, zur Religion der Quäker bekannten und somit strenge Abolitionisten waren, so war daselbst auch in der amerikanischen Sklavenzeit eine der Hauptstationen der sogenannten „unterirdischen Eisenbahn", einer geheimen Organisation nämlich, welche es sich zur moralischen Aufgabe gemacht hatte, flüchtige Neger zu verbergen und sie auf sicherem Wege nach Canada, dem Lande der Freiheit, zu senden.

Bayard Taylor's Großmutter war von deutscher Abkunft und verstand sehr wenig englisch, so daß sie sich im Umgange mit ihren Familienmitgliedern stets des ihr geläufigeren pennsylvanisch-deutschen Idioms bediente.

Seine Eltern besaßen eine Farm und er mußte auch, sobald es seine körperlichen Kräfte erlaubten, darauf fleißig mitarbeiten — eine Beschäftigung, die übrigens durchaus nicht nach seinem Geschmack war. Er war ein leidenschaftlicher Leser und schon in seinem zwölften Jahre hatte er die kleine Leihbibliothek seines Landstädtchens durchgelesen, war mit den Geschichtswerken Gibbon's, Robertson's und Hume's vertraut und hatte sich aus dem Erlös selbstgesammelter Nüsse eine Anzahl Bücher gekauft und damit den Grundstein zu seiner späteren Bibliothek gelegt. Er besuchte die kleine Schule seines Wohnortes bis zu seinem 16. Jahre und nahm damals und später jede Gelegenheit wahr, seine Kenntnisse zu bereichern und sich besonders einige fremde Sprachen, wie Latein, Französisch und Deutsch, anzueignen, so daß er also 1842 vorübergehend eine Lehrerstelle in dem drei Meilen von Kennett Square entfernten Unionville annehmen konnte. Die Schulmeisterei

gefiel ihm jedoch nicht und da er sich inzwischen in literarischen Arbeiten versucht und einige kleine Aufsätze in einer zu Philadelphia erscheinenden Zeitung veröffentlicht hatte, so wollte er sich ganz der Literatur widmen und trat zu diesem Zwecke als Drucker- und Setzerlehrling in die Office des Herrn H. E. Evans, Herausgebers des „Village Record“ zu Westchester, ein. Seiner seit dem zwölften Jahre kultivirten Liebe zum Verseschmieden blieb er auch hier treu und ließ auch einige seiner poetischen Jugendprodukte in den von Rufus W. Griswold in Philadelphia redigirten Zeitungen erscheinen und dieser damals in literarischen Angelegenheiten allmächtige Herr beredete ihn auch, eine Sammlung derselben zu veranstalten und in Buchform erscheinen zu lassen. Da Bayard Taylor sich auch gerne in den Besitz von Geldmitteln setzen wollte, um eine Reise nach den Westindischen Inseln zu machen, so ließ er dann 1844 das Bändchen „Ximena. or, The Battle of Sierra Morena, and other Poems“ auf eigene Kosten zu Philadelphia erscheinen und hatte die Freude, aus dem Verkaufe desselben eine kleine Geldsumme zu erübrigen, die ihn wenigstens zum Weiterschaffen ermuthigte. Trotzdem er damals als 19 jähriger Jüngling stark verliebt war, so findet sich doch in diesem Werkchen kein einziges erotisches Gedicht; auch hat er keine der darin enthaltenen 15 Piecen in eine spätere Sammlung seiner Gedichte aufgenommen.

Seinen Reiseplan nach den westindischen Inseln gab er übrigens auf; dagegen sehnte er sich nach Europa, besonders nach Deutschland. Da er aber nach einer kontraktlichen Bestimmung noch zwei Jahre bei seinem Lehrmeister auszuhalten hatte, so opponirten seine Eltern diesem

Vorhaben anfangs, fanden sich jedoch, wie auch der Eigenthümer des „Village Record“ schließlich in das Unvermeidliche.

Aus Howitt's Buch „Rural Life in Germany“ hatte Bayard Taylor erfahren, daß man in Deutschland zu Fuß reisen und überhaupt sehr billig leben könne; aber zum billigen Leben gehörte doch immerhin Geld und weder er noch seine Freunde waren im Besitze desselben. Aber da wußte er sich zu helfen. Nach langem Suchen fand er zwei Zeitungsherausgeber, die ihm für zu liefernde europäische Korrespondenzen 100 Dollar vorstreckten und da er außerdem so glücklich war, 40 Dollars für bisher ungedruckte Gedichte zu erhalten, so trat er dann mit 140 Dollars in der Tasche froh und wohlgemuth 1844 die Reise über den Ocean an. Horace Greeley hatte ihm fernerhin den Auftrag gegeben, Briefe über das Leben in Deutschland für die „Tribune“ zu schreiben, aber nicht eher, als bis er mit demselben vollständig vertraut sei. Im Falle diese Briefe sich als lesbar herausstellten, so würden sie gedruckt und auch honorirt; auf weitere Versprechungen und Versicherungen ließ sich Greeley nicht ein.

Mit solchen Vorbereitungen und Aussichten bereiste also Bayard Taylor mit dem Ranzen auf dem Rücken und dem Wanderstabe in der Hand Deutschland und wählte sein Hauptquartier in Frankfurt a. M., sich stets unter dem gewöhnlichen Publikum bewegend. Nachdem er sich auch noch vier Monate in Italien aufgehalten hatte, kehrte er 1846, also nach zweijähriger Abwesenheit, wieder nach Amerika zurück. Während dieser Zeit hatte er sich durch Korrespondenzen 500 Dollars verdient und durch außerordentliche Sparsamkeit war es ihm möglich gewesen,

damit seine Unkosten zu bestreiten. Seine Reiseberichte hatten in Amerika eifrige und zahlreiche Leser gefunden; er hatte darin manches damals in seinem Vaterlande gegen Deutschland herrschende Vorurtheil bekämpft und beseitigt und dadurch nicht wenig dazu beigetragen, die Amerikaner der Idee zu benehmen, daß Deutschland nur ein Land ignoranter, armer Bauern, aufgedunsener Biertrinker und verkäuflicher Gamaschenhelden sei. Diese Briefe, die Taylor gleich nach Ankunft in Amerika auf Anrathen des New-Yorker Verlegers Putnam zusammenstellte und unter dem Titel „Views Afoot; or Europe with Knapsack and Staff,'" (New-York: Wiley & Putnam, 1846), in Buchform erscheinen ließ, sind von allen seinen Schriften die populärsten geworden und wurden davon allein im ersten Jahre sechs Auflagen gedruckt.

Nun stand es für Bayard Taylor fest, daß er für den literarischen Beruf bestimmt sei und da er sich mit Fräulein Mary Agnew verlobt hatte und sich eine unabhängige Existenz gründen wollte, so übernahm er mit einem Freunde in dem Industriestädtchen Phönixville die Herausgabe eines Lokalblattes, zu welchem Zwecke ihm ein reicher Bostoner, bei dem er durch den Dichter N. P. Willis eingeführt worden war, aus eigenem Antriebe die Mittel vorgestreckt hatte. Doch die Fabrikarbeiter des genannten Städtchens und ebenso auch die umwohnenden Farmer gewannen der neuen Zeitung keinen sonderlichen Geschmack ab; dadurch, daß Taylor in politischen Fragen Neutralität zu beobachten suchte, verdarb er es mit beiden Parteien und dann brachten ihn seine Artikel über Literatur und ähnliche, für ein Lokalblatt unpassende Themata in den Geruch, kein strenggläubiger Christ zu sein; dazu

kam schließlich noch der unerwartete Tod seines Partners, sodaß er sich gezwungen sah, der undankbaren und unprofitablen Zeitungsherausgeberei Valet zu sagen. Mit einer nicht unbedeutenden Schuldenlast auf dem Rücken, mit deren Abzahlung er drei Jahre zu thun hatte, zog er nach New-York und begann daselbst mit einem wöchentlichen Einkommen von neun Dollars seine literarische Carriere aufs Neue. Dort machte er auch die praktischen Erfahrungen, die er späterhin in der Novelle „The Fortunes of John Godfrey“ verwerthete.

1848 gab er „Rhymes of Travel, Ballads and Poems“, eine Sammlung von 44 Gedichten, heraus, von denen er jedoch nur 24 in die spätere Gesammtausgabe seiner poetischen Werke aufnahm. Seine Lage verbesserte sich von Tag zu Tag, aber das rechte Sitzfleisch schien er doch nicht zu bekommen, denn im Jahre 1849, als das Goldfieber in Californien ausbrach, machte er sich im Auftrage Greeley's nach diesem gelobten Lande auf und schrieb darüber Briefe an die „Tribune“.

Zum Schreibtische wie auch als Kissen im Freien diente ihm auf dieser Reise, auf welcher er fleißig mit den rauhen Goldgräbern verkehrte, der Sattel seines Pferdes.

Im März 1850 kehrte er über Mexiko wieder nach New-York zurück und zwei Monate darauf ließ er auch schon sein Werk „Eldorado, or, Adventures in the Path of Empire; comprising a Voyage to California, via Panama, Life in San Francisco and Monterey; Pictures of the Gold Regions, and Experiences of Mexican Travel“ erscheinen.

Sein zu Ehren der Sängerin Jenny Lind geschriebenes, von Jules Benedict komponirtes Gedicht, dem aus 752

Konkurrenzgedichten der in 200 Dollars bestehende Preis zuerkannt wurde, das er aber niemals in irgend eine Sammlung seiner poetischen Produkte aufnahm, war die Ursache manchen Aergers für ihn; er hatte dadurch den Neid mehrerer journalistischer Mitbewerber herausgefordert und dieselben ließen ihn den Sieg durch ungünstige und gehässige Beurtheilungen seiner Schriften entgelten.

Im Jahre 1850 verheiratete sich Bayard Taylor mit seiner Braut Mary Agnew, ließ dieselbe aber, da sie an einer unheilbaren Krankheit litt, bei ihren Eltern in Kennett Square zurück. Dort starb sie auch noch vor Ablauf des genannten Jahres.

Taylor entfaltete nun eine ungemein große literarische Thätigkeit. Er hatte sich einige Tribune-Aktien gekauft und da dieselben eine hohe Dividende abwarfen, so suchte er derselben so viel wie möglich in seinen Besitz zu bringen und gab sich der angenehmen Hoffnung hin, auf diese Weise bald von dem Drucke der täglichen Routine-Arbeiten erlöst zu werden.

Auch dachte er auf's Neue an's Reisen. Er redigirte für Putnam die „Cyclopædia of Literature and the Fine Arts“ und glaubte, das dafür erhaltene Honorar würde für eine Reise nach dem Oriente genügen. Während seiner Abwesenheit erschien auch wieder eine neue Gedichtsammlung von ihm, nämlich „A Book of Romances, Lyrics, and Songs“. Aus seinen Briefen an die „Tribune“ ging sein Buch „At Home and Abroad“ hervor; auch sammelte er auf der betreffenden Reise den Stoff zu seinen „Poems of the Orient.“ Kurz vor seiner beabsichtigten Rückkehr nach Amerika bot sich ihm die Gelegenheit, an der Expedition des Commodore Perry nach Japan theil-

zunehmen und auch Indien und China besuchen zu können, woraus sein Werk „A Visit to India, China and Japan in the Year 1853" entstand. Seine auf dieser Reise geführten Tagebücher wurden außerdem von Dr. Hawks bei der Kompilation des auf Kosten der Vereinigten Staaten 1856 gedruckten Werkes „Narrative of the Expedition of an American Squadron to the China Seas and Japan" benutzt.

Durch seine Briefe an die „Tribune" war damals Bayard Taylor in ganz Amerika vortheilhaft bekannt geworden und kaum war er also wieder in New-York angelangt, da trafen auch schon aus den meisten Städten Einladungen zu Vorträgen ein, denn Jeder war gespannt, „the great American traveler" zu sehen und zu hören. Da dies ein sehr lohnendes Geschäft war, so ließ es sich natürlich Taylor nicht entgehen. Das auf seinen Vorlesungstouren verdiente Geld benutzte er dazu, die Farm seiner Eltern zu verschönern und durch Ankauf weiteren Landes zu vergrößern. Auf die Kompilation der „Cyclopædia of Travel", die er 1856 für eine Verlagsfirma in Cincinnati unternahm, setzte er große Hoffnungen; doch täuschte er sich darin ebenso gewaltig wie späterhin mit seiner „School History of Germany". Seine übrigen Bücher hingegen verkauften sich sehr gut und warfen ihm jährlich mehrere Tausend Dollars Tantiemen ab.

Nachdem Taylor seine „Poems of Home and Travel" veröffentlicht hatte, reiste er wieder (1856) nach Europa und hielt sich hauptsächlich zu Gotha im Hause des Herrn Bufleb, dessen Bekanntschaft er im Oriente gemacht hatte, auf. Dort wurde er auch mit Fräulein Marie Hansen, einer Tochter des Gothaer Astronomen und einer Nichte der Frau Bufleb bekannt und verheiratete sich mit derselben

am 27. Oktober 1857. Ein Jahr darnach kehrte er wieder nach New-York zurück und begab sich auch gleich wieder auf eine Vorlesungstour. Bei seinem diesmaligen Aufenthalte in Europa hatte er hauptsächlich Skandinavien und England bereist und aus dem dort gesammelten Materiale ging sein Buch „Northern Travels“ hervor, das auch zugleich in deutscher Sprache erschien. Die in Skandinavien erhaltenen poetischen Eindrücke hat er späterhin in seiner Idylle „Lars“ *) wiedergegeben.

Im Herbste 1858 finden wir ihn wieder in New-York und zwar mit den Vorbereitungen für eine Vorlesungstour beschäftigt. Zugleich ließ er sich in Kennett Square ein stattliches Haus bauen, dem er den Namen „Cedarcroft“ beilegte und in dem er hoffte, ein beschauliches, nur dem poetischen Schaffen gewidmetes Dasein zu führen. Seine inzwischen entstandenen Gedichte ließ er unter dem Titel: „The Poet's Journal“, erscheinen und seinen Reiseskizzen „At Home and Abroad“ fügte er einen zweiten Band hinzu.

Seine jährlichen, bisher sehr rentablen Vorlesungstouren kamen jedoch im Jahre 1860 zu einem unerwarteten und unliebsamen Stillstande. Die Vorboten des blutigen Bürgerkrieges zeigten sich überall und man wußte nicht, wer Feind oder Freund der Union war. Da Bayard Taylor mit der „Tribune“, also mit einem der Negerbefreiung und der Untheilbarkeit der Union gewidmeten Blatte in Verbindung stand, so war es für ihn nicht mehr rathsam, die erbitterten Südstaaten zu besuchen und auch im Norden machte er sehr häufig die ihm ungewohnte

*) Deutsch von M. Jacobi. Stuttgart 1887.

Erfahrung, daß er in halb leeren Hallen auftreten und sich mit Zischen empfangen lassen mußte.

Nun gab er seine Wohnung in New-York auf, richtete sich in seinem Cedarcroft häuslich ein und begann die Novelle „Hannah Thurston". Da Kennett Square nicht sehr weit von dem Territorium der Rebellen entfernt war und man nicht mit Unrecht einen Ueberfall von denselben befürchtete, so bewaffneten sich die Unionsleute so gut es ging und Bayard Taylor gab zu diesem Zwecke seine aus Afrika gebrachten Säbel und Spieße her. Auch verkaufte derselbe eine seiner Tribune-Aktien und steuerte 1000 Dollars für Kriegszwecke bei. Daß er unter solchen Umständen weder Ruhe noch Muße für literarische Arbeiten fand, ist klar und um der beständigen Aufregung zu entgehen, ging er mit Weib, Kind und seiner betagten Mutter auf einige Monate nach Deutschland.

1862 nahm er die Stelle als Sekretär bei der amerikanischen Gesandtschaft in Rußland an und erwies in dieser Eigenschaft seinem Vaterlande nicht zu unterschätzende Dienste, da es hauptsächlich seiner Wachsamkeit und seinem berechnenden Auftreten zuzuschreiben ist, daß Rußland nicht auf die von England und Frankreich gegen Amerika eingefädelten Intriguen einging. Auf diesem Posten blieb er übrigens nur ein Jahr.

Nachdem er die Novelle „Hannah Thurston" (1863), einen Theil seines episch-didaktischen Gedichtes „The Picture of St. John" geschrieben und Vorbereitungen für seine Faust-Uebersetzung getroffen hatte, schrieb er die autobiographische Novelle „John Godfrey's Fortunes" und dann machte er sich an die Abfassung der „Story of Kennett". Da sich diese Novellen gut verkauften und der Verfasser

ein hohes Honorar dafür bezog, so dachte er abermals daran, seine jährlichen Vorlesungstouren und die journalistischen Routine-Arbeiten aufzugeben und seine freie Zeit nur der Dichtkunst zu widmen. Das eben erwähnte Gedicht „The Picture of St. John“, an dem er während 15 Jahren gearbeitet hatte, erschien im Jahre 1865 zu Boston.

1867 finden wir ihn jedoch schon wieder in Europa, Reisebriefe schreibend für die „Tribune“ und Materialien zu Skizzen für das „Atlantic Monthly“ sammelnd, welche er späterhin unter dem Titel „By-Ways of Europe“ in Buchform veröffentlichte. Darnach schrieb er die Novelle „Joseph and his Friends“. Nachdem er wieder in seinem Cedarcroft angelangt war, fand er zu seiner größten Ueberraschung, daß seine Verleger über schlechte Geschäfte klagten und daß sie ihm nur unbedeutende Tantiemen zahlen konnten. Da ihm nun die Unterhaltung seines Landgutes mehr kostete, als ihm dasselbe eintrug, und auch seine Arbeit an der Faust-Uebersetzung ihm keine Einnahmequelle eröffnete, so versuchte er es nochmals mit öffentlichen Vorträgen und fand, daß er auf diesem, nun von so vielen Schriftstellern kultivirten Gebiete keine goldenen Lorbeeren mehr pflücken könne, und daß das sogenannte „lecture system“ beim Publikum in Miskredit gerathen war.

1870 erschien der erste Theil der Faust-Uebersetzung und ein Jahr darnach der zweite. Dann edirte Taylor für die New-Yorker Verlagshandlung von Scribner, Armstrong & Co. eine aus mehreren Bänden bestehende „Library of Travel“. Auch hielt er an der Cornell University einen Cyclus von Vorträgen über deutsche Literatur, die nach seinem Tode unter dem Titel „Studies in German Literature“ zu New-York (1879) erschienen. Nachdem er

dann sein dramatisches Gedicht: „The Masque of the Gods“ veröffentlicht, eine Anzahl kleinerer Erzählungen unter dem Titel „The Beauty and the Beast, and Tales of Home“ zusammengestellt und die „Diversions of the Echo Club“ für das „Atlantic Monthly“ geschrieben hatte, reiste er wieder (1872) nach Deutschland, woselbst er im Auftrage der Appleton'schen Verlagshandlung eine Geschichte Deutschlands ausarbeitete. Seine Einnahmequellen waren am Versiegen; der Farmer, dem er Cedarcroft auf drei Jahre verpachtet hatte, zahlte die Miethe nicht und da durch Greeley's Präsidentschaftskandidatur die „Tribune“ zahlreiche Leser verloren hatte, so blieben die Dividenden aus. „The Masque of the Gods“ brachte noch nicht einmal so viel ein, um die Herstellungskosten zu decken und da sich fernerhin das Werk „A School History of Germany“ als eine verfehlte Buchhändlerspekulation erwies, so griff Taylor wieder zum Wanderstabe, um sich durch Reisebriefe für die „Tribune“ seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Er bereiste Egypten und da gerade damals Island sein tausendjähriges Jubiläum feierte, so stattete er auch dieser Insel einen Besuch ab.

1874, also in dem Jahre, in dem er wieder auf amerikanischem Boden anlangte, stellte er aus den gesammelten Reiseskizzen das Werk: „Egypt and Iceland“ zusammen. Sein in demselben Jahre veröffentlichtes, vielfach angefochtenes Trauerspiel „The Prophet“ erwies sich als ein Fehlschlag, was ihn aber nicht abhielt, sich nochmals auf dem dramatischen Gebiete durch sein Werk „Prince Deukalion“ zu versuchen.

1875 veröffentlichte Taylor einen Band Gedichte unter dem Titel „Home Ballad“ und dann gab er seine „Boys

of other Countries“ (1876), eine Sammlung von Erzählungen für die Jugend heraus.*)

1878 wurde er als amerikanischer Gesandter nach Deutschland geschickt und dachte nun seinen lang gehegten Plan, eine Biographie Schiller's und Goethe's zu schreiben, zur Ausführung zu bringen. Doch schon über den Vorarbeiten ereilte ihn der Tod; er starb am 19. Dezember 1878 zu Berlin. Im März des folgenden Jahres wurde sein Leichnam nach Amerika gebracht und auf dem Kirchhofe von Longwood, drei Meilen von Cedarcroft, zur Ruhe bestattet.

Bayard Taylor, der überall zu Hause war, der bei allen Völkern der Erde in die Schule ging und ihnen ihre poetischen Geheimnisse ablauschte, schlägt in seinen Liedern mit Vorliebe seltene und ungewohnte Töne an, sodaß dieselben trotz aller Farbenpracht und allen Bildern von überraschender Wirkung, bei dem großen Publikum nie so recht populär geworden sind; denn diejenige poetische Schöpfung, die zum Denken anregt, die sich außergewöhnliche Stoffe zum Vorwurf nimmt und daher auch einen gewissen Grad ästhetischer Vorkenntnisse verlangt, muß sich stets mit dem Beifalle der wenigen Auserwählten begnügen. Bayard Taylor's Gedichte sind ihres vorwiegend exotischen Charakters wegen durchaus keine leichte Lektüre, die man ohne geistige Anstrengung in müßigen Stunden genießen kann; sie enthalten eine tiefe, nicht immer moderne Lebensphilosophie und zeigen ein durch Erfahrungen und Studien gereiftes Herz, das in Liedern blühte und blutete. Kein Naturgegenstand ist ihm zu spröde, um ihn nicht mit dem

---

*) Deutsche Uebersetzung von Hansen=Taylor, im Verlag von Hans Lüstenöder, Berlin.

fühlenden Menschen in Wechselwirkung zu bringen. Seine überaus sorgfältig gefeilten Verse, mit denen er überhaupt stets streng in's Gericht ging, sind voll seltenen Wohllautes und bieten dem Uebersetzer fast unüberwindliche Schwierigkeiten dar, wenn er dem Charakter des Originals nur einigermaßen gerecht werden will. Dieser Aufgabe haben sich im Deutschen Spielhagen, Strodtmann und Karl Bleibtreu unterzogen; die beiden ersten haben nur wenige Gedichte Taylor's übersetzt und in ihre Anthologien aufgenommen; der letztere hingegen hat eine große Anzahl mit lobenswerthem Geschick übertragen und dieselben in Buchform erscheinen lassen (Berlin 1880, 2. Auflage).

Bayard Taylor's Gedichte erwecken in uns den Wunsch nach einer knappen Form. Einzelne Gedanken sind mitunter gar weit ausgesponnen und kehren oft in anderer Gestalt wieder, so daß es dem Leser häufig schwer wird, den eigentlichen poetischen und ästhetischen Zweck eines Gedichtes zu erfassen und ihn nicht durch die zahlreichen Abschweifungen aus dem Auge zu verlieren. Taylor's überraschend kühne und doch stets zutreffende Naturbilder erinnern manchmal an Lenau, mehr aber noch an den neuerdings mit Recht zur Anerkennung gekommenen Martin Greif; schmerzlichen Reminiscenzen begegnen wir darin nur ausnahmsweise, aus allen aber tritt der moralische Ernst des Dichters, der sich seiner hohen Aufgabe wohl bewußt ist, entschieden und klar hervor.

Sein episch-didaktisches Gedicht „The Picture of St. John", das er den Künstlern in einer langen Epistel dedizirt hat, ist eine breit ausgesponnene, an Handlung arme und daher ermüdende Geschichte seiner intellektuellen oder vielmehr ästhetischen Entwicklung; es ist ein Künstler-

traum eines enthusiastischen Dilettanten mit optimistisch gefärbtem Abschluß. Trotz des darin entfalteten Bilderreichthums und trotz der gewählten Sprache ist dies Werk doch so gut wie unbekannt geblieben; wenige der eifrigsten Verehrer des Verfassers haben es zu Ende gelesen.

Eins der Haupthindernisse für die Entwicklung des nationalen Dramas in Amerika ist ursprünglich in dem puritanischen Einflusse Neuengland's zu suchen. Wie sich schon bekanntlich die Puritaner in England durch ihre hartnäckige Opposition gegen die Bühne bemerklich und zuweilen auch lächerlich machten, so haben ihre wahlverwandten amerikanischen Nachkommen in diesem Sinne mit Nachdruck fortgewirkt und bis auf den heutigen Tag öffentlich und geheim das Theater als ein die Immoralität förderndes Institut verfolgt. Ihr Wüthen und Agitiren ist um so erfolgreicher gewesen, als auf der andern Seite selten etwas geschah, die Schaubühne zu einer Bildungsanstalt zu machen. So arbeitete das Theater beständig seinen Verfolgern in die Hände; jede schlüpfrige Sensationsnovelle brachte und bringt es mit den obligaten Bloßstellungen weiblicher Vorzüge auf seine Bretter und wenn es nur jeden Abend eine volle Kasse erzielt, so hat es seine Hauptaufgabe zur Zufriedenheit gelöst. Die Anziehungskraft gediegener klassischer Stücke ist leider für das größere Publikum eine geringe, denn die Erziehung des Amerikaners ist in den meisten Fällen ohne jedes ästhetische Element; sie ist eine nüchterne und kalkulirende und allein auf die möglichst schnelle Gewinnung des allmächtigen Dollars berechnet. Sein Leben ist daher ein aufreibendes Jagen nach Geld und Einfluß. Wenn er sich also nach dem Theater verfügt, so will er Abspannung

und Unterhaltung suchen und diese Zwecke erfüllen ihm zotige Possen am allerersten.

Die Schauspieldichter, die wirklich etwas Werthvolles zu leisten im Stande sind, werden von den Theaterunternehmern nicht im Geringsten ermuthigt. Letztere sind nothgedrungen in erster Linie Geschäftsleute. Nur das Stück hat für sie Werth, das ihre Kasse füllt; denn das Defizit wird weder aus einer städtischen, noch aus einer königlichen oder kaiserlichen Schatulle gedeckt.

Das ästhetisch gebildete Publikum, das sich aus angeführten Ursachen bei Weitem in der Minorität befindet, muß sich also mit den kärglichen Brosamen genügen lassen, die ihm hin und wieder eine wandernde Truppe, deren Repertoir selten aus mehr als sieben oder acht Nummern besteht, bietet. Die Hauptanziehungskraft und die für den Unternehmer wichtigste Person bildet alsdann der sogenannte „Star“, der, im Falle er kein Coulissenreißer ist und das Auditorium nur durch äußere Kunstgriffe zu häufigem Beifall zu zwingen versteht, gewöhnlich schon dadurch erst den halben Eindruck macht, daß er von Mitspielern umgeben ist, deren Leistungen unter aller Kritik sind, sodaß also ein in allen Theilen abgerundetes Zusammenspiel, das allein den wahren dramatischen Effect hervorzubringen vermag, eine reine Unmöglichkeit ist.

Die Aussichten für den von höheren Prinzipien durchdrungenen dramatischen Dichter sind also vorderhand in Amerika ungünstig; seine Schöpfungen werden, wenn er dem dominirenden Zeitgeiste, resp. der Zeitfäulnis keine Konzessionen machen will oder kann, Lesedramen bleiben.

Bayard Taylor's dramatische Erstlingsarbeit „The Prophet“ muß, abgesehen von ihren zahlreichen poetischen

Schönheiten und ihrer zierlichen Diction schon durch die Wahl des Stoffes als eine verfehlte betrachtet werden. In dem „Propheten“ erkennen wir nämlich den Gründer des Mormonenthums, Joseph Smith, der gegen alle geschichtliche Wahrheit zu einem heroischen Heiligen umgestempelt worden ist. Die Dramatiker und Novellisten, überhaupt alle Dichter, nehmen es bekanntlich mit den Berichten der Geschichte nicht genau; aber ein solch verworfenes und gemeines Subjekt wie Joseph Smith, dessen Leben, wie noch viele lebende Zeitgenossen bezeugen können, ein wahrer Hohn auf alle Menschlichkeit war und der schon in seinem fünfzehnten Jahre in's Zuchthaus gehört hätte — einen solchen Menschen rechtfertigen zu wollen und ihn als Reformator und Märtyrer einer weltbeglückenden religiös-socialen Richtung hinzustellen, heißt denn doch von der poetischen Licenz einen etwas zu weitgehenden Gebrauch gemacht. Oder schwebte vielleicht Bayard Taylor die erfolgreiche Rechtfertigung vor, die Longfellow in einer seiner Neuengland-Tragödien Cotton Mather, der gewöhnlich mit der „Salem Witchraft“ in keine günstige Verbindung gebracht wird, angedeihen ließ? Dann sollte er denn doch auch wissen, daß die neuern Forschungen Cotton Mather von den herkömmlichen Anklagen gänzlich freigesprochen haben und daß sich also Longfellow einfach auf den Boden geschichtlicher Thatsachen stellte.

Sehen wir uns nun die genannte Tragödie etwas näher an. Der Farmer Elkanah sitzt mit seiner Frau vor dem Hause und bespricht mit ihr den auffallenden Charakter ihres Sohnes David Starr, des spätern Propheten. Kurz darnach tritt jener auf und singt ein religiöses Lied, das, in Bezug auf die darin ausgedrückte Berge

versetzende Glaubensstärke und auf die Ansicht, daß Gott die Gabe der Prophezeiung einem jeden rechtgläubigen Menschen verliehen habe, sehr bezeichnend ist.

Dann erscheint Rhoda, mit der er sich unter philosophischen Bemerkungen auf kurze Zeit entfernt und darauf als ihr erklärter Bräutigam zurückkommt. Die zweite Scene führt uns in ein religiöses Campmeeting, das in einem Eichenwalde stattfindet. Ein hyper-orthodoxer Pastor, ein echter Schwadroneur, tritt auf und hält seinen Zuhörern ihr endloses Sündenregister mit den unvermeidlichen Folgen vor und bearbeitet sie dermaßen, daß sie vor Schmerz und Zerknirschung fast vergehen und sich beinahe in ihren eigenen Thränen ersäufen. Der salbungsreiche Kanzelton ist trefflich wiedergegeben und wir möchten jedem amerikanischen Schuster- oder Schneider-Jüngling, der etwas „Höheres" in sich verspürt und sich zu einem methodistischen Prediger heranbilden möchte, den wohlgemeinten Rath ertheilen, jene Rede gründlich zu memoriren und sie bei der ersten passenden Gelegenheit zu verwerthen. David Starr ist nun so verwegen, sich mit jenem Rabulisten in eine gefährliche religiöse Disputation einzulassen. Dieselbe bringt natürlich großen Aufruhr unter den Gläubigen hervor, sodaß er es für besser hält, sich zu entfernen, um drohenden Excessen vorzubeugen. Seines Vaters Knecht, Peter, folgt ihm und stellt die bedeutungsvolle Frage an ihn, ob er nicht Prediger werden wolle, da er so prächtig Trost zu spenden wisse. Auch die später eintreffende Rhoda ist für diese Idee eingenommen.

Nachdem sich David darauf seinen Eltern mit „verklärtem" Gesichte gezeigt hat, zieht er sich in die Einsamkeit eines wilden, felsigen Waldthales zurück und hält

daselbst einen unklaren Monolog über eine sonderbare Vision, die er gehabt zu haben glaubte. Eine ihn störende Schlange verschwindet augenblicklich auf sein Geheiß. Seine Freunde und Verwandten, die sich, da er ihnen zu lange ausblieb, auf den Weg gemacht hatten, ihn aufzusuchen, drücken ihr Erstaunen über seine auffallende Veränderung und ihre Hoffnung auf seine welterschütternde Zukunft in einer Weise aus, daß man unbedingt glauben muß, der „Geist“ sei auch über sie gekommen. Nimrod Kraft, in dem unstreitig das spätere Faktotum Smith's, nämlich der Räuber des Spaulding'schen Manuskriptes, Sidney Rigdon, portraitirt ist, läßt sich sogar, nachdem sie David glücklich wieder gefunden haben, von ihm segnen.

Der weitere Verlauf dieses Aktes, der in einem Neuenglandstaate spielt, zeigt uns, wie der Glaube an die hohe Sendung David's immer mehr und mehr Wurzel faßt; am Schlusse tritt er schon als Prediger in einer kleinen Versammlung auf und zeigt dadurch, daß er einen Felsen anredet und denselben durch sein glaubensstarkes Wort in der Mitte spaltet, daß die Zeit der Wunder noch lange nicht vorbei ist. Die Leute erklären ihn in Folge dessen für einen gottgesandten Propheten und nachdem er noch einige weihevolle Worte gesprochen hat, schließt der Akt unter Donnern, Blitzen und Stürmen.

Im zweiten Akt, der einige Jahre später in einem westlichen Staate spielt, hat sich David Starr bereits als Prophet habilitirt und eine kleine Gemeinde um sich gesammelt. Ein Rath von Zwölfen steht ihm zur Seite und der schlaue Nimrod Kraft ist bereits die rechte Hand des Religionsstifters geworden und läßt auch allmälig seine bodenlose Verschmitztheit und seine Absichten klar durch-

leuchten. Er bittet den Propheten, in die Versammlung zu gehen und Wunder zu thun, da sich die Leute darnach sehnten und einige sogar den Wunsch geäußert hätten, ebenfalls die Wundergabe zu besitzen; jener erwidert darauf mit folgender sinnigen Parabel:

„When I was small, I planted once a tree,
Then every second morning plucked it up
To see if it were growing. Summer came;
And while the others, left alone, were green,
Mine pined and perished. Give the flock, instead,
This parable.“

Eine der nächsten Scenen spielt in der Stadt Nauvoo; der Tempel ist halb fertig und eine große Versammlung wartet auf den Propheten, der bloßköpfig und mit einem weißen Mantel angethan, angeritten kommt. Die Leute werfen Zweige auf seinen Weg und die schöne Livia „a woman of the world“, wie sie im Personenverzeichnisse genannt wird, bezaubert ihn durch ein Lied und durch ihre sehnsüchtigen Blicke dermaßen, daß er sich von ihr krönen läßt und ihr dafür auf ihr ausdrückliches Verlangen die Gabe verleiht, in fremden Zungen reden zu können, wovon sie auch augenblicklich eine Probe ablegt. Jetzt hatten also die Leute ein Wunder, und was für eins! Oder ist Bayard Taylor hier auf einmal ironisch geworden? Es scheint beinahe so, wie er denn überhaupt auch den Propheten sehr häufig und dem Anscheine nach gegen seine Absicht in einem zweideutigen Lichte erscheinen läßt, so daß man oft nicht weiß, ob man es mit einem abgefeimten Betrüger oder mit einem aufrichtigen religiösen Schwärmer zu thun hat. Kraft's Auftreten ist desto klarer; er hat sich in das Vertrauen des Propheten gestohlen und fängt

bereits an, gegen ihn zu conspiriren und ihn aus seiner Stellung zu verdrängen, um sie selber einzunehmen.

Im dritten Akte, der an poetischen Schönheiten sehr reich ist, wird die Peripetie bestimmter vorbereitet. Zwietracht ist unter den Gläubigen ausgebrochen; Kraft hat bereits für die Vielweiberei erfolgreich Propaganda gemacht und auch der Prophet hat seiner Frau aus der Bibel klar nachgewiesen, daß die Polygamie ein göttliches Institut sei. Livia schwärmt ebenfalls dafür, denn nur dadurch kann sie in den ersehnten gesetzlichen Mitbesitz des Propheten kommen. Die Nichtgläubigen nehmen natürlich Anstoß an dem unmoralischen Treiben dieser sonderbaren Heiligen und die Vorbereitungen für und gegen die hereinbrechende Katastrophe nehmen den vierten Akt größtentheils in Anspruch.

Im fünften Akt schreitet die hochlöbliche Polizei ein, um den Propheten zu verhaften. Livia beredet seine Leute zum Kampf auf Tod und Leben und feuert sie durch ein für diese Gelegenheit von ihr verfaßtes Gedicht an. Das Gefecht beginnt und gerade als der Prophet sich ergeben will, um dem Blutbade ein Ende zu machen, wird er von einer Kugel tödlich getroffen und stirbt, nachdem er vorher unter der größten Anstrengung eine lange Abschiedsrede gehalten hat, in den Armen seiner Frauen Rhoda und Livia. Kraft zeigt in der Geschwindigkeit an, daß er jetzt die Leitung der neuen Religionsgemeinde übernehmen werde und enschlüpft dann glücklich den Händen der Polizei. Darnach fällt der Vorhang.

Das Stück ist, wie bereits angedeutet, reich an poetischen Schönheiten, besonders an gedankenreichen Gleichnissen; ein Bühnenstück wird es jedoch nie werden. Auch sind die einzelnen handelnden Personen viel zu wenig durch

einen charakteristischen Unterschied in der Sprache individualisirt und da, wo es der Verfasser versuchte, bleibt er hinter seiner Aufgabe zurück. Das Thema eignete sich, wenn man den Helden von einer bestimmten Charakterseite konsequent behandelte, viel eher zum Texte für eine Operette, wie denn auch der Verfasser den melodramatischen Grundzug des Werkes durch die vielen eingestreuten Lieder hinlänglich gekennzeichnet hat.

In Taylor's zweitem dramatischen Gedichte „The Masque of the Gods" treten Brahma, Elohim, Ahriman, Jupiter, Apollo und zahlreiche andere Götter als handelnde Personen auf und die Rolle des Chors ist Höhlen, Meeren, Bäumen u. s. w. übertragen. Alles predigt hier Entwicklung und als höchstes Ideal die Schönheit.

„Prince Deukalion" war sein dramatischer Schwanengesang. Es erschien derselbe an dem Tage, an dem der Dichter aus dem Leben schied und bildet gewissermaßen eine Fortsetzung zum „Schauspiele der Götter". Daß das Studium des Goethe'schen „Faust" auf diese Dichtung großen Einfluß ausübte, ist auf den ersten Blick ersichtlich. Die Grundidee desselben ist in der Schlußstrophe enthalten:

„For Life whose source not here began,
Must fill the utmost sphere of Man,
And, so expanding, lifted be
Along the line of God's degree,
To find in endless growth all good, —
In endless toil beatitude." *)

---

*) Ueber Bayard Taylor siehe pp. 258—288 „Aus dem amerikanischen Dichterwald" von Dr. Rudolf Doehn (Leipzig 1881).

James Freeman Clarke.

Der alte Spruch ‚Ex Oriente lux' hat auch für Amerika volle Bedeutung; denn auch hier ging die geistige Sonne zuerst im Osten auf. Sie war allerdings anfangs schwer von dichten Morgennebeln umlagert, aber so sehr auch das Puritanerthum den Durchbruch der Strahlen religiöser Freiheit durch allerlei dem Geiste des finsteren Mittelalters würdige Maßregeln zu verhindern suchte, es ward doch allmälig Tag und jene engherzigen Pioniere mußten sich mit dem Gedanken aussöhnen, daß Amerika nicht allein das Land der politischen Freiheit sei, sondern daß man darin ohne Einmischung des Staates auf seine Façon selig werden wolle und könne. Da der Osten Amerika's zuerst und zwar von ausdauernden, keine Noth und Gefahr scheuenden Pionieren besiedelt wurde, so entwickelte sich daselbst auch zuerst ein unabhängiges und wohlhabendes Bürgerthum, welches zugleich ein Hort der öffentlichen Erziehung und Bildung wurde. Die Kirche ward allmälig als einfache Privatsache, mit welcher der Staat nichts zu thun hatte, betrachtet; dadurch wurde es

dem Bürger möglich gemacht, seiner religiösen Meinung ungestört zu huldigen und derselben durch einen entsprechenden Cultus Ausdruck zu verleihen. Es entstanden nun allerdings zahlreiche neue Secten, und viele Gemeinden, die früher durch äußeren Zwang zusammen gehalten worden waren, spalteten sich in kleinere Fractionen; das eigentliche religiöse Leben aber gelangte durch diese Freiheit erst zur wahren Entfaltung. Die religiösen Fragen der Zeit wurden eifrig von Geistlichen wie von Laien studirt und indem dabei die Geister sehr häufig auf einander platzten, so hatte dieses doch zur Folge, daß der Einfluß des finsteren Puritanerthums von Tag zu Tag abgeschwächt wurde und eine freiere Luft durch die Kirchenräume von Neuengland zog. Mit der wachsenden allgemeinen Bildung des Ostens verlor die lieblose, unwahre Dogmenreligion eine Schanze nach der anderen und die freie, auf individueller Ueberzeugung beruhende Gesinnung brach sich immer mehr und mehr Bahn.

In dieser Richtung waren hauptsächlich die Unitarier thätig, deren Prediger hauptsächlich durch ihre schriftstellerische Thätigkeit einen heilsamen Einfluß auf die religiöse Gestaltung ihrer Zeit ausübten. Man kann nun ruhig sagen, daß jeder gebildete Amerikaner, dem das Gefühl der Religion noch nicht ganz und gar abhanden gekommen ist, zu den Unitariern gehört. Dieselben legen auf die Aufstellung eines Glaubens-Bekenntnisses durchaus keinen Werth; denn sie wissen sehr wohl, daß es eine Unmöglichkeit ist, durch ein solches papierene Instrument alle berechtigten Ansichten zu befriedigen und daß ferner dadurch dem blinden Buchstabenglauben wieder ein neuer Anhaltspunkt geschaffen wird. Auch Abendmahl und Taufe

haben für den Unitarier nicht die heilige Bedeutung wie für den orthodoxen Christen; Jesus ist ihnen einfach ein erhabener Volkslehrer aus Nazareth, den die Menschheit infolge der ihm innewohnenden seltenen Eigenschaften zu einem Gotte gestempelt hat.

Einer der einflußreichsten Vertreter des Unitarianismus in Amerika war der Bostoner Geistliche Dr. James Freeman Clarke, dessen Schriften wir hier einer eingehenden Besprechung unterwerfen wollen.

Seine zuerst 1852 und seitdem in mehreren Auflagen erschienene Schrift „Christian Doctrine of Forgiveness" ist im Ganzen genommen wohl sein schwächstes Produkt, hat aber insofern für den Theologen von Fach Werth, indem er darin manche Bemerkung über das Dogma von der Rechtfertigung durch den Glauben findet, die er sich beherzigen sollte.

Clarke's „Christian Doctrine of Prayer" (1854, 8. Aufl. 1874, Boston) ist hingegen ein viel gehaltvolleres und tieferes Werk, das mit Recht in gewissen Kreisen eine große Popularität genießt. Es gibt — dies ist ungefähr der Gedankengang desselben — zweierlei Gebete, nämlich ein Gebet des Glaubens und eins der Form oder der Gewohnheit. Die Leute verlangen also entweder von ihrem Gotte, daß er ihnen zu Gefallen womöglich die Sonne stillstehen lasse oder sie verrichten ihr regelmäßiges Gebet, weil es ihnen einmal so befohlen worden ist. Letztere Form ist im Aussterben begriffen und da auch die erstere nur selten ihrer Aufgabe praktisch entsprach und man fand, daß die Sonne so gut über den Gerechten wie über den Ungerechten scheint und kein Flehen einer Feuersbrunst oder Wasserfluth Ein-

halt zu bieten vermochte, so hat auch sie entweder das Beten ganz beseitigt oder zu anderen Ideen Veranlassung gegeben.

Clarke verwirft das Beten übrigens durchaus nicht, sondern sucht es vielmehr mit der Vernunft und dem Zeitgeiste in Einklang zu bringen. Beten und Arbeiten ist ihm eins; wer Recht thut, ist Gott angenehmer als derjenige, der lange Gebete hersagt. Die Weisen und Gelehrten unserer Zeit bringen nicht die Nacht auf den Knieen vor Gott zu, sondern sie sitzen am Studirtische, sinnen dort auf neue Wahrheiten und neue Mittel, wie man drückende Uebelstände beseitigen kann. Die Heiligen unserer Tage träumen nicht; sie haben keine Visionen und werden auch nicht in den siebenten Himmel entrückt, sondern sie gehen frisch hinaus unter die Menschen, errichten Institute für Blinde und Irrsinnige, gründen Bildungsvereine, sorgen für Verbesserung des Erziehungswesens und wissen vor allen Dingen, daß die Erlösung der Menschheit nicht vor zweitausend Jahren stattgefunden hat, sondern daß dieselbe in der Gegenwart angebahnt werden soll.

Nach der Ansicht Clarke's ist es die Aufgabe der Theologen, den Frieden, aber keine dogmatische Streitigkeiten zu bringen. Der wahre Friede aber kann nur durch die Befriedigung beider Parteien, der orthodoxen und rationalen, hergestellt werden und dies geschieht nicht dadurch, daß man die sich darbietenden Schwierigkeiten ignorirt, sondern dadurch, daß man ihnen vorurtheilsfrei begegnet. Wenn nun Clarke sagt, daß ein religiöser Mensch keinen Widerspruch zwischen Glauben und Vernunft kenne, so ist zu berücksichtigen, daß er unter ‚faith' einen Glauben an etwas über alle Zweifel Erhabenes

versteht. Für einen Fortschrittsmann ist überhaupt Clarke noch immerhin orthodox genug; ein Kämpfer jedoch für die Freiheit innerhalb der religiösen Gemeinschaft hat auch seine culturhistorische Bedeutung.

Das Beten setzt den festen Glauben an einen Gott voraus, und da die Gottesidee zu allen Zeiten eine verschiedene gewesen ist, so war natürlich auch die Form des Betens der Veränderung unterworfen. Clarke nun sieht in Gott einfach den Geist der moralischen Weltordnung, wie er sich in der Natur, und in dem Leben des einzelnen Menschen und der Nationen manifestirt. Sein Wesen ist die Liebe; sein Wille ist frei und daher kann er auch die Gesetze der Natur nach Belieben ändern, was mit anderen Worten so viel heißt, als daß er dem betenden Menschen zu Liebe Wunder thun kann. Ein Wunder jedoch ist für Clarke durchaus keine Aufhebung der Naturgesetze, sondern nur eine Thätigkeit innerhalb uns unbekannter Gesetze. Wie so viele moderne Theologen, die da gefunden haben, daß sich der dogmatische Wirrwarr nicht mit dem Geiste der Zeit vereinigen läßt, eine Vereinigung zwischen Religion und Wissenschaft anzubahnen suchen, so stellt sich auch Clarke diese unlösbare Aufgabe und Alles, was er damit erzielt, ist, daß aufrichtige Anhänger der Orthodoxie ihm Concessionen machen müssen, weiter aber nichts.

Clarke gibt eine ausführliche, populäre Darstellung der biblischen Ansichten vom Gebete und unterwirft dieselben einer ruhigen Prüfung, wodurch er mitunter den Orthodoxen schwere Nüsse zu knacken gibt. Alles, was Clarke schreibt, zeugt von eigener, unabhängiger Forschung; ein blinder Nachbeter und Nachtreter ist er

nicht, doch fehlt es ihm mitunter an Entschiedenheit und Energie.

Seine Ansichten über das Seelenleiden Jesu in Gethsemane sind sehr hausbacken und hat er es nicht verstanden, das psychologische Geheimnis desselben zu ergründen, wie es z. B. dem verstorbenen Heinrich Lang so meisterhaft gelungen ist.*) Allerdings war Lang auch eine poetisch angelegte Natur, der im hohen Grade die Gabe besaß, geheime Seelenstimmungen zu erforschen, wodurch er zugleich auch wieder auf das menschliche Gemüth gewaltig einwirken konnte; Clarke jedoch ist mehr ein kalter Verstandesmensch und zeigt sich als solcher auch in seinen wenigen Gedichten.

In „Orthodoxy, its Truths and Errors“ (1856. 12. Aufl. 1878) betrachtet er das Wesen des Protestantismus und vertheidigt das Recht der individuellen Forschung. Da nun mit der Zeit in der Kirche die Privatmeinungen einzelner hervorragender Leiter zur unfehlbaren Autorität und zum starren Gesetze geworden sind, die da hartnäckige Vertreter gefunden haben, so ist es endlich einmal an der Zeit, das Recht der freien Forschung zur ungeschmälerten Geltung zu bringen. Denn der Protestantismus soll Leben und Bewegung, aber keine abgethane Sache sein. Dies ist die leitende Idee des genannten Buches, das der Vorurtheilsfreiheit und Wahrheitsliebe des Verfassers das günstigste Zeugnis ausstellt. Die protestantischen Secten bekämpfen sich fortwährend im unchristlichsten Tone und legen schonungslos ihre Schwächen und Irrthümer dem Publikum vor; Clarke unterzieht sich

*) Siehe dessen „Religiöse Reden“. 2. Band, Zürich, 1875.

nun der Mühe, einmal die guten Seiten derselben aufzudecken.

Das Wort „Orthodoxie“ hat nun zu allen Zeiten in gewissen Kreisen mit Recht einen schlechten Klang gehabt; denn man versteht ja doch nichts anderes als das Kleben und Festhalten an dem tödtenden Buchstaben darunter, einerlei ob dies den Ergebnissen der exacten Wissenschaften Hohn spricht oder nicht, weshalb denn auch schon Erasmus sagte: „Non idem esse theologum esse et sapere“. Jede protestantische Secte nennt sich natürlich orthodox und ist daher verpflichtet, der anderen den Krieg zu erklären. Die Orthodoxie hängt auch nicht von der Majorität der sectirerischen Vertreter ab, ebenso wenig wie von der geographischen Vertheilung; denn was man z. B. in den Neuenglandstaaten noch dafür hält, gilt im Süden als verdammenswerthe Ketzerei. Wenn die Majorität den Ausschlag gäbe, so müßten alle Christen, im Falle sie ihr ewiges Seelenheil nicht verscherzen wollten, wenigstens Trinitarier sein. Kein Glaubensbekenntnis aber hat bis jetzt alle Menschen zu befriedigen vermocht und es liegt in der Natur der Sache, daß es niemals geschehen wird.

Clarke’s anziehend und gründlich geschriebenes Buch über die Orthodoxie sollte sich in den Händen jedes Theologen und Culturhistorikers befinden, und wenn auch nicht jeder damit übereinstimmen wird, so wird er doch Anregung zum Weiterdenken genug daraus erhalten. Das Prinzip der freien Forschung kann nicht kräftig genug verfochten werden; denn geben dies einmal die Christen auf, so müssen sie sich alle folgegerecht unter die Autorität der katholischen Kirche stellen.

Mit den Clarke’schen, in diesem Werke vertretenen

Ansichten wird übrigens weder der professionelle Theolog noch der Rationalist übereinstimmen; dem ersteren sind sie zu rationalistisch und dem letzteren zu orthodox. Auch der Clarke'sche Wunderglaube wird wenig Befriedigung erwecken. Der Verfasser aber ist Theologe und dieselben haben zu allen Zeiten bekanntlich das Wunder für das liebste Kind des Glaubens gehalten. Wunder gibt es nach Clarke, aber dieselben stehen mit bis jetzt unbekannten Gesetzen im Einklang. Auch Christus erweckte Todte und heilte Kranke durch seinen Einfluß auf die Natur des Menschen; wie dies nun geschehen sei, könne nicht erklärt werden und gehöre überhaupt auch nicht zum Wesen der Religion. Christus that deshalb auch niemals Wunder, um die große Masse von seiner Sendung zu überzeugen. Wunder aber sollen uns beweisen, daß es ein höheres Wesen gibt und daß die Welt durchaus keine nach den Gesetzen der Physik und Mechanik construirte Maschine sei. Als ein Zeichen unbekannter Kräfte, die zuweilen in hochbegabten Naturen schlummern, werde uns auch die Zukunft Wunder bringen; denn ein Wunder sei zuletzt nicht wunderbarer als die Natur selbst. Es ist dies einfach eine theologische Umschreibung des Shakespeare'schen Satzes, daß es zwischen Himmel und Erde noch Manches gibt, wovon sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt; doch man sieht daraus zur Genüge, wie schwer es selbst einem sonst so klar denkenden Geistlichen wie Clarke wird, jenen Aberglauben gänzlich aufzugeben und einfach das Vorkommen der Wunder in das Zauberreich der Phantasie zu verweisen. Auch der vorhin erwähnte Heinrich Lang sagt in einer seiner Predigten, daß sich über Wunder allenfalls noch streiten lasse, womit er sich, trotzdem der Geist seiner

Schriften durchaus jenem „liebsten Kinde“ abhold ist, doch für mögliche Angriffe den Rückzug decken wollte.

Wer nicht jedes Wort der Bibel für eine directe Inspiration des heiligen Geistes hält, ist nach Ansicht der orthodoxen Geistlichen unrettbar der Hölle verfallen. Die Rationalisten hingegen halten die Verfasser der biblischen Bücher in der Weise inspirirt, wie es die Dichter der Iliade, des Nibelungenliedes, der göttlichen Komödie oder des Faust waren. So will denn auch Clarke Alles in der Bibel prüfen und das Beste behalten; denn der Glaube, der da z. B. die Geschichte Simson's, der Sintflut, des Umblasens der Mauern von Jericho, des Aufenthaltes Jonä im Walfischbauche rc. verdauen kann, hat den Unglauben und Atheismus mehr befördert als alle wissenschaftliche Forschungen.

In Bezug auf die Inspiration der Bibel lassen übrigens die Amerikaner schwer mit sich reden. Als Agassiz kurz nach seiner Ankunft in Amerika im Lowell-Institute zu Boston Vorlesungen über Geologie hielt und in der ersten die biblische Schöpfungsgeschichte etwas unglimpflich behandelte, wurde ihm dies gewaltig übel genommen, und da er aus der Speichelleckerei ebenfalls ein Specialstudium gemacht hatte, so nahm er in der nächsten Vorlesung seine Worte zurück und sagte, er habe es nicht so gemeint. Um sich den Herren Amerikanern besonders gefällig zu erweisen, trat er späterhin auch gegen Darwin auf, der einmal der Mehrzahl derselben ein Dorn im Auge ist; kurzum, er verstand es trefflich, den nationalen Vorurtheilen zu schmeicheln und hat daher in mehr als in einer Beziehung das ihm von Vogt in einem Nekrologe nachgeschleuderte Epitheton „Humbugger“ verdient. Der

Geologe Prof. Alexander Winchell, der doch früher ein methodistischer Theologe war, hat auch einmal seinen Lehrstuhl wegen antibiblischer Gesinnung wechseln müssen und der „kosmische“ Philosoph John Fiske hat hauptsächlich seiner Vorliebe für Darwin wegen seine Professur am Harvard-College aufgeben müssen.

Ist nun einmal die Bibel das unantastbare Wort Gottes, so muß sie höher stehen als alle menschliche Vernunft und Wissenschaft; letztere sollte alsdann umkehren und erstere, um mit Luther zu reden, unter die Bank gewürgt werden.

Den Katholiken ist die Kirche Autorität; den Protestanten aber die Bibel. Geben wir also zu, daß letztere in einigen Punkten irrt, so hat sie schon keinen autoritativen Werth mehr. Clarke sagt nun, die Verfasser der Bibel seien ebenso inspirirt gewesen, wie der Erfinder der Dampfkraft oder des Buchdruckes; sie schrieben über Religion und Moral, aber wo sie sich in andere Fragen einlassen, hören sie auf, glaubwürdig zu sein.

Dem ergiebigen Thema von der Sünde widmet Clarke ebenfalls ein ausführliches Kapitel. Die Theologen haben bisher den Menschen so schlecht gemacht und gesagt, alles Gute in uns verrichte nur Gott, daß viele gar nicht einmal den Versuch gemacht haben, selber etwas Gutes zu thun. Da, wo es heißt, man könne nur aus Gnaden infolge seines Glaubens selig werden, hat man zuletzt auch den guten Werken keinen Werth mehr beigelegt. Clarke sucht daher den Vermittler zwischen diesen sich schroff gegenüber stehenden Ansichten zu spielen, wie er sich denn überhaupt in der Rolle des Vermittlers außerordentlich zu gefallen scheint.

Die Wiedergeburt faßt er nicht im Sinne der Methodisten als einen plötzlichen, vom heiligen Geiste ausgegangenen Act auf, sondern er versteht darunter eine allmälige Vervollkommnung des menschlichen Geistes.

Da die Frage, ob Christus Gottes Sohn und mithin die zweite Person der Gottheit sei, eine Lebensfrage der Unitarier ist, so gibt Clarke eine gedrängte, aber immerhin ausführliche Entwicklungsgeschichte jenes Dogmas und spricht sich dann ganz entschieden in dem Sinne seiner speciellen Secte aus. Christus, sagt er, hatte einen menschlichen Körper, Gott aber hingegen ist ein Geist. Christus selber erklärte, daß sein Vater größer sei als er und daß er aus sich nichts thun könnte. Fernerhin macht Jesus die Mittheilung, daß es Dinge gebe, die er nicht wisse; Gott aber wisse Alles. Wenn die Apostel sagten, Gott sei in Jesum gekreuzigt worden, so hatten sie von ihrem Standpunkt aus vollkommen Recht; wenn man aber daraus folgert, Jesus sei Gott gewesen, so geht man zu weit.

Christi Versöhnungstod und dessen Bedeutung ist von jeher ein heikler Punkt für die Theologen gewesen und während die Katholiken, Methodisten, Lutheraner und Presbyterianer herrlich mit dem Dogma von der Dreieinigkeit übereinstimmen, haben sie über das genannte Thema ganz verschiedene Ansichten. Clarke macht denselben gegenüber die geistreiche Bemerkung, daß Jesus erst durch seinen martervollen Tod Einfluß auf die Menschheit erlangt habe, wie denn auch Renan am Schlusse seines epochemachenden Werkes über den edlen Volkslehrer aus Nazareth so schön sagt, daß Christi Leiden stets die edelsten Herzen rühren und seine Legende stets Thränen

hervorrufen werde. Der Tod Jesu hat also dieselbe ethische Bedeutung für die Menschheit wie der des Sokrates, des Savonarola oder des John Brown.

Clarke tritt natürlich auch als Kämpe für die individuelle Unsterblichkeit ein, ohne jedoch dafür neue und befriedigende Beweise zu liefern. Doch sagt er im Gegensatze zu seinen Kollegen von der alten Schule, daß sich der Mensch nicht täglich auf den Tod, sondern vielmehr auf das Leben vorbereiten solle, da nach dem Tode ein Anderer für ihn sorgen werde.

Von einer ewigen Höllenstrafe will er eben so wenig wie von dem Seligwerden durch Furcht und Zittern wissen. Wenn eine Hölle mit einem Satan existire und Gott könne den letzteren nicht vernichten, so sei er wenigstens nicht allmächtig; außerdem mache eine ewige Bestrafung Gott zum Barbaren, wohingegen er doch als Gott der Liebe verehrt wird.

Die ideale christliche Kirche, wie sie Clarke anstrebt, wäre der Himmel auf Erden. Dieselbe bekümmert sich um keine Dogmen, oder bekriegt sich wenigstens deshalb nicht. Eine solche Kirche aber hat weder die Vergangenheit noch die Gegenwart aufzuweisen und sie bleibt daher der Zukunft vorbehalten. Die katholische Kirche besitzt Einheit, aber keine Freiheit; die protestantische hat Freiheit, aber keine Einheit; die Kirche der Zukunft aber soll beides in sich vereinen.

Um den Islam hat man sich in Amerika im Allgemeinen wenig bekümmert und sich damit begnügt, seine Kenntnisse der Religion hinten in der Türkei aus dem seichten, aber anziehend geschriebenen Werke Washington Irvings zu schöpfen. Clarke's bezüglicher Aufsatz ist

nichts anders als eine Condensation der Forschungen von A. Sprenger und William Muir.

Schließlich vergleicht Clarke die besprochenen zehn Religionen mit dem Christenthum und kommt, da der Mensch einmal ein religiöses Geschöpf ist und die Religion bei den meisten weltgeschichtlichen Begebenheiten die hervorragendste Rolle spielte, zu dem Schlusse, daß nur die Lehre Jesu alle Völker mit neuen moralischen Ideen inspiriren und sie schließlich in eine große Familie vereinigen könne. Clarke's Christenthum aber soll sich stets an die Erforschungen auf anderen Gebieten anlehnen und Alles, was an Wahrem, Schönen und Guten der Menschheit nur geboten wird, gleich in sich aufnehmen. Das Christenthum ist ihm also eine wachsende Religion und befindet sich in beständiger Entwicklung. Es hat die Aufgabe vor allen Dingen überall den Frieden zu verkünden, damit ein Hirt und eine Heerde werde. Es sind dies schöne Gedanken, die aber, wie es bisher den Anschein gehabt hat, mehr für ein Reich der Träume als für die Wirklichkeit passen.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich von selbst, daß die Unitarier noch die freiesten Christen und daß ihre Predigten nur Vorlesungen über Moral und Philosophie sind. Währenddem nun das orthodoxe, von Aberglauben geschwängerte Christenthum, das die hirnverbrannten Dogmen geschaffen und im Interesse derselben die Schutthaufen angesteckt und mit Kerker und Henkerbeil fleißig gearbeitet hat, sich offenbar von Jahr zu Jahr mehr in die untersten, ungebildetsten Volksschichten rückwärts concentrirt, sind die wirklich erhabenen Ideen desselben, wie die Feindesliebe und die Duldsamkeit, nur in aufge-

klärten, vorurtheilsfreien Kreisen cultivirt worden, und zu diesen gehören in erster Linie die Unitarier.

In den „Essentials, and Non-Essentials of Religion“ (Boston 1878) spricht sich Clarke entschieden gegen den verderblichen, aus dem Buchstabengeiste hervorgegangenen Sectengeist aus. Er sagt, in Boston befänden sich 180 Kirchen die zehn verschiedene Secten repräsentirten; was könnten nun dieselben nicht leisten, wenn sie mit vereinten Kräften gegen den überhand nehmenden Pauperismus, die Unmäßigkeit, Ignoranz, überhaupt gegen alle sozialen Uebelstände kämpften? Zu einer solchen Agitation könnten und sollten sich alle Kirchen ohne Ausnahme vereinigen, denn die Episcopalen könnten alsdann ruhig ihre Bischöfe behalten und die Baptisten sich ohne irgend welche Beanstandung ins Wasser tauchen lassen. Die große Zahl der Secten Amerika's sind übrigens, wie gesagt, ein Beweis für das rege, religiöse Leben im Volke, und es ist daher sehr klug vom Staate, daß er sich principiell nicht in Religionssachen mischt. Daß in allen Fragen der Religion keine zwei Menschen auf der weiten Erde mit einander übereinstimmen, ist eine Thatsache, der leider eine allgemeine Anerkennung noch nicht geworden ist.

„Ten Great Religions: an Essay in Comparative Theology“ (1871), ein stattlicher Octavband von über 500 Seiten, dessen einzelne Abschnitte früher zum Theil im „Atlantic Monthly“ veröffentlicht wurden, ist ein Werk, das dem Fleiße und der Gelehrsamkeit des Verfassers das günstigste Zeugnis ausstellt. Seine zahlreichen Quellen hat er mit kritischer Schärfe benützt. Er setzt darin die weltgeschichtliche Bedeutung der Hauptreligionen der Menschheit in lesbarer Sprache auseinander und liefert

somit ein Buch, wie es Amerika bis jetzt gefehlt hat. Vor dem Erscheinen desselben war in Amerika auf diesem Gebiete ungemein wenig geleistet worden, und die einzigen nennenswerthen Werke bestanden in Alger's „Doctrine of the Future Life“, Lydia Maria Child's „Progress of Religions Ideas“ und in Cocker's „Christianity and Greek Philosophy“ Brinton's „Religions Sentiment“, Johnson's dreibändiges Werk „Oriental Religion“ und Prof. Anderson's werthvolle „Norse Mythology“ sind erst später erschienen. Clarke hat später zu seinen „Ten Religions“ einen Ergänzungsband erscheinen lassen.

In diesem Werke bekundet der Verfasser seine edle Vorurtheilsfreiheit auf's Neue und läßt, was den orthodoxen Theologen bekanntlich so schwer fällt, jedem Religionssysteme sein Recht widerfahren. Wo er etwas Gutes entdeckt, da erkennt er es bereitwillig an; wo er sich mißbilligend auszusprechen genöthigt sieht, geschieht dies ruhig und maßvoll und trotzdem er stets der christlichen Religion vor allen anderen entschieden den Vorzug gibt, zeigt er sich doch nirgends als starrer Zelote.

Er bespricht zuerst Confucius und die Chinesen. Da nun Confucius gesagt haben soll, daß der wahre Retter der Menschheit im Westen gesucht werden müsse, so gibt dies Clarke die gewünschte Gelegenheit, auf denselben deutlicher hinweisen zu können. Großen Werth legt er daher auf den 1868 zwischen China und den Vereinigten Staaten abgeschlossenen Vertrag, welcher den Amerikanern erlaubt, sich im himmlischen Reiche aufzuhalten und daselbst für das Christenthum zu missioniren. Aber die Amerikaner besitzen, ebensowenig wie die Engländer, die Kunst, ein fremdes Land zu civilisiren; sie

bringen ihnen natürlich gerne die Bibel und allerlei fromme Traktätchen, sehen sich aber dabei stets nach der Gelegenheit um, von den Schätzen, die weder Motten noch Rost verschonen, so viel wie möglich an sich zu ziehen. Wer sich nun einen Begriff von dem „civilisatorischen" Auftreten der Amerikaner in China machen will, dem rathen wir an, unter Anderem einmal das Kapitel „Introduction to China" in Pumpelly's Werk „Across America and Asia" (New-York 1870) aufmerksam durchzulesen. *)

Clarke's Abhandlung über den Brahmanismus beginnt mit einer biographischen Skizze des Engländers Sir William Jones, des europäischen Pioniers für das Studium der Sanskrit-Literatur. Dann gibt er eine gedrängte Uebersicht der drei Hauptsysteme der indischen Philosophie (Sankhya, Vedanta und Nyasa) nebst einigen Auszügen aus dem Rig-Veda. **)

Den Buddhismus nennt Clarke den Protestantismus des Ostens, da er die Priesterschaft bekämpft und den Hauptwerth der Religion auf die Ausübung der Moral, aber nicht auf Ceremonien legt. Clarke's Quellen bei der Ausarbeitung dieses Abschnittes waren hauptsächlich die

---

*) Da Clarke kein amerikanisches Werk über Confucius bekannt zu sein scheint, so erwähnen wir hier, daß Rev. A. W. Loomis i. J. 1867 zu San Franzisko „Confucius and the Chinese Classics" erscheinen ließ. Es ist dies ein lehrreiches, populär geschriebenes Buch, das zahlreiche Auszüge aus den Schriften des Confucius und Mencius enthält.

**) Ueber die Veden hat der amerikanische Gelehrte Whitney einige, tiefes Studium verrathende Abhandlungen in seiner „Oriental and Linguistic Studies" veröffentlicht.

Werke von Köppen, Lassen, Hardy, Bournof und Saint Hilaire. Das Interesse an Buddha und seiner Religion ist übrigens auch in Amerika im Zunehmen begriffen und hat z. B. Charles D. C. Mill 1876 zu Northampton in Massachusetts ein recht gut geschriebenes Werk über den indischen Heiligen veröffentlicht.

In Persien, dem Lande der Rose und Nachtigall und der Heimath von Saadi und Hafis, finden wir die Religion Zoroasters. Da man über den Stifter derselben auffallend wenig weiß, so theilt Clarke hauptsächlich Auszüge aus dem Zend-Avesta, der Liturgie der Parsen und dem Bundehesch, das dieselben ergänzende Werk, mit.

Das Kapitel über die scandinavische oder vielmehr germanische Mythologie ist offenbar mit großer Vorliebe für das betreffende Thema ausgearbeitet worden. Da damals Anderson's Compendium der nordischen Mythologie (Chicago 1875) noch nicht erschienen und jenem Gegenstand überhaupt wenig Aufmerksamkeit in Amerika geschenkt worden war, so ist das Verdienst Clarke's, seine Landsleute mit den Bewohnern Asgards bekannt zu machen, gewiß nicht zu unterschätzen. Er bereitete mit dieser Abhandlung den Anderson'schen Werken den Weg und es ist erfreulich wahrzunehmen, welches Interesse besonders in den letzten Jahren der Amerikaner an den Helden der Edda und des Nibelungenliedes nimmt.*) Clarke entwirft ein sehr anschauliches Bild der altdeutschen Götterlehre; er führt uns an die Weltesche, zeigt uns

---

*) Von letzterem gab Auber Forestier, (Frl. A. Aubertine Woodward in Philadelphia) i. J. 1877 zu Chicago eine Prosaübersetzung unter dem Titel „Echoes from Mist-Land“ heraus.

den Fenrir, die Migardschlange und erklärt uns das Geheimnis der Götterdämmerung. Aus dem Havamal gibt er zahlreiche Auszüge; doch wäre es, beiläufig gesagt, passender gewesen, er hätte jenes Runenlied mit dem Dhammapada anstatt mit dem Hitopadesa verglichen.

Auch der jüdischen Religion und den patriarchalischen Vertretern derselben widmet Clarke einen reichhaltigen Abschnitt; doch hätten wir gerne gesehen, wenn er den Karakter des Abraham, David und anderer „Gottesmänner" in das rechte Licht gestellt hätte. Bei der Besprechung der Schriften Salomos wären schon deshalb einige Bemerkungen über das Hohelied angebracht gewesen, weil noch die meisten Amerikaner mit der albernen Idee behaftet sind, dasselbe beziehe sich auf die christliche Kirche.

Clarke's „Steps of Belief", ein aus öffentlichen Vorlesungen hervorgegangenes Werk, in dem er den rationellen Inhalt des Christenthums gegen Atheismus, Freigeisterei und Katholicismus vertheidigt, erschien 1870 (6. Auflage 1876.) Auch darin bespricht er die alten Haupt- und Lebensfragen der Theologie und macht den Versuch, dieselben mehr vom Standpunkte des Philosophen aus zu erörtern. Daß der Mensch aus Leib und Seele bestehe, motivirt er hauptsächlich dadurch, daß das die Menschen zu allen Zeiten ohne Weiteres so angenommen hätten; aber dies ist ein sehr lahmer Beweis, denn die Wahrheit hängt niemals von der Majorität ab. Doch da alle Religionssysteme die Existenz einer unsterblichen Menschenseele als etwas, das sich von selbst versteht, voraussetzen und mithin auch die Unitarier eine solche annehmen müssen, so ist es leicht erklärlich, daß ihnen selbst ein

jeder Scheinbeweis willkommen ist. Clarke vergleicht den dualen Menschen mit einem Musiker; sobald das Instrument desselben unbrauchbar geworden ist, kann er seine Kunst nicht mehr zeigen und es ist nöthig, daß man ihm ein neues zur Verfügung stellt. Wird der Körper, das Instrument der Seele, gebrechlich, so hat dieselbe keine Gelegenheit mehr, ihre wahren Kräfte äußern zu können; man gebe derselben also eine neue Hülle, oder einen „spirituellen Körper", wie sich Clarke ausdrückt, und alsobald wird dem Uebel abgeholfen sein.

Dies riecht allerdings stark nach Swedenborg und dem modernen Spiritualismus. Ueberhaupt sind die meisten Vergleiche Clarke's hinkend und durchaus nicht geeignet, die Lehren der monistischen Philosophie entkräften zu können. Aehnlich verhält es sich mit seinen Beweisen von der Existenz Gottes. Seine in einer Anmerkung dargestellte Ansicht von dem moralischen Muthe der Atheisten zeigt, daß er doch nicht so ganz vorurtheilsfrei ist, wie man sonst glauben mußte; er theilt vielfach in diesem Punkte die landläufige Ansicht der Amerikaner, die unter einem Materialisten einen Menschen von niedriger, nur auf das Aeußere gerichteten Gesinnung verstehen.

Vom Katholicismus behauptet Clarke, daß er dem Geiste der amerikanischen Institutionen widerstrebe und daß uns daher in dieser Hinsicht dahier noch ein Conflict bevorstehe; damit mag er vollkommen Recht haben.

Clarke's „Common Sense in Religion" (1873) ist allerdings kein gesunder Menschenverstand Thomas Paine's, denn der Verfasser ist doch mehr conservativ als radikal; aber dieses Buch enthält doch manches Beherzigenswerthe.

Dasjenige, was man gewöhnlich unter dem gesunden Menschenverstande versteht, ist durchaus nichts Stabiles, sondern, es differirt je nach Ländern, Zeiten, Nationen und Religionen. Dem Fidschi-Insulaner sagt der gesunde Menschenverstand, daß das Menschenfleisch eine köstliche Speise sei; im Mittelalter war es eine selbstverständliche Sache, daß man die Ketzer verbrannte; der gesunde Menschenverstand der Jetztzeit und unseres Landes aber ist ein anderer und verlangt daher ebenfalls, daß man ihm Rechnung tragen müsse; denn er ist zuletzt doch stets die höchste Instanz, an die man in allen Fragen appellirt. Da man ihm nun in Sachen der Religion bis jetzt so ungemein wenig Rechnung getragen hat, so stellt sich Clarke die Aufgabe, ihn hier in seine Rechte einzuführen und sucht den Beweis zu führen, daß die von Christo und seinen Aposteln verkündete Lehre völlig mit ihm im Einklang stehe. Mit Ausnahme des Teufelsglaubens, dem der Verfasser scharf auf den Leib rückt, bringt er jedoch nur im Allgemeinen Wiederholungen von früher Gesagtem.

Clarke's 1880 in Boston erschienenes Werk „Self-Education" besteht aus einer Anzahl von Vorträgen über die physische, psychische und moralisch-religiöse Erziehung und Bildung. In der Einleitung sagt er, unsere Knaben besuchten die Schule von ihrem 7. bis zum 21. Jahre und in dieser Zeit sollten sie die Befähigung erlangt haben, irgend ein lateinisches oder griechisches Werk ohne Hilfe des Lexikons zu verstehen; außerdem sollten sie zwei oder drei moderne Sprachen fließend lesen können; sie sollten fernerhin mit Geologie, Chemie, Physik, Astronomie, Botanik und der Nationalökonomie vertraut sein.

Dieses Ziel aber werde nie erreicht und zwar deshalb, weil dem Unterricht überall das Naturgemäße fehle.

Clarke verlangt hier allerdings viel, ja zu viel; er muthet der Schule rein unmögliche Leistungen zu. Seine Bemerkungen über Erziehung und Unterricht sind hin und wieder recht treffend, aber stets blickt doch überall der Umstand durch, daß der Verfasser kein praktischer Schulmann war, der sich mit der Leistungsfähigkeit der Schule vertraut gemacht hatte. Die Unterrichtsmethoden werden nur langsam vervollkommt; der Unterrichtsstoff aber ist allmälig zu solchen Dimensionen angeschwollen, daß der sogenannte Spezialunterricht früher begonnen werden muß, als bis jetzt geschehen ist. Unsere Zeit ist die Zeit der Spezialisten; jetzt heißt es im kleinsten Punkte die höchste Kraft sammeln, wenn man nennenswerthe Leistungen erzielen will.

Ueber den degenerirenden physischen Einfluß des modernen Schulwesens hat Clarke manches Beherzigenswerthe zu sagen und er hat auch Gelegenheit genug gehabt, in dieser Hinsicht Beobachtungen machen zu können. Neuengland, seine Heimat, ist das Land der schwindsüchtigen, bleichen, ätherischen Jungfrauen, die sich in der Schule gute Censuren erworben haben. Ein frisches, rothwangiges Mädchen kann sich dort für Geld sehen lassen. Clarke ist daher ebenso stark für systematische gymnastische Uebungen und Bewegungen in der freien Natur eingenommen, wie sein Landsmann Higginson. Jeder Knabe soll den Gebrauch eines Handwerkzeuges erlernen und überhaupt in allerlei häuslichen Arbeiten bewandert sein, so daß er eine knarrende Thür in Ordnung bringen, eine geborstene Wasserröhre flicken, ein Pferd satteln und eine Kuh melken

kann. Die Mädchen sollen sich natürlich der edlen Kochkunst befleißigen, eine Zumuthung, die schwerlich die Beistimmung der Bostoner Ladies finden wird. Die neuengländischen Großmütter saßen gemüthlich beim Spinnrade oder strickten in ihren Mußestunden Strümpfe; ihre weiblichen Nachkommen jedoch befassen sich mit Kant und Hegel und verlangen, daß ihre Stimme im Kongreß gehört werde.

Mit Recht verlangt Clarke eine größere Berücksichtigung der Individualität des Schülers, als es bisher nicht allein in Amerika, sondern überall der Fall gewesen ist. Sobald aber die strengen Schulgesetze einen gewissen Grad von Kenntnissen als zur Graduation unbedingt nöthig genau spezialisiren und so lange man die besondere Tüchtigkeit des Schülers in dessen Lieblingsfach nicht ein etwaiges Deficit in anderen Unterrichtsfächern ausgleichen läßt, wird die Ausführung des betreffenden Verlangens einfach zur Unmöglichkeit und die Schule wird für die meisten Schüler wie bisher eine Qualanstalt bleiben. Dadurch, daß die Schüler infolge der bestehenden Regulative alle sozusagen über einen Kamm geschoren werden, wird die Zahl der Schablonenmenschen, Duckmäuser und Kriecher beständig vermehrt und die frischen, frohen, freien und gesinnungstreuen Karaktere werden immer seltener.

In dem Kapitel über Selbsterkenntnis stellt Clarke alles Ernstes die Behauptung auf, daß die Phrenologie das zuverlässigste Mittel sei, sich über seine Fähigkeiten und Neigungen zu informiren; jeder Schüler sollte daher phrenologisch untersucht werden, was auch der New-Yorker John Hecker in seinem Werke „The Scientific Basis of Education“ nachdrücklich befürwortete. Wären die Lehren

der Phrenologie wirklich über alle Zweifel erhaben, so sollte unbedingt eine jede Stadt einen offiziellen Schädeluntersucher anstellen, der dann zu konstatiren hätte, ob ein Schüler zum Studium der Astronomie oder des Kuhmelkens bestimmt sei.

Ueber die Erziehung des Gewissens hat Clarke einige treffliche Worte zu sagen. Käme der Teufel zu uns und böte uns alle Pracht und Herrlichkeit der Welt für unsere Seele, so würden wir sicherlich entrüstet ausrufen: „Hebe Dich weg, Satan!“ Aber der Teufel kommt heutigen Tages nicht mehr persönlich zu uns, um unsere Seele durch blutige Namensunterschrift zu verlangen; er tritt nicht mehr mit Pferdehuf und spanischem Mantel auf, sondern er naht sich uns in Gestalt der Sucht nach Gelderwerb, und raunt einem Jeden in's Ohr: „Siehe, im Geschäfte darf man es nicht so genau nehmen, denn durch skrupulöse Gewissenhaftigkeit geht ein jedes Unternehmen zu Grunde!“ Die ehrlichen Männer passen nicht mehr in die heutige Zeit, sie sind zu unpraktisch. Wer vorwärts kommen will, muß vor allen Dingen „smart“ sein. Wer seinem Nachbar nächtlich ins Haus bricht und ihm seine Werthsachen raubt, ist ein Dieb und wird als solcher bestraft; wer aber das Volk vermittelst käuflicher politischer Organisationen betrügt oder wer es versteht, die Aktien eines faulen Unternehmens in die Höhe zu treiben und ihnen einen lohnenden Markt zu verschaffen, der ist ein schlauer, brauchbarer Geschäftsmann, den man anstatt in's Zuchthaus in den Congreß schickt, damit er einen größeren Wirkungskreis findet.

Die Liebe zum Gelde wird von Clarke übrigens nicht als die Mutter aller Uebel hingestellt. Reich sein heißt:

ein schönes, geräumiges, mit allen modernen Verbesserungen versehenes Haus besitzen, schöne Kunstwerke und eine herrliche Bibliothek haben, dann und wann eine lehr- und genußreiche Reise machen und im Sommer ein Seebad besuchen; aber reich sein heißt auch: Hospitäler gründen, Armenhäuser unterstützen, Schulen gründen und Kirchenschulden tilgen. Die Liebe zum Gelde ist die Mutter der Klugheit, der Sparsamkeit, des Fleißes und der Geschicklichkeit.

Clarke's „Self-Education“ ist im Allgemeinen ein Buch voll nüchterner, praktischer Gedanken. Wenn in allen Kirchen Vorträge wie diese gehalten würden, so brauchten sich die Geistlichen nicht mit der Untersuchung der Frage zu beschäftigen, weshalb die christliche Predigt ihre Anziehungskraft verloren habe.

In Bezug auf Clarke's Biographie mögen einige der Februarnummer (1879) der „Golden Rule“, eines Bostoner Magazins, entnommene Notizen genügen.

James Freemann Clarke wurde am 4. April 1810 zu Hanover in New-Hampshire geboren. Er besuchte die Bostoner Lateinschule und späterhin Harvard College. Nachdem er von der Divinity School jenes College Abschied genommen hatte, ließ er sich als Unitarierprediger in Louisville, Kentucky, nieder, woselbst er sieben Jahre blieb und sich verheiratete. Auch gab er daselbst drei Jahre lang den „Western Messenger“ heraus, eine Zeitschrift, in welcher die ersten Gedichte Emerson's erschienen und für die O. W. Holmes und Dr. Channing literarisch thätig waren. 1840 ging er nach Boston und gründete daselbst eine eigene Gemeinde, deren Prediger er bis zu seinem Tode war. Die von ihm ins Leben gerufene Zeitschrift

„The Christian World“ erfreute sich nur kurzen Daseins. Außer den bisher genannten Werken gab Clarke noch eine Uebersetzung von de Wette's „Theodor, oder des Zweiflers Weihe“ heraus; 1848 veröffentlichte er „Life and Military Service of Gen. Wn. Hull“ und 1852 „Memoirs of Marchioness d'Ossoli“. Das in seiner Gemeinde gebrauchte Gesangbuch hat er compilirt. Seine Predigten sind in zahlreichen Exemplaren in Amerika verbreitet und mehrere derselben sind auch in fremde Sprachen übersetzt worden. Frothingham bemerkt in seinem interessanten Buche „Transcendalism in New-England“, daß Clarke's Platz unter den Theologen, aber nicht unter den Philosophen sei, eine Ansicht, der wir vollständig beipflichten. Den Frieden in die christlichen Gemeinden zu tragen, betrachtete er als seine Mission, und da, wo es galt, irgend eine freiheitliche Bewegung zu unterstützen, ließ er niemals mit seinen aufrichtig gemeinten und Allen wohlwollenden Worten lange auf sich warten. Er starb am 8. Juni 1888 zu Jamaica-Plains bei Boston.





